

Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 80

Der Vietnamkrieg



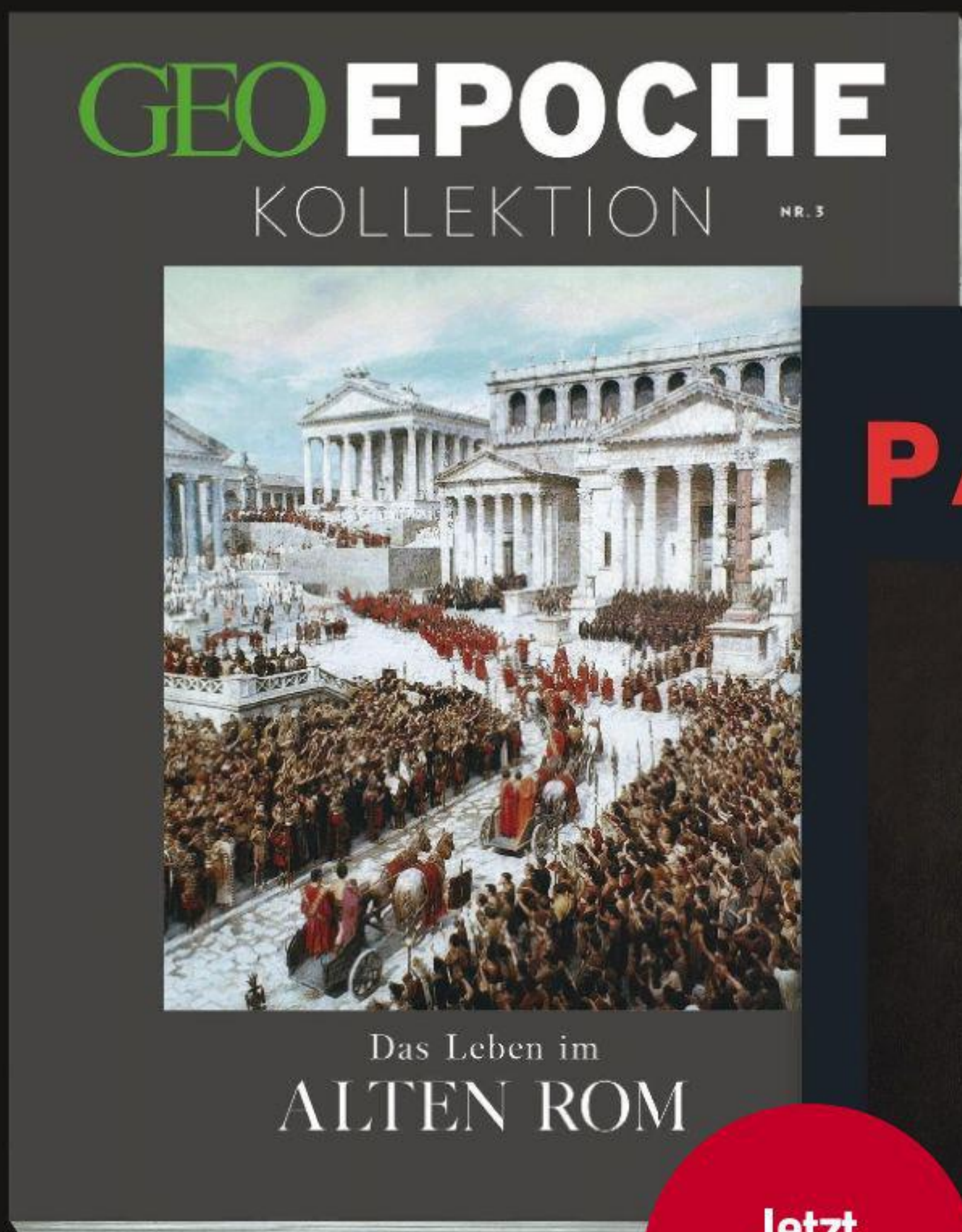
Deutschland € 10,00 · Schweiz 18,60 sfr · Österreich € 11,40
Benelux € 11,80 · Dänemark dkr 110,- · Frankreich € 13,50 · Italien € 13,50

ISBN 978-3-652-00523-4
4 194875 510002 80

1946-1975: KAMPF UM EIN LAND IN SÜDOSTASIEN

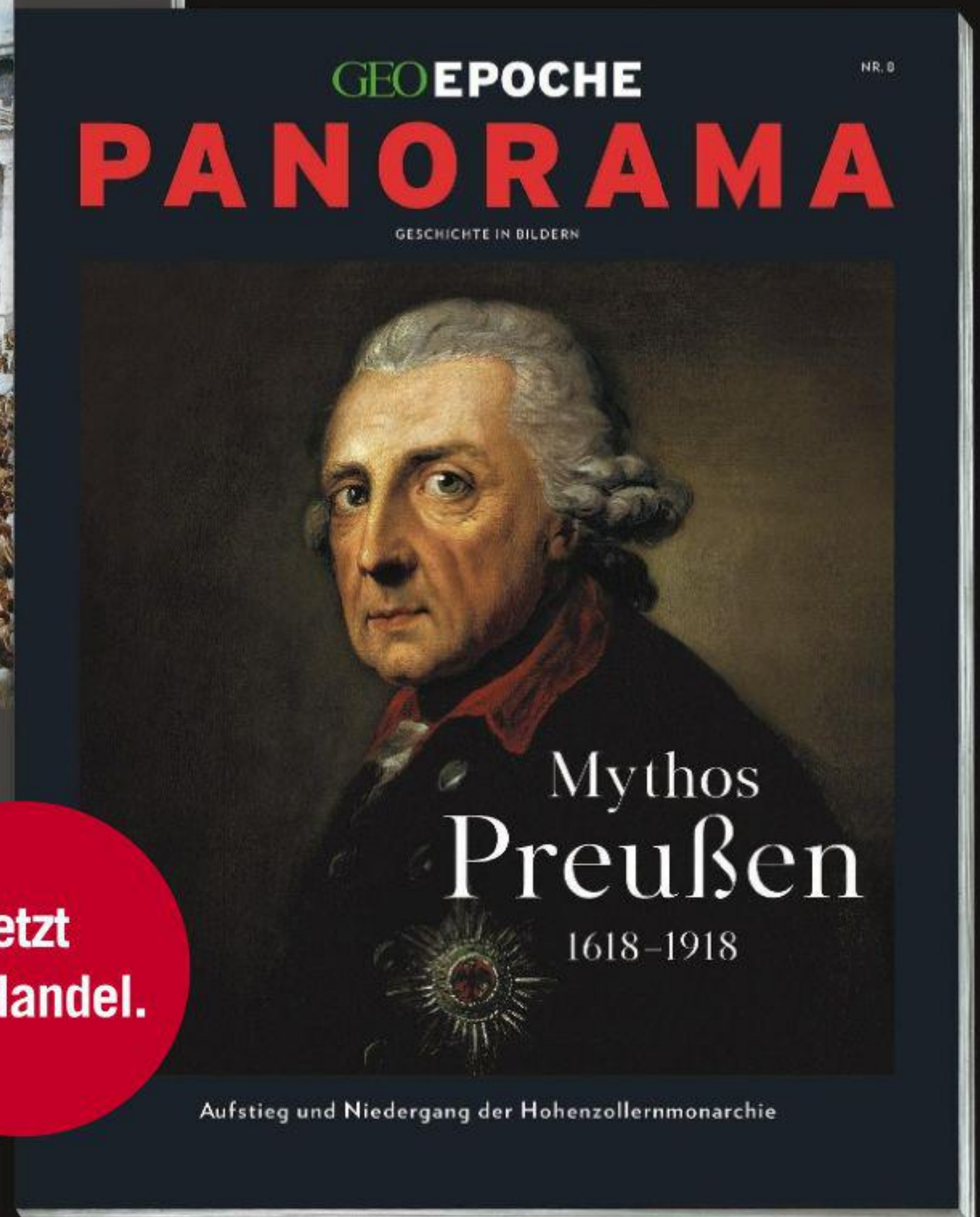
Das Reich der Franzosen / Amerikas korrupter Schützling / Im Staat von »Onkel Ho« / Ein Dorf im Inferno
Die Supermacht und der Guerillakrieg / Der Fall von Saigon / Die Gräueltaten der Roten Khmer

Magazine, die Geschichte schreiben.



Das Beste aus GEO EPOCHE

**Jetzt
im Handel.**



Geschichte in Bildern

Liebe Leserin, lieber Leser

Am 15. November 1969 versammelten sich in der US-Hauptstadt Washington gut 500 000 Menschen, um gegen den Krieg in Vietnam zu demonstrieren: gegen die Verwicklung der Vereinigten Staaten in einen Konflikt, der einen Kontinent entfernt in Südostasien tobte.

Die Menschen sangen „Give Peace a Chance“ und forderten den Abzug der eigenen Soldaten aus Vietnam. Sprecher klagten ein Kriegsverbrechen der Amerikaner in einem Weiler namens My Lai an und stellten die Frage, was die USA in dem Land am Mekongfluss überhaupt zu suchen hätten.

Und tatsächlich war das der entscheidende Punkt: Wieso hatten sich gleich mehrere US-Regierungen immer tiefer in einen Kampf verwickeln lassen, der in Vietnam zwischen Kommunisten und Antikommunisten tobte, und über die Jahre fast drei Millionen GIs in den Dschungel geschickt?

In diesem Heft erzählen wir die Geschichte des Ringens um Vietnam – vom Beginn des antikolonialen Unabhängigkeitskriegs 1946 bis zum Ende der Gefechte im April 1975. Und wir enthalten uns dabei jeder Parteinahme. Denn ganz so eindeutig zu unterscheiden in gut und böse, wie es auf den Protestmärschen klang, waren die Entscheidungen von gleich fünf amerikanischen Präsidenten und ihren Beratern nicht.

Natürlich erschien es einleuchtend, was die Demonstranten in Washington forderten. Wieso hatten sich die USA in eine Konfrontation einzumischen, die sie nichts anging? Weshalb maßten sie es sich an, Piloten, Panzerfahrer und Infanteristen loszuschicken, die Hunderttausende Menschen töteten, darunter viele Zivilisten, und das Land in großen Teilen zu verwüsten? Warum unterstützten sie in Südvietnam nacheinander gleich mehrere korrupte Regimes, die entweder durch Wahlfälschung oder Putsche an die Macht gelangt waren?

Im Zweiten Weltkrieg waren die GIs als Befreier gekommen – welche Rechtfertigung hatten sie jetzt?

Das vor allem waren die Kritikpunkte der Kriegsgegner, und damit hatten sie nicht nur moralisch recht, sondern auch militärisch und politisch, wie sich schon bald zeigen sollte.

Denn die USA erreichten keines ihrer Kriegsziele und waren nach ihrer Niederlage auf Jahrzehnte geschwächt und diskreditiert.

Allerdings sollte man es sich mit Schuldzuweisungen nicht zu leicht machen. Um nachzuvollziehen, weshalb sich so unterschiedliche Präsidenten wie Harry S. Truman, Dwight D. Eisen-



hower, John F. Kennedy und Lyndon B. Johnson in diesen Konflikt verstrickten (Richard Nixon suchte dann nur noch einen vermeintlich „ehrenhaften“ Frieden zu schließen), muss man sich vor allem dessen Genese verdeutlichen.

Denn in den frühen 1950er Jahren, als die USA erstmals Waffen und Militärberater schickten, um den Vormarsch linker Kämpfer unter ihrem Anführer Ho Chi Minh zu stoppen, erreichte der Kalte Krieg gerade einen weiteren Höhepunkt: Die Sowjetunion hatte ihre Herrschaft über Osteuropa fest etabliert, in Korea hatten Moskau und Beijing den Überfall des Nordens auf den Süden des Landes unterstützt, in mehreren Ländern Südostasiens war eine kommunistische Guerilla aktiv, ebenso in Teilen Südamerikas. Auf viele Politiker in Washington wirkte es, als gerieten immer mehr Staaten unter totalitären Einfluss; sie wählten das Bild der Domino-Steine, die nach und nach umkippten. Und das Land, das all dies auslösen könnte, war ihrer Meinung nach Vietnam.

Deshalb schickten sie erst Geld und Waffen, dann Berater, dann Truppen. Deshalb setzten Trumans Nachfolger dessen Politik des *containment* fort, der Eindämmung sowjetischer Expansion. Deshalb unterstützten sie Regimes, die zum Teil sehr zweifelhaft waren.

Doch darf man sich nicht täuschen: Auch die Gegenseite unter Nordvietnams Führer Ho Chi Minh kämpfte nicht für das Selbstbestimmungsrecht des eigenen Volkes – sondern für die Errichtung einer kommunistischen Diktatur. In jenen Regionen, in denen sie schon früh an die Macht kam, schaltete sie die Medien gleich, schaffte alle anderen Parteien ab, verfolgte Andersdenkende, ließ viele von ihnen ermorden.

Am Ende gelang ihr, wogegen Washington all die Jahre gestritten hatte: die Herrschaft über ganz Vietnam zu etablieren. Der Preis waren eine Million tote Zivilisten und ebenso viele Gefallene auf beiden Seiten sowie ein zerstörtes Land.

Die USA verloren fast 60 000 GIs. Und ihre Truppen den Nimbus, so wie in den Weltkriegen auf der richtigen Seite gestanden zu haben. Das ist eine der Folgen dieses Krieges, die bis heute fortwirken.

Herzlich Ihr

Michael Schaper
Michael Schaper



Kernteam dieser Produktion

V. l. n. r.: Jutta Janßen (Layout),
Jens-Rainer Berg (Konzept),
Eva Mitschke (Art Direction),
Olaf Mischer (Verifikation)

KOLONIALMACHT Ab 1858 erobern die Franzosen weite Teile Südostasiens. Doch dann rebellieren die Vietnamesen – mit ungeahnter Schlagkraft. **Seite 24**



DSCHUNGELKAMPF In den Wäldern Vietnams führen die Amerikaner mit modernster Militärtechnik Krieg gegen einen vermeintlich schwächeren Feind. Und werden dennoch unterliegen. **Seite 6**



BÜRGERKRIEG Die USA sind seit 1954 Südvietnams Schutzmacht, doch dessen korruptes Regime provoziert heftige Proteste. 1963 verbrennt sich ein Mönch selbst. **Seite 34**



ESKALATION Washington greift zunächst mit Geld und Beratern in den vietnamesischen Konflikt ein, doch ab 1965 schickt es Hunderttausende GIs. **Seite 46**

LEID Im Norden zerstören US-Bombenangriffe viele Städte und Dörfer, unzählige Zivilisten kommen dabei um. **Seite 54**

Im Süden des Landes werden die Hütten und Felder der Bauern zum Schlachtfeld. **Seite 104**





INHALT # 80

PROLOG TOD IM DSCHUNDEL

Aus Furcht vor dem Kommunismus verstricken sich die USA in einen blutigen Konflikt in Südostasien 6

1946-1954 DER KRIEG VOR DEM KRIEG

Frankreich herrscht in Indochina über ein riesiges Kolonialreich. Doch 1946 kommt es zum Kampf 24

1954-1963 LAND DER VERZWEIFLUNG

Washington stützt Südvietnams korrupte Herrscher – selbst als die das Land in den Bürgerkrieg treiben 34

1963-1965 DAS IMPERIUM MACHT MOBIL

Als das Regime in Saigon taumelt, treten die USA offen in den Krieg ein 46

NORDVIETNAM IM SCHATTEN DER BOMBER

Der kommunistische Norden interveniert im Süden – und wird von US-Luftangriffen heimgesucht 54

KRIEGSALLTAG IN DER GRÜNEN HÖLLE

Gewalt, Angst und Langeweile: Kämpfer beider Seiten erinnern sich an das Leben unter Feuer 64

1968 EIN SIEG ALS NIEDERLAGE

Eine überraschende Offensive der Kommunisten wird zum Anfang vom Ende der Auseinandersetzung 76

1968 DIE GESPALTENE NATION

Immer größer werden die Zweifel der Amerikaner am Krieg – und immer gewaltsamer die Proteste 92

MY LAI ENTFESSELTE GEWALT

Beide Seiten führen einen äußerst brutalen Kampf. Wiederholt kommt es zu Massakern 100

DORFLEBEN ZWISCHEN DEN FRONTEN

In Thuy Phuong hoffen viele auf einen Sieg des Vietcong. Doch dann kommen die Amerikaner 104

1969-1973 LEBEN IN DER BLASE

Kinos, Supermärkte, Bordelle: US-Basen wirken wie amerikanische Städte inmitten der Verwüstung 116

1975 DER FALL VON SAIGON

Als die Südkapitale in die Hände des Nordens fällt, erleidet Washington eine weitere Demütigung 126

KAMBODSCHA DER ROTE WAHN

Der Aufbau eines kommunistischen Staates führt zu einem der größten Verbrechen aller Zeiten 142

ZEITLEISTE DATEN UND FAKTEN 156

Impressum/Bildquellen 161

VORSCHAU

DIE GESCHICHTE DES CHRISTENTUMS 162

EMPÖRUNG

In amerikanischen Städten demonstrieren Millionen gegen den Krieg – und die Polizei schlägt mit Gewalt zurück.

Seite 92




ENDE Als die Kommunisten 1975 auf Saigon vorrücken, starten die USA eine Evakuierung aus der Luft. Seite 126

Sie erreichen die
GEOEPOCHE-Redaktion
online auf Facebook
oder unter
www.geo-epoche.de.
Auf unserer Website
finden Sie auch ein
Verzeichnis aller
bisher erschienenen
Ausgaben

Titelbild: US-Soldaten waten durch ein Reisfeld nördlich von Da Nang in Südvietnam, 1965 (koloriert). Alle **Fakten**, Daten und Karten sind vom Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in **Zitaten** sind nicht kenntlich gemacht. Bei vietnamesischen **Personennamen** steht der Familienname an erster Stelle; bei erneuter Nennung wird allein dieser Name benutzt, es sei denn, es hat sich im deutschen Sprachgebrauch eingebürgert, den Rufnamen zu verwenden, wie etwa Thieu im Fall von Nguyen Van Thieu. Die Bezeichnung „**Vietcong**“ für die südvietnamesischen Rebellen taucht in diesem Heft sowohl im Singular für die Gesamtheit der Widerstandsgruppen als auch im Plural für die Kämpfer auf. Der Vietnamkrieg ist einer der am stärksten bildlich dokumentierten Konflikte, allerdings zumeist durch die Arbeit von Fotografen aufseiten von Amerikanern und Südvietnamesen. Von kommunistischer Seite gibt es nur wenige **Fotos** des Krieges. Dieses Ungleichgewicht spiegelt sich auch in diesem Heft. **Redaktionsschluss:** 22. Juli 2016





Ein Hubschrauber bringt Munition zu einer US-Geschützstellung in Südvietnam. Immer mehr Soldaten schickt Washington, immer größer wird das Arsenal an Panzern und Flugzeugen. Schließlich stehen mehr als 500 000 Amerikaner im Land

TOD IM DSCHUNDEL

Ab 1960 verstricken sich die USA tief in einen Konflikt in Südostasien. Aus Angst vor dem Vormarsch des Kommunismus bringt Washington eine gewaltige Militärmaschinerie nach Vietnam. Es ist ein zähes, brutales Ringen gegen einen vermeintlich unterlegenen Gegner. Ein Kampf, der Millionen Menschen das Leben kosten, ein Land verwüsten – und eine gedemütigte Supermacht hinterlassen wird

Bildtexte: JENS-RAINER BERG und ANDREAS SEDLMAIR





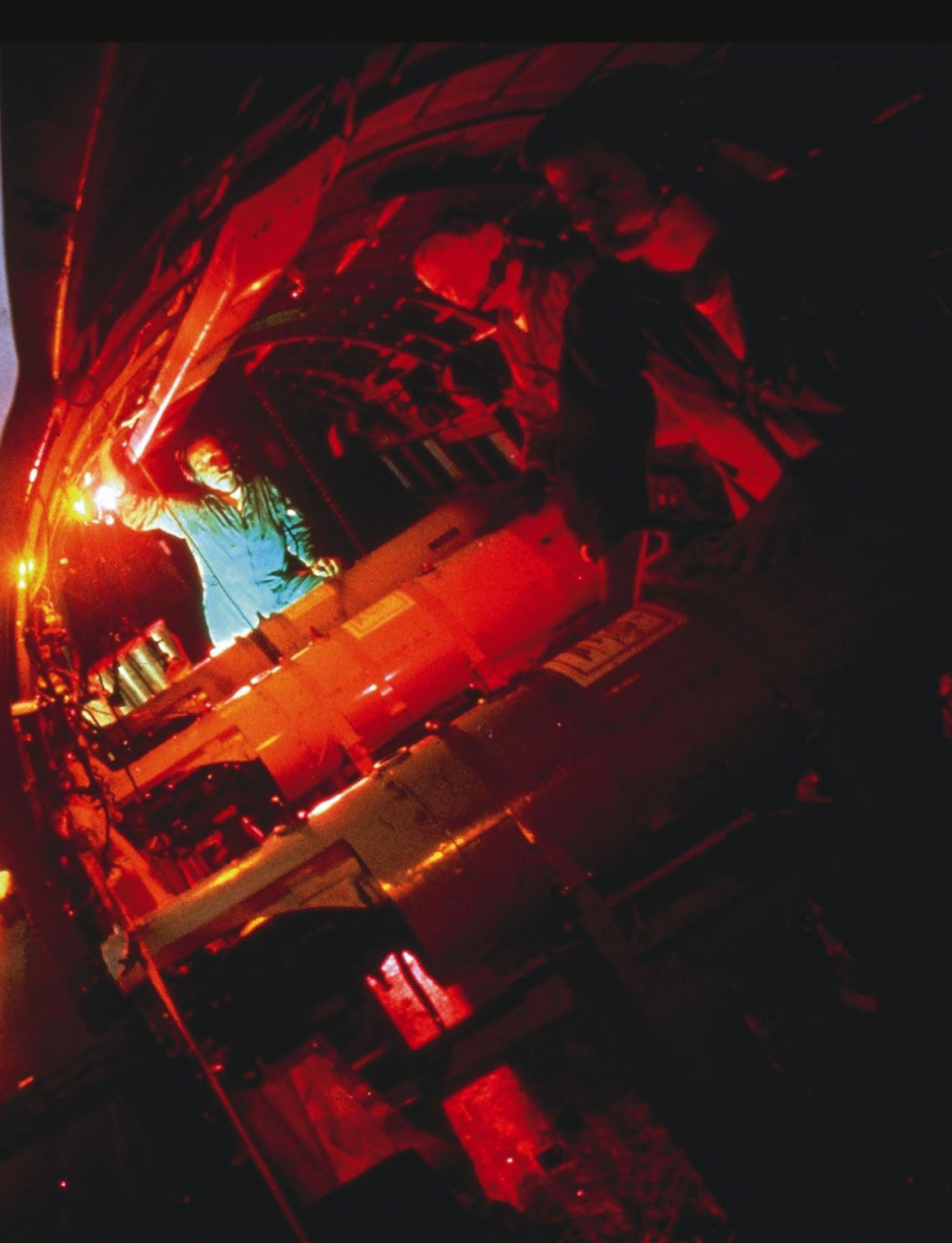
Im Frühjahr 1965 landen – nach Jahren, in denen vor allem Militärberater in Vietnam gewirkt haben – die ersten offiziellen US-Kampfeinheiten in dem Land am Mekongfluss. Fast von Beginn an wird der Krieg auf Kosten der Zivilbevölkerung geführt. Den GIs ist es zumeist kaum möglich, die feindlichen Partisanenkämpfer von den übrigen Einheimischen zu unterscheiden – und so zerstören sie mitunter ganze Dörfer auf den bloßen Verdacht hin, dass ihre Bewohner den Gegner unterstützen



Widersacher der Amerikaner sind kommunistisch dominierte Rebellentruppen, die sich im Widerstandskampf gegen das von den USA gestützte südvietnamesische Regime gegründet haben. Scheinbar schwach und leicht bewaffnet – hier weibliche Kämpfer in der typischen schwarzen Kluft –, bestimmen sie doch vielfach den Charakter der Gefechte: Die US-Militärs müssen sich auf einen verlustreichen Guerillakrieg ohne klare Fronten einlassen



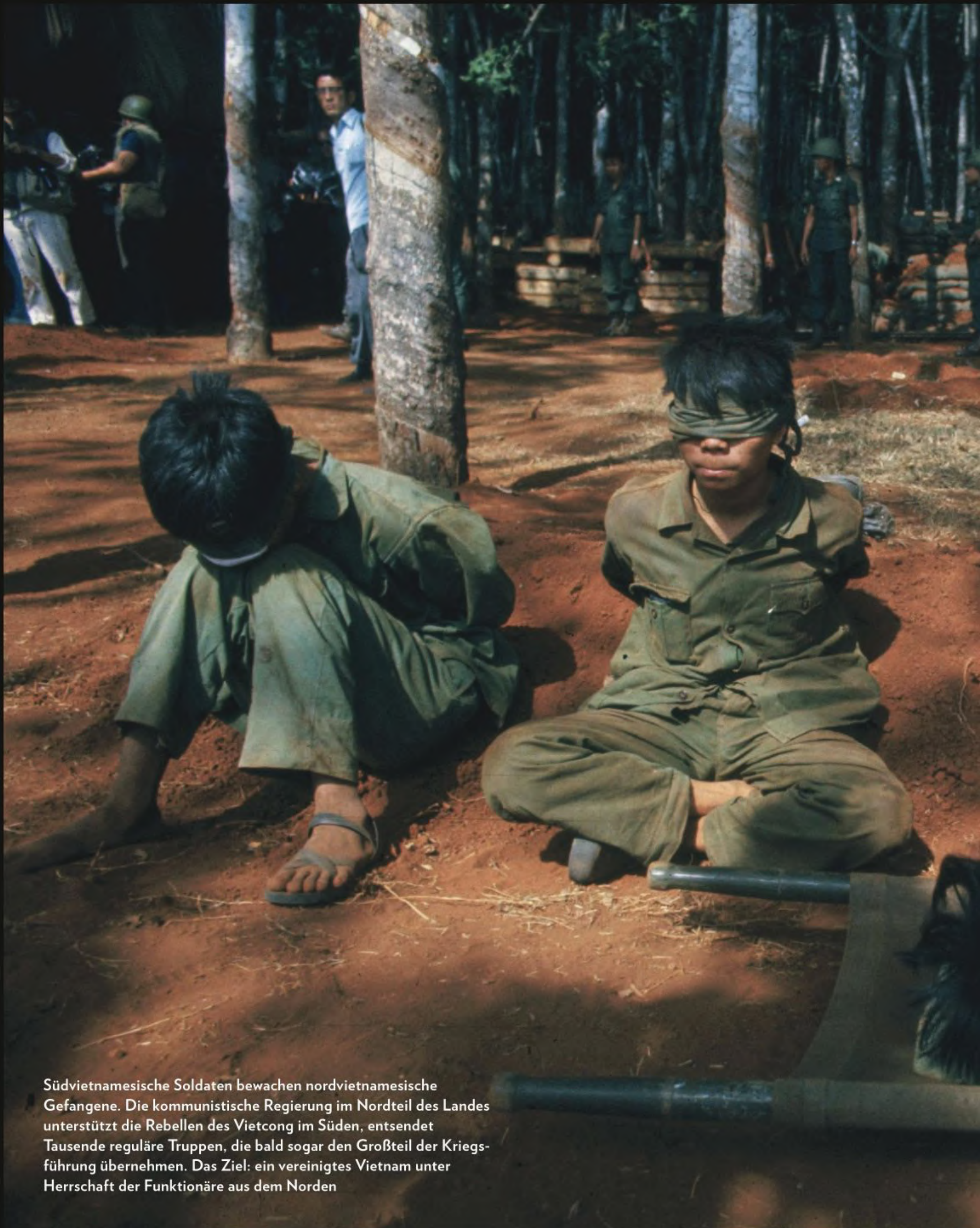
Die Amerikaner setzen vor allem auf ihre technische Überlegenheit, führen Krieg mit der massiven Feuerkraft aus ihren industriellen Waffenschmieden. Allein die Bordkanonen dieses Flugzeugs können pro Minute 18 000 Schuss abgeben. Das strategische Ziel der US-Generäle sind schon bald nicht mehr eroberte Gebiete, sondern möglichst viele tote Feinde







Eine Straße in der südvietnamesischen Stadt Da Nang nach einem Anschlag kommunistischer Vietcong-Rebellen: Von beiden Seiten wird der Krieg mit großer, im Verlauf der Kämpfe sogar noch zunehmender Brutalität und Rücksichtslosigkeit geführt. Und so ist auch der Anteil der Zivilisten an den Opfern des Konflikts – etwa 50 Prozent – dramatisch hoch



Südvietnamesische Soldaten bewachen nordvietnamesische Gefangene. Die kommunistische Regierung im Nordteil des Landes unterstützt die Rebellen des Vietcong im Süden, entsendet Tausende reguläre Truppen, die bald sogar den Großteil der Kriegsführung übernehmen. Das Ziel: ein vereinigtes Vietnam unter Herrschaft der Funktionäre aus dem Norden



Krieg in Vietnam





Häufig werden die GIs von Hubschraubern im Landesinneren abgesetzt, wo sie auf Patrouillen Verstecke der Vietcong-Kämpfer aufspüren sollen. Das ungewohnte Klima und die dichte Vegetation machen die Einsätze für die oft erst 19 Jahre alten Wehrpflichtigen zur Qual. Und stets müssen die Amerikaner mit Sprengfallen oder Überraschungsangriffen der ortskundigen Rebellen rechnen





Die GIs kämpfen an der Seite Südvietnams, doch das Verhältnis ist heikel. Washington hält viele Offiziere des Verbündeten – hier ein Verwundeter, der von einem Kameraden befragt wird – für korrupt und unfähig, die Truppen für feige. Die wiederum empfinden die US-Militärs als überheblich. Als sich die USA auf Druck der heimischen Öffentlichkeit allmählich aus dem Krieg zurückziehen, zeigt sich überdeutlich, dass die Armee des Südens allein nicht bestehen kann



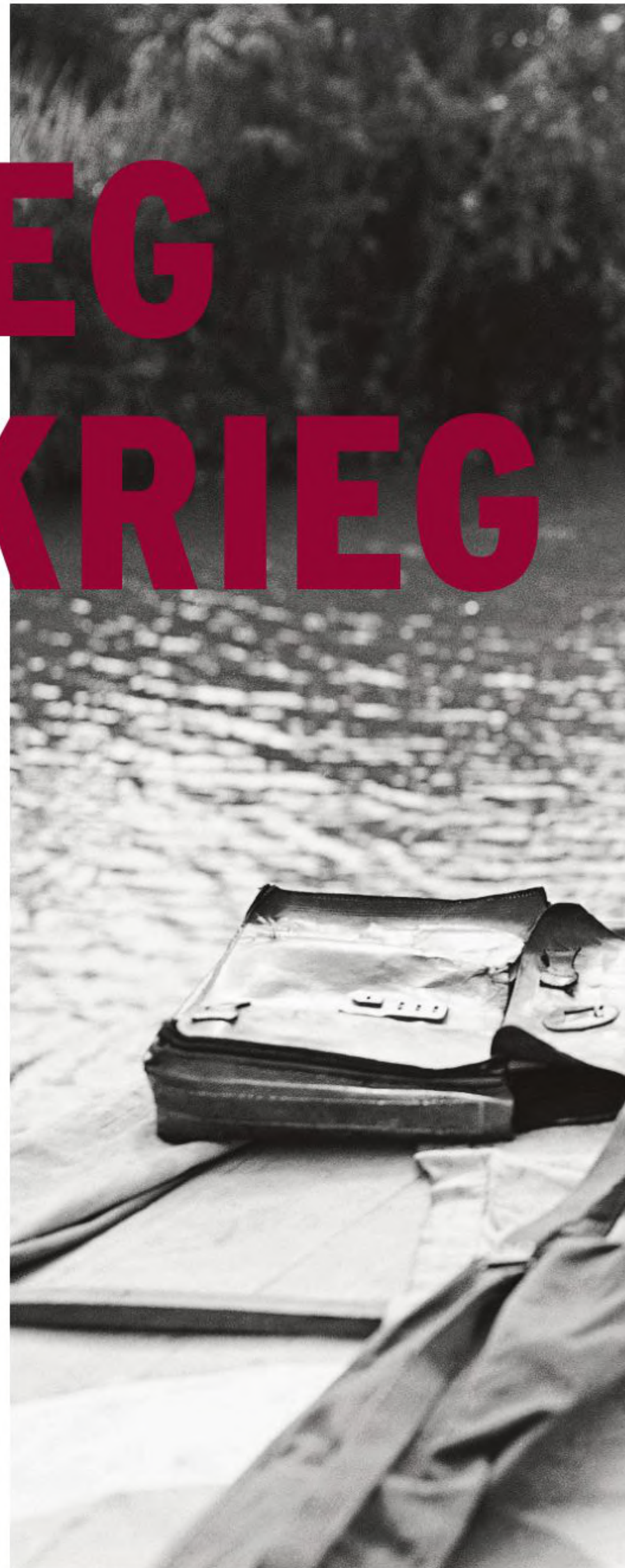
Mindestens zwei Millionen Vietnamesen und fast 60 000 US-Amerikaner verlieren in dem Krieg ihr Leben. Auch spätere Generationen leiden unter den Folgen der Kämpfe, denn die Millionen Tonnen von Bomben, die die Amerikaner abwerfen, hinterlassen tiefe Spuren der Zerstörung, wie auf diesem Höhenzug am Meer südöstlich der Stadt Hue, über den eine Gruppe von GIs marschiert ●



Der **KRIEG** vor dem **KRIEG**

Ab 1858 erobern die Franzosen in Südostasien ein riesiges Kolonialreich, auch in Vietnam. Doch während des Zweiten Weltkriegs fordern immer mehr Vietnamesen die Freiheit, stellen sich kommunistische Rebellen gegen die fremden Herren. Ende 1946 entbrennt schließlich ein offener Konflikt

—— Text: MATHIAS MESENHÖLLER





Französischer Bootskonvoi in Vietnam:
Um den Status als Großmacht zu wahren,
greift Paris in den 1950er Jahren in Über-
see mehrmals zu militärischen Mitteln,
etwa in Algerien und Ägypten

E

Es ist der 7. Mai 1954. Im französischen Militärlager von Dien Bien Phu im Nordwesten Vietnams rammen Infanteristen am späten Nachmittag ihre Gewehre in den Boden und feuern eine letzte Kugel ab, damit der Lauf reißt. Panzerbesatzungen lassen das Motoröl ab und geben Vollgas, bis die Maschine sich festfrisst. Kanoniere zertrümmern die Zielvorrichtungen der Haubitzen, sprengen die Rohre. Stabspersonal vernichtet Unterlagen.

Ein Oberst verbrennt sein rotes Fallschirmjäger-Barett. Acht Wochen haben seine Männer das ausgedehnte Lager verteidigt, das in einem Tal liegt, aus Stützpunkten auf Hügeln, Artillerie-Nestern, Bunkern, Schützengräben besteht und von Minenfeldern und Sprengfallen umgeben ist. Längst sind fast alle äußeren Posten aufgerieben.

Nun fällt auch der Kern der Festung. Eine der noch verbliebenen Stellungen nach der anderen ergibt sich den anstürmenden Kämpfern der Vietminh-Volksarmee. Viele der Vietnamesen sind sehr jung, nervös. Ein Stoßtrupp läuft zu dem Kommandobunker der Franzosen. Ohne Gegenwehr lässt der befehlshabende General sich abführen.

Gegen 17.40 Uhr hissen die Volksarmisten über dem Kommandostand der Franzosen ihre rote Flagge mit dem eingestickten goldenen Stern.

Etwa 9000 Soldaten gehen in Gefangenschaft. Noch am Abend treiben die Sieger jeden, der zumindest humpeln kann, aus dem Lager hinaus. Nach rund 15 Kilometern lassen sie die Männer campieren, teilen sie in Kolonnen ein und setzen sie in Richtung zahlreicher Lager in Marsch, einige davon mehr als 700 Kilometer entfernt.

20 Kilometer sollen die Kolonnen am Tag bewältigen, nicht viel. Doch das Gelände ist oft unwegsam, zudem herrscht Regenzeit. Die Gefangenen sind erschöpft von der wochenlangen Belagerung, ein Drittel ist krank oder verwundet; manche müssen getragen werden.

Malaria breitet sich aus. Wundbrand zerfrisst die verstümmelten Glieder. Bald brechen die ersten zusammen und bleiben am Wegesrand liegen. Diejenigen, die sich weiterschleppen, nehmen die Tragen mit den Verwundeten nicht mehr auf und überlassen die Verwehrten ihrem Schicksal: den Ratten und Ameisen des Dschungels. Nach vier bis acht Wochen erreichen die Überlebenden die Lager.

Es gibt zu wenig zu essen, Krankheiten grassieren. Zwangsarbeit laugt die Gefangenen aus; wer zu schwach ist, um Bäume zu fällen, erhält keine Rationen.

Die Lager haben weder Zäune noch Wachtürme. Doch eine Flucht ist fast unmöglich, so abgelegen im Dschungel, in den Bergen liegen sie.

Die Männer haben eine einzige Chance freizukommen – und über die wird 9000 Kilometer weiter westlich entschieden: im schweizerischen Genf.

Dort verhandeln nach mehr als sieben Jahren Krieg Vertreter Vietnams und Frankreichs über einen Waffenstillstand. Und über das künftige Schicksal der ehemaligen französischen Kolonie. Außerdem nehmen Briten und Chinesen, Delegationen aus Laos und Kambodscha sowie die Supermächte USA und UdSSR an den Gesprächen teil.

Sie alle sind davon überzeugt, dass es in Vietnam um mehr geht als um das Land selbst. Dass dort das Gleichgewicht der großen Machtblöcke auf dem Spiel steht, das globale Kräfteverhältnis. Ent-



sprechend hart feilschen die Diplomaten, taktieren zäh. Nur langsam stellen sich Fortschritte ein.

In der Zwischenzeit sterben mit jedem Tag und jeder Woche immer mehr französische Gefangene im Dschungel.

Vietnam hat Erfahrung mit fremden Herren. Mehr als 1000 Jahre lang gehörte das Siedlungsgebiet des Viet-Volkes am Golf von Tonkin zum Chinesischen Reich; erst als die Großmacht im 10. Jahrhundert taumelte, entstand wieder ein eigener Staat. Die Viet-Herrscher hielten den übermächtigen Nachbarn in erbitterten Abwehrschlachten, mit Diplomatie und Tributen fern – und machten später selbst Eroberungen im Süden. Um 1700 geboten sie über ein mehr als 1000 Kilometer langes, s-förmig zwischen eine Gebirgskette und das Südchinesische Meer geschmiegtes Territorium.

Als die Franzosen 1858 nach Indochina vordringen, treffen sie in Vietnam auf eine selbstbewusste, ans Kämpfen gewöhnte Nation. Dennoch setzen sich die Eroberer Schritt für Schritt durch: mit überlegener Waffenmacht, indem sie



Die Herrschaft der Franzosen in Indochina stützt sich nicht zuletzt auf Waffengewalt. Auch Mitglieder der Fremdenlegion (hier 1954) verteidigen den kolonialen Anspruch

In Vietnams fruchtbaren Ebenen lassen die Franzosen riesige Plantagen anlegen – etwa für Reis und Kautschuk (Posten der Fremdenlegion)



Die städtische Elite – hier eine Straßenszene in Hanoi – profitiert von der Kolonialherrschaft und schickt ihre Kinder in französische Schulen. Die Bauern dagegen leiden unter hohen Steuern

offener ist als der kleinbäuerlich organisierte Norden des Landes).

Fast überall gibt es bereitwillige Kollaborateure der Franzosen: Die Kolonialmacht kann loyale Hilfstruppen aufbauen, deren Mannschftsstärke schon bald die der eigenen Einheiten übertrifft. Auch unter den Verwaltungsbeamten finden sich mehr Einheimische als Europäer. Mit ihrer Hilfe beherrscht Frankreich um 1900 ein Gebiet von 740 000 Quadratkilometern, das auch Laos und Kambodscha umfasst und offiziell „Indochinesische Union“ heißt.

Für die große Mehrheit – die auf dem Land lebt – bedeutet die Kolonialherrschaft: hohe Steuern und Zwangsarbeit für Straßen, Brücken, Kanäle; Schulden, die die Bauern zwingen, ihr Landstück an Plantagenbesitzer zu verkaufen, sowie Abhängigkeit und Verarmung. Einige finden Arbeit in den

örtliche Konflikte ausnutzen – und dank politischer Fehleinschätzungen des vietnamesischen Kaisers. 1862 muss er die ersten Provinzen im Süden an Frankreich abtreten, 1883 ein Protektorat über den Rest seines Reiches anerkennen.

Obwohl es den Europäern in erster Linie um Macht, Rohstoffe und Abgaben geht, verstehen sie sich ähnlich wie die Chinesen als Zivilisationsbringer. Und eine neue Klasse von Vietnamesen mag ihnen zustimmen: jene Kaufleute etwa, die am Handel mitverdienen, aber

auch geschäftstüchtige Agrarunternehmer, die nun gefördert werden und vor allem Reis für den Export anbauen.

Diese Vietnamesen beginnen, sich europäisch zu kleiden, sie kaufen Vorstadtvillen, trinken Wein, fahren Fahrrad, schicken ihre Kinder auf französische Schulen. Eine neue urbane Mittelschicht aus Ingenieuren, Ärzten, Händlern entsteht. Die meisten dieser Gewinner der Modernisierung leben in Saigon, der großen Hafenstadt im Süden (der ohnehin kommerzieller ausgerichtet und welt-

wenigen Industrieunternehmen, schufteten lange für wenig Lohn, bei brutaler Disziplin. Den Gewinn teilen sich die Lati-fundienbesitzer, große Investmentgesell-schaften aus Europa und der französische Staat: Von allen Kolonien Frankreichs ist Indochina die profitabelste.

Die kleine, aber einflussreiche Gruppe der Gebildeten empfindet die Fremdherrschaft als tiefe Kränkung. Seit Jahrhunderten hat diese Elite die Ver-waltung nach den Lehren des chinesi-schen Denkers Konfuzius gelenkt. Nun soll sie den fremden Barbaren dienen.

1908 entlädt sich Unmut gegen die Kolonialherren in einem Bauernaufbruch, dem sich auch Gelehrte anschließen. Die Aufständischen stürmen Verwaltungs-

Fällt Vietnam, fällt ganz Asien, fürchten die USA

gebäude, plündern Villen, brennen sie nieder. Doch der Revolte fehlt so gut wie jede Organisation. Sie wird rasch unterdrückt, Rädelsführer kommen ins Gefängnis oder werden hingerichtet.

Der Erste Weltkrieg verschärft die Belastung für die Kolonisierten noch einmal, da sie nun auch als Arbeiter und Rekruten in Europa dienen müssen. Zwischen 1915 und 1919 halten sich fast 100 000 Soldaten, Arbeiter, Intellektuelle aus Indochina in Europa auf.

Einer von ihnen präsentiert im Juni 1919 während der internationalen Friedenskonferenz in Versailles bei Paris eine Petition, die Reformen und politische Rechte für die Kolonisierten fordert.

Unterschrieben ist sie mit Nguyen Ai Quoc, vietnamesisch für „Nguyen der Patriot“ – ein Pseudonym.

Der Geburtsname des Unterzeichners ist Nguyen Sinh Cung. In die Geschichte eingehen aber wird er unter einem weiteren, späteren Decknamen: Ho Chi Minh – „Quelle des Lichts“.

Geboren 1890 in einem Weiler in Zentralvietnam als Sohn eines konfuzianisch gebildeten Beamten und einer Weberin, hat Ho eine solide Ausbildung erhalten, mit Anfang 20 beschlossen, die Welt zu erkunden, und als Küchengehilfe auf einem Passagierdampfer angeheuert, dann zwei Jahre auf See verbracht. Später lebte er in Boston, London, Frankreich, lernte Englisch und Französisch.

Überall hat er das Gleiche gesehen: die Unterdrückung von Afrikanern und Arabern, der Schwarzen in den USA, der Iren durch die Engländer. Aus der Wut über das Schicksal seines Landes ist bei ihm eine Empörung gegen Kolonialismus und Ausbeutung geworden.

Ho Chi Minh bewundert die demokratischen, freiheitlichen Ideale des Westens – aber er verachtet die Verlogenheit der tatsächlichen Politik.

Seine Petition an die Friedenskonferenz von 1919, die er mit zwei Freunden entworfen hat, wird vermutlich nie beantwortet; mag sein, dass ihn das noch weiter verbittert. Da bekommt er im Sommer 1920 die „Thesen zur nationalen und kolonialen Frage“ des russischen Revolutionsführers Wladimir Iljitsch Lenin in die Hände. Der Bolschewik fordert kompromisslos Freiheit für die kolonisierten Völker, ruft zur Weltrevolution *aller* Unterjochten auf. Diese Eindeutigkeit begeistert Ho Chi Minh.

Noch im selben Jahr nimmt er am Kongress der französischen Sozialisten in Tours teil, auf dem die Mehrheit für den Anschluss an die in Moskau ins Leben gerufene Kommunistische Interna-

Französische Soldaten
beschießen feindliche Stellungen.
Die USA unterstützen Paris
mit Geld und Waffen – aus Angst,
dass Vietnam an die Kommu-
nisten fallen könnte

Im Spätsommer 1945 rufen vietnamesische Aktivisten eine unabhängige Republik aus, doch die Franzosen wollen ihre ehemalige Kolonie nicht aufgeben und schicken Truppen in den Kampf, darunter 1953 diese Fallschirmjäger



tionale stimmt – eine Vereinigung aller kommunistischen Parteien. Es ist die Geburtsstunde der Kommunistischen Partei Frankreichs.

Ho, schmal, ja zierlich und unscheinbar, zeigt in der neu ausgerichteten Partei organisatorisches und propagandistisches Geschick. 1923 wird er ins Hauptquartier des Weltkommunismus gerufen: zur „Komintern“ nach Moskau.

Die schickt ihn auf seinen Wunsch hin bald weiter: Im Oktober 1924 reist er mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Osten und erreicht einige Wochen später das südchinesische Kanton. Sein Auftrag:

die Revolution in Französisch-Indochina vorzubereiten.

Ho versammelt Exil-Vietnamesen um sich, die nach China geflohen sind, bildet Kader aus, verfasst Propagandaschriften und ein Lehrbuch über die marxistische Revolution. Gefolgsleute werben in der Heimat Anhänger, senden manche zur Schulung nach Kanton.

Vor allem verfolgt Ho eine langfristige Strategie, in der das Zusammenwirken aller gesellschaftlichen Gruppen zunächst die Unabhängigkeit und Einheit Vietnams gegen die Franzosen erreichen soll und erst anschließend der

Kommunismus im Land umzusetzen ist. Er bietet seinen Gefolgsleuten eine ideologische Kombination aus Realitätssinn und Vision, aus modernen und traditionell asiatischen Idealen, die namentlich junge, gebildete Leute anspricht. So gelingt es ihm, eine kämpferische, disziplinierte Bewegung aufzubauen, in der sich patriotische Nationalisten und Kommunisten gemeinsam engagieren.

Doch das Bündnis hält nicht. 1930 schließen sich mehrere kommunistische Gruppen zur indochinesischen KP zusammen, die zehn Jahre später rund 2000 Mitglieder und 40 000 Unterstützer hat.

Gefährlich können die Kommunisten dem Kolonialregime aber nicht werden: Zu engmaschig ist die Überwachung durch die Franzosen.

Im Frühsommer 1940 überrennt die deutsche Wehrmacht Frankreich. Wenig später besetzen die mit Berlin verbündeten Japaner Indochina, überlassen den Franzosen allerdings weiter die Verwaltung in Vietnam, Laos und Kambodscha.

Am 8. Februar 1941 erreicht Ho von Südchina aus zum ersten Mal seit 30 Jahren wieder vietnamesischen Boden. In den Bergen im Norden schlägt er sein geheimes Hauptquartier auf und versammelt bald ein halbes Dutzend Untergrundkader. Gemeinsam beschließen sie, eine partei- und klassenübergreifende Einheitsfront auszurufen: die „Liga für die Unabhängigkeit Vietnams“ (*Viet Minh*), in der faktisch aber die Kommunisten dominieren. Ziel ist es, eine Massenerhebung vorzubereiten für den Moment, in dem der Weltkrieg die fremden Herren hinreichend geschwächt hat.

Bald beginnt sich die Vietminh nach Süden auszubreiten: Verschärfte Repressionen der Franzosen sowie die zusätzliche Ausplünderung des Landes durch die Japaner treiben dem Widerstand in den ländlichen Regionen immer mehr Menschen zu. Unter Anweisung



Wildnis und Schützengräben: Der Kampf um Indochina ist ein zermürender Guerillakrieg, den Frankreich trotz seiner Übermacht nicht gewinnen kann



1953 errichten die Franzosen – hier ein Offizier am Funkgerät – eine Basis im Feindesland. Bei Dien Bien Phu wollen sie die vietnamesischen Gegner in eine vernichtende Schlacht locken

des ehemaligen Geschichtslehrers Vo Nguyen Giap bilden sie Guerillagruppen und Dorfmilizen zur Selbstverteidigung.

Im Frühjahr 1945 entwaffnen die Japaner die Franzosen und internieren das Verwaltungs- und Militärpersonal, aus Furcht, die Europäer könnten ihnen in den Rücken fallen. Etwa zur gleichen Zeit gelingt es Ho Chi Minh, Kontakt mit US-Spezialeinheiten aufzunehmen, die von Südchina aus Sabotagekommandos gegen die Japaner führen.

Zwar ist Ho ein Kommunist, aber dennoch willigt Washington ein, ihm Waffen zu liefern im Tausch gegen Informationen über die Japaner.

Zudem betonen die USA seit einiger Zeit das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Und Präsident Franklin D. Roosevelt ist es durchaus ernst damit. Während er bei den Briten vergebens für einen freiwilligen Rückzug aus deren Besitz in Übersee wirbt, will er an Frankreich ein Exempel statuieren: Die indochinesischen Staaten sollen unter einem internationalen Mandat in die Unabhängigkeit geführt werden.

Am 15. August 1945 kapituliert Japan. Ho Chi Minh erfährt als einer der Ersten davon: über das Funkgerät amerikanischer Offiziere, die inzwischen seine Guerillakämpfer trainieren. Und er reagiert. Die Vietminh-Führung beschließt den landesweiten Aufstand.

In Dörfern und Städten veranstalten ihre Anhänger bewaffnete Demonstrationen, Volksbefreiungskomitees übernehmen die Macht. Sie stoßen auf wenig Widerstand: Die geschlagenen Japaner halten sich heraus, die Franzosen sind in Haft, lokale vietnamesische Autoritäten meist zu schwach, um sich zu wehren.

Am 22. August 1945 macht sich Ho Chi Minh aus seinem Versteck auf den Weg nach Hanoi, der Verwaltungszentrale im Norden Vietnams.

Der 2. September ist ein strahlend sonniger Tag. Seit dem frühen Morgen strömen Tausende Bauern aus den Vororten ins Zentrum Hanois. Gegen 12.00 Uhr erklimmt Ho eine improvisierte Tribüne: ein kleiner, schmächtiger 55-Jähriger mit zurückweichendem, schon grauem Haaransatz und Spitzbart. Er trägt einen khakifarbenen Anzug, schwarze Stoffsandalen.

Ho liest die selbstverfasste Unabhängigkeitserklärung Vietnams vor. Dann ruft er, bejubelt von Hunderttau-

senden, die Demokratische Republik Vietnam aus, der er fortan als Präsident vorsteht. Unter den Zuhörern sind Offiziere des US-Geheimdienstes, Flugzeuge der Air Force fliegen eine Ehrenrunde.

Doch insgeheim hat die US-Regierung in Washington Ho Chi Minh fallen gelassen: Im April ist US-Präsident Roosevelt gestorben; sein Nachfolger Harry S. Truman sieht in Frankreich einen wichtigen Partner. In Paris wiederum gelten die Kolonien, besonders das einst so ertragreiche Indochina, als unverzichtbar für den wirtschaftlichen Wiederaufbau, für die Rückkehr zum Status einer Großmacht. Und so hat Truman den Franzosen bereits im Mai signalisiert, dass die USA in dieser Frage fortan neutral seien.

Unterstützt von britischen Einheiten, die im Auftrag der Alliierten das japanische Militär entwaffnen, kehren binnen Kurzem die französischen Kolonialherren mit Soldaten und Kriegsmaterial in den Süden Vietnams zurück.

Für die nördliche Hälfte erhalten die Chinesen unter Führung des Nationalisten Chiang Kaishek die Aufgabe, die Waffen der Japaner einzusammeln; sie befürworten ein unabhängiges Vietnam, unterstützen die Bestrebungen Ho Chi Minhs, um so den Einfluss der Franzosen zu schmälern.

Mit Zugeständnissen an China, unter anderem im Handel, gelingt es Paris jedoch im Frühjahr 1946, auch Zugang zum Norden zu erhalten: Die Chinesen sollen dort abziehen und die Franzosen einmarschieren.

Angesichts der drohenden Rückkehr Frankreichs in den Norden Vietnams erklärt sich Ho bereit zu verhandeln: über Privilegien für die Franzosen, eine mehrjährige Übergangsfrist vor der Unabhängigkeit, einen Verbleib in einer Art französischem Commonwealth.

Auch gegen den Widerstand seiner Gefährten versucht der charismatische Anführer, mit diplomatischen Mitteln einen Krieg mit den Franzosen zu verhindern, macht immer wieder Angebote.

Doch er warnt auch: „Wenn wir kämpfen müssen, werden wir kämpfen. Ihr werdet zehn von uns töten und wir einen von euch, aber ihr werdet diejenigen sein, die müde werden.“



Die Vietnamesen versammeln 50 000 Kämpfer um Dien Bien Phu. Dort heben sie Gräben und unterirdische Gänge aus und warten auf den Befehl zum Angriff

An der Spitze der vietnamesischen Kommunisten steht der 1890 geborene Ho Chi Minh (Mitte), ein erfahrener Revolutionär und begabter Anführer



DAS GETEILTE LAND, 1954

Am 6. März kommt es zum Kompromiss: Paris erkennt das gesamte Vietnam als freien Staat an, und Ho lässt dafür 15 000 französische Soldaten vorübergehend in den Norden einmarschieren. Weitere Fragen sollen in Folgeverhandlungen geklärt werden. Doch Paris geht es nur um einen Zeitgewinn.

Bereits im Sommer scheitern weitere Gespräche, weil Frankreich – entgegen der Vereinbarung – den reichen südlichsten Teil Vietnams keinesfalls aufgeben will, die Vietminh jedoch eine Teilung des Landes nicht akzeptiert. Beide Seiten beginnen nun, sich auf eine militärische Auseinandersetzung vorzubereiten. Ho Chi Minhs Regierung stellt weitere Truppen auf, wandelt besetzte Industriebetriebe in Waffenfabriken um. Zugleich beziehen die Franzosen im Norden strategisch günstige Positionen.

Da entbrennt im November 1946 in der Hafenstadt Haiphong, etwa 100 Kilometer östlich von Hanoi, ein Streit um die Zollerhebung. Soldaten beider Seiten schießen aufeinander, heftige Straßenkämpfe brechen aus; die Lage beruhigt sich allerdings schnell wieder, da die französischen Offiziellen vor Ort versprechen, fortan die vietnamesische Souveränität zu achten. Doch die Verantwortlichen in Paris nutzen den Vorfall, um den Konflikt zu verschärfen, und lassen am 23. November ohne Vorwarnung den Hafen bombardieren. Vermutlich 6000 Zivilisten sterben.

Einen Monat später fordern die Franzosen in einem Ultimatum die Herausgabe von Hanoi und die Entwaffnung der Vietnamesen in der Stadt. Daraufhin beschließt die Führung der Vietminh den offenen Krieg. In der Nacht auf den 19. Dezember 1946 greifen 20 000 ihrer Kämpfer französische Einrichtungen in Hanoi an. Doch schnell verdrängen die Kolonialtruppen ihre schlechter bewaffneten Gegner aus den meisten Städten und festen Stellungen in Nord- und Zentralvietnam. Die Vietminh-Truppen ziehen sich in den zerklüfteten Bergschungel des Nordens zurück.

Von dort aus steuert Giap einen Guerillakrieg mit Anschlägen und Hinterhalten. Die französischen Truppen kontrollieren die Städte und können Dörfer zwar fast nach Belieben besetzen,



Vietnam erstreckt sich über rund 1600 Kilometer an der Küste des südchinesischen Meeres, vom Roten Fluss im Norden bis zum Mekongdelta im Süden. Seit 1893 bildet es zusammen mit Kambodscha und Laos das französische Kolonialreich in Indochina. Nach einer japanischen Besetzung während des Zweiten Weltkriegs und darauffolgenden Unabhängigkeitserklärungen in allen drei Ländern scheitert der Versuch der Franzosen, die Region zurückzuerobern: Im Jahr 1954 wird Vietnam entlang des 17. Breitengrades geteilt – Kambodscha und Laos erhalten volle staatliche Souveränität

sobald sie aber abziehen, kehren die Kämpfer der Vietminh zurück. Zudem verbünden sich die Vietnamesen mit den Befreiungsbewegungen der inzwischen ebenfalls von Frankreich erneut besetzten Nachbarn Laos und Kambodscha.

Und abermals beeinflusst das weltpolitische Geschehen den Gang der Dinge in Vietnam. 1949 erringen Chinas Kommunisten in ihrem Land die Macht; im Sommer des Jahres testet Moskau eine eigene Atombombe. In Washington verbreitet sich die Sorge, dass die Kommunisten nach der Weltherrschaft streben – und mit allen Mitteln aufgehalten werden müssen.

Der Krieg in Vietnam gilt als erstes Gefecht im Konflikt um eine neue Weltordnung. Fällt Indochina an die Kommunisten, so fürchten US-Strategen, gehen womöglich Thailand, die malaiische Halbinsel, Indonesien verloren, könnten Japan, die Philippinen, gar Australien in Gefahr geraten. Trumans Nachfolger Dwight D. Eisenhower nennt es bald das „Domino-Prinzip“: Kippt der erste Stein, ist die Katastrophe unvermeidbar.

Daher erkennen die USA nun ein von Paris installiertes Marionettenregime unter Kaiser Bao Dai an. Zudem erklären sie sich bereit, Frankreich zu helfen. Sie geben Geld, liefern Flugzeuge, Jeeps, Geschütze, Schiffe, Gewehre, Munition.

Auf der Gegenseite senden die Chinesen bald Tausende Tonnen Material über die Grenze, dazu Ausbilder und Berater. Giaps schlecht ausgerüstete Truppe verwandelt sich in eine moderne Armee. Die Gefechte werden heftiger, zerstörerischer, für beide Seiten blutiger.

1953 unterhält Frankreich in der Region 375 000 Soldaten – die sich Paris nur leisten kann, weil inzwischen die USA fast vier Fünftel der Kosten tragen. 90 000 Kämpfer auf französischer Seite sind schon gefallen. Und dennoch kontrolliert die Vietminh weite Teile Nord- und Zentralvietnams sowie den Osten von Laos. Verhandlungen sind unausweichlich. Zuvor jedoch will Frankreich noch einmal Stärke zeigen und ein strategisch wichtiges Dorf 300 Kilometer nordwestlich von Hanoi zurückerobern.

Sein Name: Dien Bien Phu.

Am 20. November 1953 springen mehr als 1500 Fallschirmjäger über dem

Verwundete Fremdenlegionäre: Als Ho Chi Minhs Kämpfer am 13. März 1954 ihren Sturm auf Dien Bien Phu beginnen, sind die Franzosen entsetzt; sie haben die Stärke des Gegners unterschätzt



Ort in den Bergen ab, vertreiben in kurzen Gefechten die dort lagernden Vietminh-Einheiten und sichern eine Landepiste, über die weitere Elitetruppen einfliegen. Sie verwandeln Dien Bien Phu in eine Festung mit mehreren Tausend Mann Besatzung. Es ist eine Stellung, die das umliegende Feindesland beherrschen soll. Und ein Köder.

Wagt die Vietminh-Volksarmee hier einen Gegenangriff, so hoffen die französischen Generäle, würden deren Truppen in einer offenen Feldschlacht untergehen.

Paris hofft auf die Amerikaner. Vergebens

Doch Vo Nguyen Giap sieht eine Chance: Offenbar halten die Franzosen es für unmöglich, dass er schwere Artillerie auf die dicht bewaldeten Berge bringt, die Dien Bien Phu umgeben.

Im Schutz des Dschungels und der Nächte führt Giap eine Armee von rund 50 000 Mann samt Proviant und Munition heran – sowie Kanonen. Auf Last-

wagen, auf Fahrrädern und zu Fuß, über eigens angelegte Pfade schaffen mehr als 250 000 Männer und Frauen die zerlegten Geschütze auf die Anhöhen. Dort werden sie wieder zusammengebaut, eingegraben und sorgfältig getarnt.

Ein System unterirdischer Gänge, Kasematten und Gräben verbindet die Stellungen, die Kommandozentrale befindet sich in einer tiefen Grotte. Techniker legen Kabel für Feldtelefone, die anders als Funk abhörsicher sind.

Am 13. März 1954 ist in Dien Bien Phu ein ferner Donner aus den Bergen zu hören. Sekunden später gehen Tausende Granaten aus schweren Mörsern und Haubitzen in den französischen Stellungen nieder. Gräben und Bunker bersten. Vietminh-Kämpfer stürmen aus den Laufgräben, die sie bis in die unmittelbare Nähe der gegnerischen Befestigungen vorangetrieben haben. Noch in der Nacht fällt der erste der vorgelegerten Stützpunkte, am Morgen des 15. März der zweite, am 17. der dritte.

Dann stockt der Ansturm. Die Franzosen setzen Verstärkung an Fallschirmen ab, ihre Luftwaffe bombardiert die Stellungen der Angreifer mit Napalmgranaten. Paris bittet Washington, in den Kampf einzugreifen. Doch Eisenhower entscheidet, das US-Militär aus diesem Krieg herauszuhalten.

Nach wochenlangem Kampf beginnt am 1. Mai erneut das vietnamesische Trommelfeuer. Aus dem französischen Lager-Lazarett wird jeder herausgerufen, der eine Waffe halten kann: humpelnd, einen Helm auf den Kopfverband gedrückt, mit flatterndem Ärmel über dem amputierten Stumpf. Andere



Die meisten Überlebenden der Schlacht von Dien Bien Phu gehen in Gefangenschaft, erst im August 1954 werden die ersten wieder freigelassen. Da hat Frankreich bereits alle Ansprüche auf seine ehemalige Kolonie aufgegeben

verkriechen sich in Höhlen und Erdlöchern, wo sie zu überleben hoffen.

Am Nachmittag des 6. Mai befiehlt Giap den Generalangriff. In dichten Wellen stürmen seine Soldaten in das Abwehrfeuer der Franzosen; bald brechen die Stacheldrahtsperrren unter dem Gewicht der Leichen zusammen.

Als am Morgen der Nebel weicht, stehen nur noch wenige Verteidiger auf den Posten. Ab Mittag wird ihre Lage aussichtslos. Gegen 16.30 Uhr geht der Befehl an die Einheiten, um 17.30 Uhr das Feuer einzustellen. Die Überlebenden beginnen, Material zu vernichten, ehe es dem Feind in die Hände fällt.

Zwar verfügt Frankreich immer noch über mehrere Hunderttausend Soldaten in Indochina. Doch die Niederlage im Norden ist entscheidend: Giaps Armee hat die besten dieser Truppen niedergerungen. Die kriegsmüde Kolonialmacht ist militärisch am Ende.

Für Ho Chi Minh und Giap ist der Sieg in der Schlacht ein Triumph zum bestmöglichen Zeitpunkt. Denn einen Tag später beginnen in Genf bereits zuvor verabredete Verhandlungen der Kriegsparteien sowie der Großmächte unter anderem über einen Frieden und

eine langfristige Lösung für Indochina. Zu ihrer Erbitterung aber erlebt Hos Delegation, dass die eigenen Verbündeten auf Zugeständnisse drängen: Die UdSSR wie auch China kämpfen mit inneren Krisen oder wollen sich auf den Ausbau der eigenen Wirtschaft konzentrieren und suchen nach außen Entspannung. Eine allzu auftrumpfende Politik könnte Washington veranlassen, doch noch in Indochina einzugreifen.

Am 21. Juli 1954 werden die Ergebnisse der Konferenz verkündet: Vietnam wird formal unabhängig – zugleich aber entlang des 17. Breitengrades vorerst geteilt. Die Vietminh müssen sich in den Norden zurückziehen, die Franzosen ihre Truppen in den südlichen Landesteil beordern. Allerdings sollen im Juli 1956 im ganzen Land freie Wahlen zu einer gemeinsamen Regierung stattfinden. Paris verpflichtet sich zum Rückzug aus ganz Indochina; Laos und Kambodscha erhalten die staatliche Souveränität.

Doch die USA wie auch die Vertreter Südvietnams stimmen dem Abschlussprotokoll offiziell nicht zu. Um zudem zu garantieren, dass die Kommunisten ihren Machtbereich nicht weiter ausdehnen, trifft Präsident Eisenhower eine schwerwiegende Entscheidung: Die USA erklären sich zur Schutzmacht für Südvietnam, Laos und Kambodscha.

Im Spätsommer 1954 beginnen die Vietminh, ihre Kriegsgefangenen freizulassen, darunter 3900 ausgemergelte Gestalten aus Dien Bien Phu. Weniger als die Hälfte der Soldaten, die auf den Marsch in die Lager geschickt wurden, hat die Gefangenschaft überlebt.

Der Krieg hat aufseiten der Franzosen mehr als 100 000 Soldaten das Leben gekostet. Die Vietminh haben mehr als 200 000 Kämpfer verloren; wohl 125 000 Zivilisten sind umgekommen.

Viele Experten fürchten, dass das Genfer Abkommen keinen dauerhaften Frieden bringt. Doch vor allem unter US-Politikern finden sich große Optimisten. In ihren Augen ist mit dem Kolonialregime endlich jenes Unrecht beseitigt, das viele Vietnamesen den Kommunisten zugetrieben hat. Nun geht es darum, im Süden eine prosperierende Gesellschaft aufzubauen (und so den Norden zu diskreditieren). Und wer könnte da eher helfen als jene Nation, die sich selbst von einer Kolonie zum Vorkämpfer der Freiheit entwickelt hat: die Vereinigten Staaten von Amerika.

Diese Idealisten trauen sich zu, die Herzen und Sinne der Vietnamesen für den Westen zu gewinnen – und ein besseres Land zu schaffen. Es ist der erste von vielen Irrtümern Washingtons. ●

Dr. Mathias Mesenhöller, Jg. 1969, ist Autor im Team von GEOEPOCHE.

LITERATUREMPFEHLUNGEN. Pierre Brocheux/Daniel Hémery, „Indochina. An Ambiguous Colonization 1858–1954“, University of California Press: aktuelles Standardwerk zur gesamten französischen Kolonialzeit. Martin Windrow, „The Last Valley. Dien Bien Phu and the French Defeat in Vietnam“, Weidenfeld & Nicolson: schildert die entscheidende Schlacht ausführlich und packend.

LAND DER VER



ZWEIFLUNG



Mit einem manipulierten Referendum beginnt 1955 die Herrschaft Ngo Dinh Diems als Präsident Südvietnams. Rücksichtslos unterdrückt der Diktator jeden Widerstand, beutet seine Familie das Land aus. Doch die USA sehen in ihm einen Garanten gegen die Ausbreitung des Kommunismus, und so ist ihm die Unterstützung der Großmacht sicher. Bis sich im Juni 1963 ein buddhistischer Mönch in Brand steckt

—— Text: MATHIAS MESENHÖLLER

Geste der Ohnmacht und der Wut: Aus Protest gegen Diems Regime setzt sich der Mönch Quang Duc in Flammen



Unter Diem wird Südvietnam zum Polizeistaat: Zehntausende lässt er foltern, einsperren oder ermorden, kaum jemand ist vor der Willkür sicher. Und so wächst die Zahl seiner Gegner. Er kann sich nur halten, weil die USA sein Regime mit Waffen, Geld, Beratern unterstützen

S

Schwer weht der Geruch von Räucherstäbchen durch den Tu-Nghiem-Tempel von Saigon. Es ist der 11. Juni 1963, kurz nach 8.00 Uhr morgens. Mönche in gelben Roben und Nonnen in grauen Gewändern drängen sich zwischen den vergoldeten Buddha-Statuen. Allmählich schwillt ihr monotoner Gesang an, wird zum Schlag einer Kürbistrommel schneller. Etwa 350 Stimmen erfüllen den kleinen Betonbau und seinen Hinterhof.

Auch einige ausländische Reporter sind erschienen. Sie haben einen Hinweis bekommen: „Etwas sehr Wichtiges“ werde bei dieser Zusammenkunft geschehen. Um 9.00 Uhr endet der Gesang. Die Frommen strömen zur Straße. Dort entfalten sie Banner mit Parolen in Vietnamesisch und Englisch, marschieren los.

Geht es um eine weitere Demonstration der buddhistischen Opposition gegen Präsident Ngo Dinh Diem? Das wäre eigentlich kaum eine Nachricht. Ungewöhnlich aber ist die graue Limousine, mit mehreren Mönchen besetzt, die vor dem Protestzug fährt.

Anwohner schauen von den Balkons der Häuser zu, Ladenbesitzer und Kunden aus den kleinen Geschäften.

In der Mitte einer belebten Kreuzung bleibt der Wagen stehen. Die gut 300 Demonstranten bilden einen Kreis. Einer der Mönche aus dem Auto legt ein Kissen auf den Asphalt, ein anderer, älterer lässt sich darauf nieder, kreuzt die Beine zum Lotussitz. Ein weiterer hat

aus dem Kofferraum einen durchsichtigen Plastikkanister genommen.

Zwei Mönche übergießen den Sitzenden mit Benzin, treten dann zurück.

Der Mann auf dem Kissen heißt Quang Duc. Plötzlich reißt er ein Streichholz an. Sofort schießt eine gewaltige Flamme empor, lodert um den Körper des 66-Jährigen.

Ein Aufschrei geht durch die Reihen der Mönche und Nonnen. Einige werfen sich vor dem Brennenden nieder. Andere haben Banner entrollt: „Ein buddhistischer Priester verbrennt sich für buddhistische Forderungen!“ Oder rufen es mit Megafonen: „Ein buddhistischer Priester wird zum Märtyrer!“

Zuschauer brechen in Schluchzen aus, Polizisten eilen herbei, schauen entsetzt durch den Ring der Frommen, wagen es aber nicht, sich den Flammen zu nähern. Mönche halten die alarmierte Feuerwehr auf, indem sie sich den Wagen in den Weg werfen, dann auch vor die hinteren Räder legen. Lärm, Chaos.

Unbewegt und stumm sitzt Quang Duc in den Flammen. Nur das verzerrte Gesicht lässt die Agonie erkennen, während seine Haut über Minuten langsam schwarz wird, einschrumpft und abfällt. Schließlich kippt der verkohlte Körper nach hinten um. Über der Kreuzung liegt der Gestank von versengtem Fleisch.

Die Selbstverbrennung ist ein Fanal. Eine verzweifelte Geste der Ohnmacht und der Wut auf einen Präsidenten, der sein Volk verrät.

Denn Ngo Dinh Diem hat Südvietnam keinen Frieden gebracht wie versprochen, sondern das Land in einen Bürgerkrieg geführt. Statt in der vormaligen französischen Kolonie eine Demokratie zu errichten, hat er sie der Herrschaft seines Clans unterworfen und einen Polizeistaat geschaffen, der brutal ist und korrupt. Und der nicht lebensfähig wäre ohne Waffen und Geld aus den USA, die ihn unterstützen, weil er erfolgreich behauptet, nur sein Regime bewahre Südvietnam vor den Kommunisten.

Doch spätestens jetzt, mit der Verzweiflungstat Quang Ducs, deren schockierende Fotos kurz darauf weltweit in Zeitungen zu sehen sind, erscheint Diem für Washington kaum mehr tragbar.

Nun Jahre zuvor, Sommer 1954. Nach der französischen Niederlage im Mai bei Dien Bien Phu sind in Vietnam die politischen und militärischen Machtverhältnisse äußerst unübersichtlich.

Seit 1949 ist Vietnam ein mit Frankreich verbundener, aber formal selbstständiger Staat – ein Zugeständnis der Kolonialmacht im Unabhängigkeitskampf. Zum Staatsoberhaupt hat Paris den vormaligen Kaiser Bao Dai gemacht: einen Playboy und Lebemann, der sich meist auf einem Gut an der Côte d'Azur vergnügt. Sein Land und sein Amt sind für ihn in erster Linie Einnahmequellen.

Das Tagesgeschäft erledigt eine Regierung in Saigon, die dem Anspruch nach über ganz Vietnam gebietet. Die wirkliche Macht dieses Regimes ist allerdings begrenzt.

Denn trotz ihres militärischen Debakels steht die französische Kolonialarmee noch immer im Land und hält vor allem die großen Städte besetzt. Paris ist

entschlossen, so viel Einfluss wie möglich zu retten, und hofft dabei auf eine Konferenz der Großmächte, die im Mai in Genf begonnen hat und über das weitere Schicksal Indochinas befinden soll.

Einen großen Teil der ländlichen Gebiete hingegen, vor allem im Norden, kontrolliert eine kommunistische Unabhängigkeitsbewegung. Deren Führung unter Ho Chi Minh beansprucht von wechselnden Stützpunkten aus, die wahre Regierung für ganz Vietnam zu stellen. Ihre bereits 1945 ausgerufene „Demokratische Republik“ ist 1950 von Moskau und Beijing anerkannt worden; im Westen gilt dagegen Bao Dais Regime als rechtmäßige Vertretung des Landes.

Unter den Bauern findet das kommunistische Regime oft den größeren Zuspruch: In den Gebieten, die die Revolutionäre beherrschen, profitieren zumal die Ärmsten von einer Aufteilung der Güter, erhalten erstmals ein eigenes Feld, einen Mango- oder Papayabaum. Die kommunistischen Kader gelten als überwiegend ehrlich, von totalitären Bestrebungen ist wenig zu spüren.

In Teilen des weiten, dicht bevölkerten Mekongdeltas und anderen Regionen im Süden herrschen dagegen zwei religiöse Sekten über nahezu autonome Gebiete, unterhalten eigene Milizen von jeweils mehreren Tausend Kämpfern. Jahrelang haben sie sich von Paris dafür bezahlen lassen, gegen die kommunistischen Krieger zu kämpfen.

In Saigon gebietet ein kriminelles Kartell über Casinos, Bordelle, den Opiumhandel sowie über eine starke paramilitärische Truppe – und sogar die Polizei: Bao Dai hat die Ordnungshüter an die Gangster regelrecht verkauft, für Millionen Dollar Gewinnbeteiligung und den politischen Rückhalt des einflussreichen Kartellchefs.

Bei den Verhandlungen von Genf zeichnet sich nun ab, dass sich Frankreich früher oder später aus Indochina zurückziehen wird. Bao Dai ahnt, dass er eine neue Schutzmacht für seine Einkünfte braucht. Und dass dies nach Lage der Dinge nur die USA sein können. Die haben schon Frankreich im Kampf gegen Ho Chi Minh unterstützt und suchen im



Exzentrisch, korrupt und zynisch: Tran Le Xuan, genannt »Madame Nhu« (hier auf einem Schießstand), macht sich als inoffizielle First Lady Südvietnams viele Feinde

Geheimen bereits nach einem neuen Regierungschef, dem sie zutrauen, Südvietnam vor dem Kommunismus zu bewahren, sollte Bao Dais Regime scheitern.

Mit Billigung Washingtons beschließt Bao Dai, einen Mann zum Regierungschef zu ernennen, der ihm eigentlich zuwider ist, aufgrund guter Beziehungen möglicherweise sogar gefährlich. Der aber in den USA gelebt hat und dessen entschiedener Antikommunismus ihm dort bereits einige Unterstützer eingebracht hat: Ngo Dinh Diem.

Diem gebärdet sich als Erlöser des unterjochten Vietnam. Er ist der Sohn eines mächtigen Beamten aus der katholischen Minderheit, ist im Staatsdienst hoch aufgestiegen, dann im Streit mit der Kolonialmacht ausgeschieden und hat sich einen Namen in der nationalen Opposition gemacht: als glühender Patriot und Franzosenhasser.

Ähnlich feindselig sieht er die Kommunisten; deren Mordbefehl gegen ihn hat ihn knapp vier Jahre zuvor überhaupt erst ins Exil getrieben. Seither hat sein Clan ein Netz von Gefolgsleuten aufgebaut und Diems Rückkehr vorbereitet. Den Griff nach der Macht.

Am 25. Juni 1954 kommt Diem am Flughafen in Saigon an: ein pummeliger 53-Jähriger, der im weißen Anzug eine Limousine besteigt, die ihn zum Gia-Long-Palast bringt, dem Amtssitz des Premierministers im Herzen der Stadt. Schaulustige säumen die Straßen. Unter ihnen steht auch Edward Lansdale, Luftwaffenattaché an der US-Botschaft (der in Wirklichkeit für die CIA arbeitet).

Als Diems Kolonne auftaucht, recken die Leute gespannt die Köpfe. Doch die Limousine fährt in hohem Tempo an ihnen vorbei; durch ihre geschlossenen Fenster ist wenig zu erkennen. Edward Lansdale meint, eine spürbare Enttäuschung wahrzunehmen.

Der Agent verfolgt diese Dinge genau. Wollen die USA verhindern, dass Vietnam kommunistisch wird, brauchen sie in Saigon eine fähige, populäre Regierung. Mit einem solchen Partner trauen sie sich zu, das Land für die west-

liche Demokratie zu gewinnen. Zum einen hat Washington darin die notwendige Erfahrung: Die USA leisten seit Jahren Entwicklungsarbeit in Übersee, zudem hat die Supermacht eben erst mit finanzieller Unterstützung, politischer Beratung sowie professioneller, an der Werbebranche geschulter Propaganda geholfen, eine linke Guerillabewegung auf den Philippinen niederzuringen.

ÜBERALL KORRUPTION UND **WILLKÜR**

Zum anderen liefern ihre Universitäten gute Gründe für den Optimismus: Überall sind rasante Fortschritte in Wissenschaft und Technik zu vermelden – und es gibt eine neue Theorie von Geschichte. Sie beschreibt bestimmte Phasen, die Gesellschaften auf dem Weg zu Kapitalismus und Demokratie durchlaufen. Alle Gesellschaften. Sofern sie nicht von Kommunisten gekapert werden.

Am Tag nach Diems Rückkehr sucht Lansdale ihn im Gia-Long-Palast auf. Er trifft auf einen fleißigen, alerten Politiker. Der CIA-Agent kommt zu dem Schluss, dass eine erfolgreiche Zusammenarbeit möglich sein könnte.

Andere US-Beobachter sehen Diem dagegen kritischer, beschreiben ihn als einen „Messias ohne Botschaft“, dessen Programm nur aus der Hoffnung auf amerikanische Unterstützung bestehe.

Weitgehend einig sind sich Optimisten und Diem-Skeptiker hingegen darin, dass sie Indochina strategische Bedeutung beimessen.

Am 7. Juli 1954 übernimmt Diem das Amt des Premierministers. Doch was bedeutet dies angesichts der Zersplitterung seines Landes? Nur zwei Wochen später beschließt die Genfer Mächtekonferenz die vorläufige Teilung Vietnams in zwei Zonen, eine nördliche unter Verwaltung der Kommunisten und eine im Süden unter Bao Dai und Diem.

Jede Seite soll ihre Truppen in den eigenen Machtbereich zurückziehen, Frankreich später auch den Süden verlassen. Bis Juli 1956 ist ganz Vietnam in freien Wahlen wiederzuvereinigen.

Ein herber Schlag für Diem. Mit einer Art Teilung hat er gerechnet, doch verliert er bevölkerungsreiche Städte und Landstriche, auf die er fest gezählt hat. Auch die in Aussicht gestellten Wahlen müssen ihn beunruhigen: kaum vorstellbar, dass er eine Chance hätte gegen den von vielen verehrten Ho Chi Minh. Dessen Regierung geht nun nach Hanoi und kann fortan offen über den Norden des Landes verfügen.

Hoffnung kann Diem indes aus dem Verhalten Washingtons schöpfen. Die USA nehmen die Schlusserklärung des Genfer Abkommens nur zur Kenntnis, ohne sie zu unterzeichnen.

Der offizielle Grund dafür ist ein technisches Detail; tatsächlich aber will Washington vermutlich auf diese Weise bei Bedarf ohne Vertragsbruch gegen die Vereinbarungen verstoßen können.

Außerdem schaffen die USA nun die politische Grundlage für ein militärisches Vorgehen gegen einen möglichen Angriff der Kommunisten auf das Regime in Saigon. Dafür entwerfen sie eine komplizierte diplomatische Konstruktion: Sie schließen mit Staaten, die ebenfalls Interessen im Pazifikraum vertreten, wie etwa Australien und Neuseeland, ein Verteidigungsbündnis ähnlich der NATO und beziehen „das freie Territorium unter der Jurisdiktion des Staates von Vietnam“, also Saigon, in die Allianz ein (beiden vietnamesischen Regimes sind militärische Bündnisse untersagt).

Ein folgenreicher Schritt: Die USA machen sich damit zur Schutzmacht Südvietnams. Auch sind sie nun bereit, Saigons Armee mit Geld, Waffen und Ausbilden zu stärken.

Zugleich üben ihre Diplomaten Druck auf Diem aus, innenpolitisch Kompromisse zu schließen, die Macht zu teilen. Davon aber wollen der Premier und sein jüngerer Bruder Ngo Dinh Nhu, Diems engster Berater, nichts wis-

sen. Vielmehr planen sie, ihre Konkurrenten gegeneinander auszuspielen.

Zunächst säubern sie Südvietnams Armee von Offizieren, die für einen starken französischen Einfluss auch nach der Unabhängigkeit stehen. Der wichtigste von ihnen ist der Armeechef selbst: Von Franzosen ausgebildet, fühlt er sich Paris stärker verbunden als der Nation seiner Geburt. Ende November wird der Oberbefehlshaber entlassen.

Dann setzt Diem Soldaten ein, um die Casinos der Mafia von Saigon zu schließen und dem Kartell die Gewalt über die Polizei zu entziehen.

Daraufhin schlagen am 29. März 1955 Mörsergranaten auf dem Palastgelände ein, Kriminelle greifen Armeeposten an. Straßenkämpfe brechen aus, die über Wochen immer wieder aufflackern.

Ende April 1955 fliegt US-Sonderbotschafter J. Lawton Collins von Saigon nach Washington. Collins, ein Vertrauter Präsident Eisenhower, erklärt Diem zu einem Sicherheitsrisiko, isoliert, stur, risikobereit bis an den Rand eines Bürgerkriegs. Nach heftigen Debatten gehen am 27. April Telegramme an die US-Vertretungen in Paris und Saigon, mit Hilfe der Franzosen und Bao Dais auf einen Regimewechsel in Saigon hinzuarbeiten.

Warnt einer von Diems amerikanischen Vertrauten den Premier, vielleicht Lansdale? Jedenfalls provozieren Diems Einheiten am folgenden Morgen vermutlich eine Entscheidungsschlacht gegen ihre inneren Gegner.

Am Vormittag toben schwere Kämpfe im Chinesenviertel Cho Lon, in dem sich das Hauptquartier des Kartells befindet. Die Gefechte dauern bis zum folgenden Tag an, Häuserblocks gehen

in Flammen auf, Hunderte Zivilisten sterben oder werden verletzt.

Als der 30. April heraufdämmt, liegen dichte Rauchschwaden über Cho Lon. In entfernteren Vororten wird noch geschossen. Doch das Kartell ist besiegt.

Sonderbotschafter Collins, der am 2. Mai nach Saigon zurückkehrt, findet eine Nachricht von US-Außenminister Dulles vor (der Diems bedingungslosen Antikommunismus schätzt): Der Premier sei ein „Volksheld“, die Erhaltung seiner Macht im Interesse der USA.

Diem nutzt den Freiraum, um sich gegen die Sekten zu wenden, mit denen er zeitweise paktiert hat. Entschlossen dringen seine Truppen ins Mekongdelta vor, besiegen die Milizen oder bewegen deren Führer mit Geld zum Aufgeben. Die Beträge stammen von der CIA.

Schließlich fühlen sich Diem und sein Bruder stark genug, auch jenen



Auf Proteste kennt Diem nur eine Antwort: Gewalt. Auch gegen die buddhistischen Demonstranten, wie hier in Saigon, setzt er Polizei und Militär ein. Allein am 21. August 1963 nehmen seine Leute 14 000 Mönche, Studenten und andere Oppositionelle fest

Mann zu verdrängen, der ihnen einst zur Macht verholfen hat: Bao Dai. Sie setzen ein Referendum an mit der Frage: „Will das Volk Bao Dai absetzen und Ngo Dinh Diem als Staatsoberhaupt Vietnams anerkennen, mit dem Auftrag, eine demokratische Ordnung zu errichten?“

Das Ergebnis: 98,2 Prozent für Diem. Allein in Saigon erhält der Premier gut 600 000 Stimmen – bei 450 000 registrierten Wählern.

Drei Tage nach der Wahl ruft Diem am 26. Oktober 1955 die „Republik Vietnam“ aus und erklärt sich selbst zum Staats- und Regierungschef; Bao Dai geht ins französische Exil. Ein halbes Jahr später lässt Diem eine Nationalversammlung wählen; abermals sichert Manipulation seinen Gefolgsleuten eine überwältigende Mehrheit.

Die Auflage der Genfer Friedenskonferenz, ganz Vietnam bis 1956 in freien Wahlen wiederzuvereinigen, wischt er vom Tisch: Seine Regierung habe das Abkommen nicht unterschrieben. Hanoi protestiert zwar, doch selbst Moskau setzt gerade auf Entspannung und hält Südvietnam für zu unbedeutend, um darüber einen Konflikt mit den USA zu riskieren, die Diems Kurs billigen.

Rund 130 000 kommunistische Unabhängigkeitskämpfer und ihre Familien sind seit dem Waffenstillstand in den Norden gezogen, so wie das Genfer Abkommen es vorsieht. Doch zahlreiche Sympathisanten bleiben zurück. Für Diem sind sie Agenten des „roten Imperialismus“. Immer schärfer geht er nun gegen sie vor.

Der Verdacht des Regimes kann fast jeden treffen; zuweilen reicht es, einen Verwandten bei den alten Kämpfern zu haben. Unschuldige werden von Nachbarn denunziert, korrupte Beamte verhaften Bauern, um deren Land an sich zu bringen oder Geld zu erpressen. Zehntausende werden festgenommen, in Gefängnisse und „Umerziehungslager“ gebracht, viele gefoltert, vor Militärtribunale gestellt, die nur zwei Urteile kennen: lebenslange Haft oder Tod. Mehr als 10 000 Menschen kommen bis 1957 um.

Nach und nach wird die einst starke linke Bewegung in Südvietnam praktisch aufgerieben. Kaum jemand gewährt den

Verfolgten noch Schutz. Auch der Norden hilft kaum: Dort hat der Aufbau des Sozialismus Vorrang, drängen Moskau und Beijing auf Zurückhaltung.

Die Diem-Regierung indes erhält in großem Umfang Zuwendungen aus den USA: neben Waffen, Abhöranlagen, Ausbilden, Geld auch zivile Berater.

Verfassungsjuristen, Steuerrechtler, Verwaltungsexperten, Polizeitrainer, Verkehrsplaner, Agronomen und Politikwissenschaftler sollen Diem helfen, einen modernen Staat aufzubauen. Die massiven Repressionen im Land nehmen die meisten beteiligten Amerikaner als hässliches, aber vorübergehendes Übel hin.

1957 reist Diem in die USA und wird gefeiert. Präsident Eisenhower nennt ihn den „Wundermann Asiens“. Angesichts des relativen Friedens gilt das „Diem-Experiment“ als gelungen.

In Saigon jedoch stellen die Entwicklungshelfer zunehmend fest, dass zwar ihre technische Expertise willkommen ist – die Spitzen des Regimes in entscheidenden Punkten aber eigene Vorstellungen haben. So plädieren die US-Experten für eine Bodenreform, die mehr Menschen den Zugang zu eigenem Land ermöglichen soll; auf diese Weise waren sie in Japan erfolgreich.

Diem ist zwar bereit, einige Besitzer riesiger Latifundien teilweise zu enteignen, nicht jedoch die Eigentümer großer und mittlerer Ländereien, die zu seinen verlässlichen Unterstützern zählen.

Vielmehr rückt nun die Armee aus und sorgt dafür, dass Großgrundbesitzer ihren oft unter der Ägide der Kommunisten umverteilten Boden zurückerhalten und Kleinbauern die ihnen zugewiesenen Parzellen wieder verlieren oder erneut Abgaben zahlen müssen.

Statt des Bodens will Diem die Menschen neu verteilen. Er lässt Landlose und Arme umsiedeln, Dschungel urbar machen – ob die Betroffenen es wollen oder nicht, fast ohne materielle Unterstützung. Zudem werden die gewählten Gemeinderäte der Dörfer durch Verwaltungsbeamte ersetzt, die von Saigon berufen werden – oftmals katholische Flüchtlinge aus dem Norden ohne Verbindungen am Ort. Ihre Fremdheit soll dazu beitragen, dass sie sich allein der Regierung verpflichtet fühlen.

Die Folgen sind Korruption und Willkür. Die ärmsten Bauern müssen für jede Kleinigkeit Schmiergeld zahlen. Das wenige Land, das doch umverteilt wird, endet häufig im Besitz von Beamten, Soldaten oder anderen Günstlingen des



Die größte Bedrohung für Diem geht von dem kommunistisch dominierten Vietcong aus. 1961 kontrolliert der rund die Hälfte des Landes (Kämpfer beim Angriff auf eine Stadt)

Regimes. In Saigon gibt es kleine Staatsangestellte, die nach dem Dienst in den Mercedes steigen und heimfahren in eine Villa. Der ohnehin ineffiziente und durch jahrzehntelange Kollaboration mit der Kolonialmacht diskreditierte Beamtenapparat verliert endgültig jede Autorität.

Diem selbst gilt zwar als integer – aber auch als weltfremd. Zutiefst misstrauisch, verlässt er sich vor allem auf seine Familie. Verwandte dienen ihm als Minister, ein Bruder regiert in Zentralvietnam im Stil eines Feudalherrn, ein anderer sichert als Bischof die Loyalität der Katholiken.

Die wichtigste Rolle spielt weiterhin Nhu, der Diem offiziell nur berät, jedoch im Hintergrund die Fäden zieht. Dazu dient ihm eine Untergrundpartei, die er während der Kolonialzeit aufgebaut hat, um den Weg seines Bruders an die Macht vorzubereiten – und deren Wirken und Mitgliederlisten weiterhin geheim bleiben. Zudem hat er gleich zwei Nachrichtendienste eingerichtet.

Beide Brüder sind harte Arbeiter, von ihrer Sache überzeugt. Zumindest Diem ist zudem um seinen Ruf der Unbestechlichkeit bemüht.

Anders hält es dagegen Nhus Gemahlin Tran Le Xuan: kurz Madame Nhu. Da Diem selbst nie geheiratet hat, tritt seine schöne Schwägerin als First Lady auf. Doch sie ist weit mehr als das, ihr Einfluss enorm.

Den nutzt sie unter anderem, um ein Verbot der Vielehe sowie von Zwangshochzeiten durchzusetzen, aber auch von Scheidungen – was ihr den Vorwurf einträgt, das mehrheitlich buddhistische Land katholischen Moralvorstellungen unterwerfen zu wollen.

Sie tritt mit dem eleganten Flair und offenen Machtgenuss einer geborenen Herrscherin auf, stets perfekt gekleidet, frisiert, manikürt, von einem Begleiterschwarm umgeben. Sie behandelt verdiente Generäle wie persönliche Lakaien;

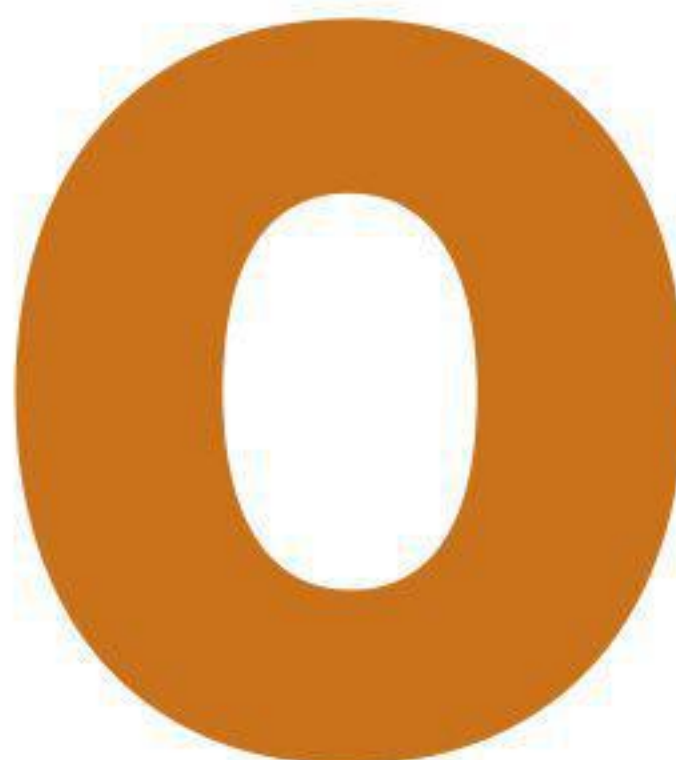
ihre scharfen Worte sind gefürchtet. Sie und ihr Mann gelten als korrupt.

So entsteht in Südvietnam allmählich eine Clan-Autokratie. Und die USA



Ein südvietnamesischer Soldat bedroht zwei Gefangene, die er verdächtigt, dem Vietcong anzugehören. Mit der Gründung von dessen Organisation 1960 verschärft sich der Bruderkrieg

tragen dazu bei, indem sie zwar immer wieder Reformen fordern, sie aber nicht erzwingen und das Regime trotz aller Zumutungen weiter unterstützen. Zu groß ist die Sorge, Diem zu verlieren – und mit ihm Südvietnam.



Oft trifft die staatliche Gewalt völlig Unbeteiligte, aber auch die früheren kommunistischen Kämpfer – und zwingt sie erneut in den Untergrund. Manche von ihnen antworten mit Terror, und so fallen

in den kommenden Jahren Hunderte Regierungsvertreter Mordanschlägen zum Opfer.

Umso entschlossener setzt Diem auf Abschreckung. Militärtribunale reisen übers Land, um Mord, Sabotage oder „Angriffe auf die nationale Sicherheit“ vor Ort zu untersuchen und Todesurteile mit einer mobilen Guillotine zu vollstrecken. Vermeintlich hochrangige kommunistische Kader werden auf persönlichen Befehl des Präsidenten ohne Verfahren erschossen.

Verdächtige lässt er foltern, oft mit Elektroschocks. Andere Festgesetzte pumpen die Schergen mit verdrecktem Wasser voll – oder tauchen sie darin unter, bis sie meinen zu ertrinken.

Sie bekommen brennend scharfe Sauce in die Nase gespritzt, sie werden an ihren Gliedmaßen aufgehängt und geprügelt, sie werden an Pfähle gefesselt,

dabei sengender Sonne ausgesetzt, Insekten Schwärmen und bissigen Tieren.

Die Grausamkeit bringt nur immer mehr Feinde hervor: Allein in den ersten fünf Monaten des Jahres 1960 töten linke Mordkommandos fast 800 Menschen. Zuweilen exekutieren die Partisanen ihre Opfer regelrecht; so zerren sie nordöstlich von Saigon zwei Polizisten aus einem Bus, schlagen ihnen vor den Augen der Passagiere mit einer Machete die Köpfe ab und heften vorbereitete Urteilsprüche an die Leichen.

Bereits kurz zuvor hat das Regime in Hanoi seine Zurückhaltung aufgegeben und lässt nun mehrere Tausend Kämpfer und Agitatoren nach Süden einsickern. Auch bilden sich in manchen Dörfern Südvietnams Selbstverteidigungsgruppen gegen Diems Truppen, die angespitzte Bambusstangen tragen, alte Gewehre, selbst gebaute Bomben. Bei Überfällen auf Armeeposten erbeuten sie moderne Waffen und Munition.

Diem nennt die Rebellen „Vietcong“, in der Landessprache ein Kürzel für „vietnamesische Kommunisten“. Für

den Präsidenten müssen seine Gegner automatisch radikale Linke sein.

Doch er unterschätzt den Widerwillen, den seine Politik auch in Teilen der Oberschicht ausgelöst hat: Am 19. April 1960 unterzeichnet eine Gruppe von 18 früheren Ministern, hohen Beamten und anderen Honoratioren (allesamt keine Kommunisten) einen offenen Brief an Diem, in dem sie seinem Regime Polizeigewalt, Unterdrückung, Wahlbetrug, Korruption, Vetternwirtschaft, die verfehlte Agrarpolitik vorwirft und Reformen fordert.

Keine südvietnamesische Zeitung wagt es, den Protest zu veröffentlichen, aber im Ausland wird darüber berichtet. US-Beobachter drängen Diem, die Kritik ernst zu nehmen. Der Präsident ignoriert sie – und lässt einige der Unterzeichner später unter Vorwänden verhaften.

Ende Dezember gründen kommunistische Funktionäre und nichtkommunistische Oppositionelle die „Nationale Front für die Befreiung Südvietnams“. Radikale Linke geben in der Organisation den Ton an, doch sind auch liberale Anwälte, Ärzte und Lehrer beteiligt sowie überzeugte Buddhisten und Katholiken. Die Propaganda des Regimes bedenkt sie unterschiedslos mit der Bezeichnung: Vietcong.

Dies ist das Zentrum eines Aufstandes, den wenig eint – außer Abscheu gegen das Diem-Regime. Kurz darauf ruft die Befreiungsfront eine „Volksbefreiungsarmee“ ins Leben, die bestehende Guerillagruppen vereinen und neue gründen soll.

20. Januar 1961: Auf den Stufen des Kapitols in Washington wird ein neuer Präsident vereidigt. John F. Kennedy ist jung, gut aussehend und charismatisch. Im Wahlkampf hat er versprochen, den Kalten Krieg cleverer zu führen als die verknöcherte Regierung seines

Vorgängers Eisenhower – und zugleich aggressiver. Nun erklärt er, „dass wir jeden Preis zahlen, jede Last tragen, jede Entbehrung auf uns nehmen, jedem Freund beistehen und jedem Feind entgegenzutreten werden, um das Überleben und den Sieg der Freiheit zu sichern“.

Reines Maulheldentum, behaupten seine Gegner. Und fühlen sich bestätigt, als Kennedy einen Putschversuch antikommunistischer Rebellen auf dem sozialistischen Kuba ermöglicht, aber vor der nötigen militärischen Rückenbedeckung zurückschreckt und die Aktion scheitern lässt; wenig später wird er von Sowjetführer Nikita Chruschtschow bei einer Begegnung in Wien gedemütigt.

Im Anschluss an das Treffen sagt Kennedy zu einem Reporter: „Wir haben ein Problem mit der Glaubwürdigkeit

unserer Macht.“ Und nennt auch den Ort, an dem er diese Glaubwürdigkeit wiederherstellen will: Vietnam.

Dort wird der Aufstand gerade zum Flächenbrand. Wohl weniger als die Hälfte des Landes steht unter Diems Kontrolle. Zwar stützen die USA das Regime ja seit 1955 mit Geld, Waffen und Beratern. Dennoch können dessen Armee und Beamte sich schon bald nur noch wenige Kilometer aus den Provinzhauptstädten hinauswagen, ehe sie unter Feuer geraten.

Rebellen ermorden jeden Monat mehr als 200 Regime-Anhänger, die Besitzenden fliehen in die Städte. US-Geheimdienste schätzen die Stärke des Vietcong Ende 1961 auf 17000 Kämpfer. Südvietnam ist im Bürgerkrieg.

Bis Dezember erhöht die US-Regierung die Zahl ihrer Militärberater von einigen Hundert auf mehr als 3000 Mann. Ab Januar 1962 liefert sie auch Mannschaftstransporter, Hubschrauber und Flugzeuge samt Piloten.

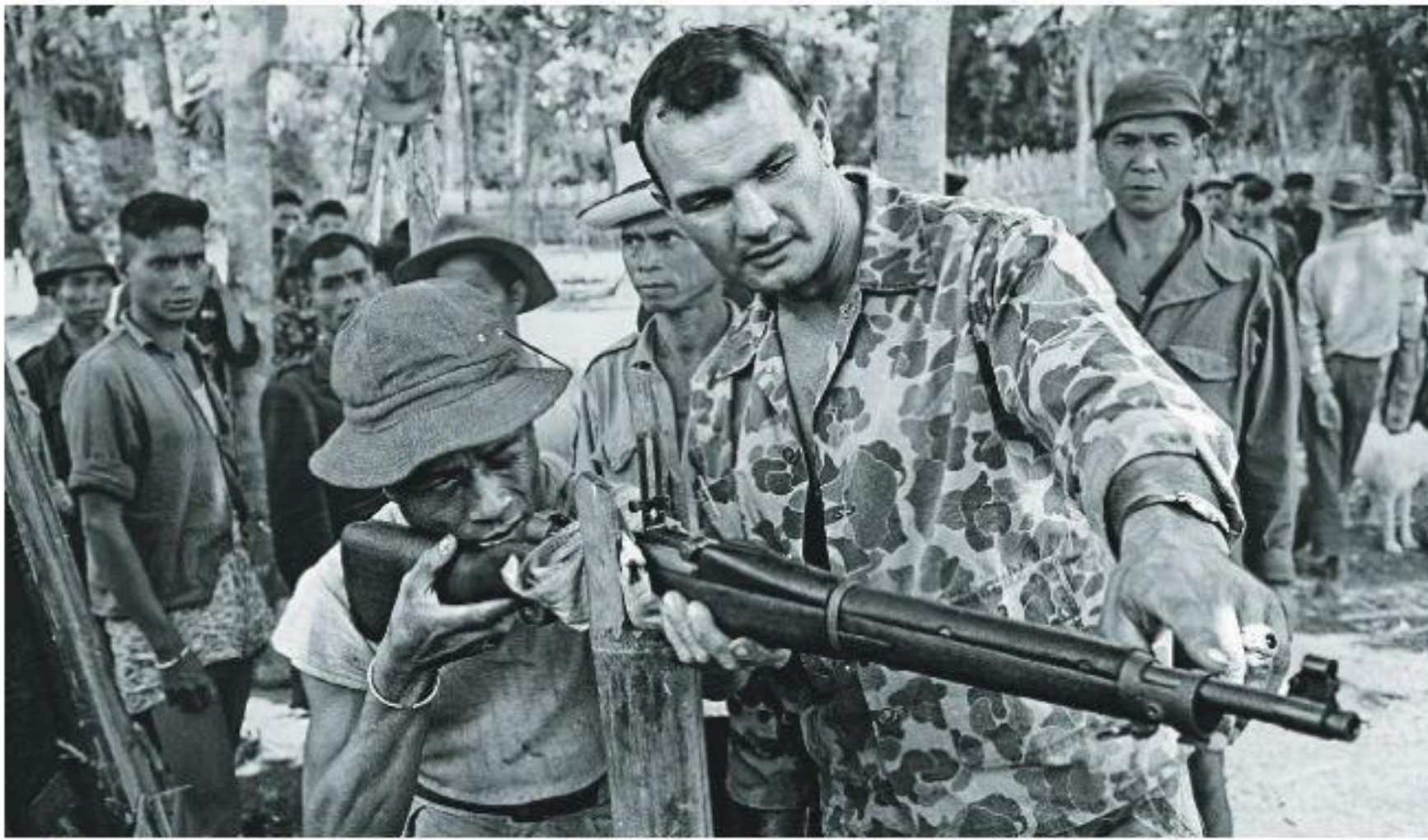
Damit verstoßen die USA gegen eine Zusicherung, die sie nach den Genfer Verhandlungen gegeben haben: die Durchsetzung des Abkommens weder durch Drohungen noch Gewalt zu behindern. „Aber davon sollten wir uns nicht aufhalten lassen“, heißt es in einem internen Memorandum.

US-Piloten fliegen Angriffe, die als Trainingsflüge protokolliert werden. Und die Militärberater bringen Rekruten nicht allein bei, wie ein Bajonett benutzt wird, sondern führen die Männer auch gleich ins Gefecht.

Nur einen offenen Einsatz von US-Kampfeinheiten am Boden, wie ihn einige Berater und Generäle fordern, lehnt Kennedy entschieden ab. Er fürchtet das Risiko, immer mehr Truppen entsenden zu müssen, und zweifelt daran, dass die ame-



Der neue Vertreter der Großmacht: Im August 1963 wird Henry Cabot Lodge US-Botschafter in Saigon. Er kommt schon bald zu dem Schluss, dass Diem (r.) nicht mehr zu halten ist



16 000 US-Militärberater sind Anfang 1963 in Südvietnam stationiert. Zudem liefert die Großmacht Hubschrauber, Transportpanzer und Flugzeuge an Diems Armee. Und doch können die Truppen des Präsidenten die Rebellen des Vietcong nicht niederringen

rikanische Öffentlichkeit ernsthafte Verluste akzeptieren würde. Doch steht in Südvietnam auch die Glaubwürdigkeit der USA auf dem Spiel; Aufgeben ist keine Option.

Also erhöht Washington die Wirtschaftshilfe – für ein Land, das längst von US-Subventionen abhängig ist. Zudem profitieren von den Entwicklungsprogrammen vor allem Unternehmer mit Regierungskontakten sowie Beamte, die gegen Bestechung Importlizenzen verkaufen.

Im Gegenzug fordert Kennedy von Diem Reformen, ein Ende der Gewalt gegen die gemäßigte Opposition sowie deren Beteiligung an der Macht. Doch der Diktator weist ihn zurück:

Südvietnam sei kein Protektorat, erklärt er dem US-Botschafter.

Washington reagiert zwar verärgert, folgt jedoch zunehmend einer harten Linie: Erst muss der Krieg in Vietnam gewonnen sein, dann können dort Staat und Gesellschaft modernisiert werden.

Immer mehr Militärberater kommen ins Land. In Vietnams unwegsamem Gelände erweisen sich die US-Hubschrauber und amphibischen Transportpanzer als wirkungsvolle Waffen – wie auch die Herbizide, die dem Gegner die

Deckung nehmen und seine Ernte vernichten. Ende 1962 scheint ein Sieg in greifbarer Nähe.

Doch dann verstärkt sich der Widerstand, kommt es zu Rückschlägen. Der Vietcong hat sich auf die neuen Waffen eingestellt – vor allem aber treibt die Gewalt der Kriegsführung die Bevölkerung auf seine Seite. Die Spannungen zwischen Washington und Saigon nehmen wieder zu. Im Frühjahr 1963 haben

PROTESTE ERSCHÜTTERN DAS LAND

die USA bereits 16 000 Militärberater in Südvietnam – und halten diese Zahl selbst vor Diem geheim, der sich immer heftiger gegen die, wie er es sieht, kolonialen Ambitionen der USA wehrt.

Da lassen er und sein Bruder einen weiteren Konflikt eskalieren.

Seit vielen Jahrzehnten gibt es unter Vietnams Buddhisten eine Reformbewegung, die religiöse Erneuerung sowie nationale Unabhängigkeit und soziale

Gerechtigkeit anstrebt. Ihre Anhänger sind abgestoßen vom Elend des Bürgerkriegs – und verbittert, weil unter Diems Vetterwirtschaft Katholiken den öffentlichen Dienst dominieren, katholische Geschäftsleute von Staatsaufträgen profitieren, katholische Kirchenvertreter missionarisch auftrumpfen.

Am 8. Mai 1963 versammelt sich abends in der alten Kaiserstadt Hue eine Menge vor dem Rundfunkhaus. Es ist *vesakh*, der höchste buddhistische Feiertag, und die Gläubigen warten auf die Radioansprache eines ihrer Führer.

Doch der Senderchef hat keine Freigabe der staatlichen Zensur erhalten und weigert sich daher, das Band abzuspielen. Proteste erheben sich, werden lauter.

Ein Mann klettert auf das Dach des Gebäudes, reißt die Fahne der Republik Vietnam ab und befestigt an ihrer Stelle eine buddhistische Flagge.

Polizei rückt an, auch Militär mit Panzerwagen. Der Kommandeur fordert die Menge auf, auseinanderzugehen. Ohne Erfolg. Er lässt die Versammelten aus Löschschläuchen beschießen. Doch das steigert nur die Wut.

Plötzlich dröhnt ein lauter Knall über den Platz. Dann Gewehrfeuer. Die Menschen fliehen in Panik, neun Demonstranten kommen in dem Durcheinander um. Die Regierung erklärt, der Vietcong sei für das Unglück verantwortlich. Aber das überzeugt kaum jemanden.

Vielmehr löst der Vorfall eine Welle von Protesten aus – auf die das Regime reagiert, indem es wichtige buddhistische Aktivisten verhaftet. Deren Forderungen nach politischen Reformen, gleichen Rechten wie die katholische Kirche, einem Ende der Unterdrückung sowie nach einer Entschädigung für die Angehörigen der Toten vom 8. Mai bleiben unerfüllt.

Schließlich wählen die Mönche ein dramatisches Zeichen des Widerstands. Am 11. Juni 1963 nimmt Quang Duc auf einer Kreuzung in Saigon den Lotussitz ein und zündet sich an.

Die Fotos von dem Fanal lösen weltweit Entsetzen aus, aber auch Em-

pörung. Wie verzweifelt muss dieses Volk sein? Wie verhasst und abgewirtschaftet ist Diems Regime?

Knapp zwei Monate später schockiert Madame Nhu, die „First Lady“, ihre Mitbürger mit dem öffentlichen Kommentar, sie stelle für weitere „Grillfeste“ gern Benzin und Streichhölzer zur Verfügung: „Lasst sie brennen, und wir werden dazu klatschen.“

Nicht zuletzt wegen dieser kalt-schnäuzigen Arroganz greifen in Südvietnam Wut, Proteste, Unruhen weit über die buddhistischen Kreise hinaus. Vor allem Schüler und Studenten schließen sich an. Es kursieren Gerüchte über Putschpläne im Offizierskorps – aber auch von bevorstehenden Repressionen.

Am 21. August schlägt das Regime zu. Elitesoldaten stürmen Tempel, die als Zentren der Opposition dienen, verhaften bei Razzien 14 000 Buddhisten, Studenten und andere Oppositionelle.

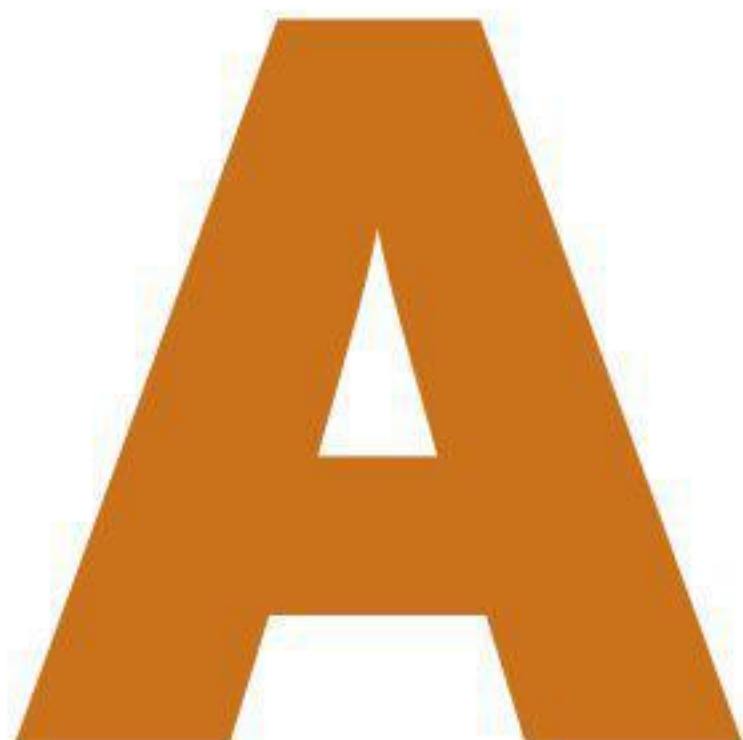
In Washington wird aus Ratlosigkeit zunehmend Wut. Seit Beginn der Krise haben US-Vertreter Diem und seinen Bruder beschworen, einen Ausgleich mit den Buddhisten zu suchen. Haben auf sie eingeredet, ihnen gedroht. Vergebens. In Kennedys Stab neigen nun immer mehr Politiker dazu, auf putschwillige Militärs zu setzen.

Seit Diem und Nhu 1954 die Armee übernommen haben, belohnen sie die Loyalität von Offizieren oft höher als deren Kompetenz, kontrollieren die Truppe durch gezieltes Befördern und Kaltstellen, durch Schüren von Misstrauen, Rivalität.

Dennoch (oder eben deshalb) haben sich mehrere verbitterte Generäle zusammengetan, die einen Staatsstreich planen. Ohne Unterstützung aus Washington jedoch sind ihre Chancen gering, die Macht zu erobern und anschließend auch zu bewahren. Daher haben sie bereits im Juli über einen CIA-Mann Kontakt zur US-Botschaft gesucht.

Doch Kennedy zögert. Wäre eine Militärregierung beliebter, effektiver? Oder eher noch tyrannischer? Und was, wenn der Coup scheitert?

Er beordert Henry Cabot Lodge, den designierten neuen Botschafter in Saigon, seinen Posten früher als vorgesehen anzutreten. Anders als sein Vorgänger sieht Lodge Diem kritisch, ist zudem kühl, unsentimental – und ein prominenter Republikaner: Sollte Vietnam verloren gehen, könnte das die Angriffe von seinen Parteigenossen auf den Demokraten Kennedy mildern.



Am 9. September begleitet Ngo Dinh Nhu seine Frau zum Flughafen. Madame Nhu begibt sich auf eine Reise durch Europa und die USA. Die Reizfigur des Regimes soll für eine Weile aus Saigons Öffentlichkeit verschwinden.

Etwa zur gleichen Zeit beginnen südvietnamesische Polizei und Geheimdienste die einheimische Bevölkerung von Neuem mit nächtlichen Verhaftungen und Entführungen zu terrorisieren. Ein US-Diplomat nennt Saigon und Hue nun „Städte des Hasses“.

WASHINGTON HAT GENUG VON DIEM

In diesen Wochen zerfällt die Allianz zwischen Washington und Diem endgültig. Kennedy autorisiert Botschafter Lodge, dem Diktator mit Kürzungen der Wirtschafts- und Militärhilfe zu drohen, sollte er seinen Bruder nicht entlassen. Trotz bringt Nhu die Möglich-

keit von Verhandlungen mit Hanoi ins Spiel sowie die Option eines blockfreien Südvietnam. Vermutlich gehen die Brüder davon aus, dass sie kurz vor dem Sieg gegen den Vietcong, die buddhistische und die bürgerliche Opposition stehen.

Daraufhin signalisieren die USA den Putschisten ihre Unterstützung.

Ngo Dinh Nhu aber hat längst von der Verschwörung erfahren. Er wartet nur darauf, dass die Offiziere los-schlagen.

Denn er ist sich des entscheidenden Mannes sicher, des Generals Ton That Dinh, der das bei Saigon stationierte III. Armeecorps kommandiert. Nhu will den Aufrührern eine Falle stellen.

Am 1. November 1963 erhält er gegen Mittag einen Telefonanruf. Ein loyaler Brigadegeneral meldet eine verdächtig kurzfristig angesetzte Offiziersversammlung. Nhu versichert ihm, er müsse sich keine Sorgen machen, er habe alles im Griff. Das Gleiche bekommen Agenten zu hören, die von auffälligen Truppenbewegungen berichten.

Ab 13.30 Uhr besetzen putschende Soldaten tatsächlich das Polizeihauptquartier sowie das Radiogebäude, lassen über den Rundfunk ihren Umsturz ausrufen. Andere Einheiten umstellen den Gia-Long-Palast und die Kasernen der Präsidentengarde.

Diem, Nhu und ihre Entourage ziehen sich in den klimatisierten, mit sicheren Fernspreverbindungen ausgestatteten Bunker unterhalb des Palasts zurück. Doch nun wird Nhu langsam nervös. Anrufe bei Offizieren, auf deren Loyalität er setzt, werden nicht beantwortet. Vor allem ist General Ton nicht zu erreichen. Erst allmählich wird den Brüdern klar, dass Ton sie verraten hat.

Während Diems Leibgarde erbittert gegen die Putschisten kämpft, erreicht der Präsident den US-Botschafter. Doch Lodge bedauert, leider könne er die Lage nicht einschätzen, und in Washington sei es früh am Morgen.

„Ich werde versuchen, die Ordnung wiederherzustellen“, antwortet Diem.

Gegen 20 Uhr schlüpfen die Brüder aus einer Seitentür des Palasts, steigen in ein wartendes Auto und lassen sich nach Cho Lon bringen. Dort hat Nhu in der Villa eines reichen chinesischen Kaufmanns ein verstecktes Ersatz-Hauptquartier einrichten lassen.

Im Lauf der Nacht wird klar, dass ihnen keiner ihrer Kommandeure helfen wird, fast alle sind übergelaufen. Am frühen Morgen geben die Brüder auf. Gegen die Zusage, ins Ausland gehen zu dürfen, vereinbaren sie einen Treffpunkt mit den Putschisten. Eine Kirche.

Unter den meuternden Offizieren flammt nun eine kurze Diskussion auf, was mit den Gestürzten geschehen soll. Die Mehrheit ist dafür, das Versprechen zu halten und die ehemaligen Machthaber ziehen zu lassen.

Ein Arrestkommando wird zusammengestellt – zu dem auch ein Adjutant des führenden Putschgenerals Duong Van Minh gehört. Einem Bericht zufolge zeigt Minh diesem Hauptmann kurz die rechte Hand mit zwei ausgestreckten Fingern: Töte beide.

Wenig später erreicht der kleine Konvoi des Kommandos die Kirche. Diem und Nhu sind bereits eingetroffen. Die beiden klettern in einen M-113-Truppentransportpanzer. Minhs Adjutant und ein weiterer Hauptmann übernehmen ihre Bewachung.

Auf dem Rückweg hält der Trupp an einem Bahnübergang. Vermutlich fallen die beiden Offiziere hier über die Brüder her und bringen sie um.

Als das Kommando im Hauptquartier ankommt, die Einstiegsluke des Panzers geöffnet wird und den Blick auf die beiden Leichname und ihre Schuss- und Stichwunden freigibt, sind Minhs Mitverschwörer entsetzt.

Doch auf Saigons Straßen tanzen die Menschen, als sie die Nachricht vom Ende Diems erhalten, zerschlagen jubelnd Statuen der Herrscherfamilie, legen den Soldaten Kränze um.

Auch Henry Cabot Lodge wird von der Menge gefeiert – obwohl die USA offiziell energisch abstreiten, in irgendeiner Form beteiligt oder eingeweiht gewesen zu sein.

In Washington zeigt sich Präsident John F. Kennedy über die Meldung von Diems Tod betroffen: „Es hätte so nicht enden sollen.“



Ende einer Diktatur: Von den USA aufgegeben, stirbt Diem am 2. November 1963 unter den Schüssen seiner eigenen Offiziere. Doch sein Tod bringt Südvietnam keine Stabilität

Dennoch erkennen die USA die von General Minh geführte Junta in Saigon rasch an. Wenn die Generäle zusammenhalten, so schätzen es Beobachter ein, sollten sie den Bürgerkrieg in absehbarer Zeit gewinnen.

Doch die Hoffnung erfüllt sich nicht. Vielmehr hat Minhs eigenmächtiger Mordbefehl etliche seiner Gefährten verbittert, kommt es bald zu Streit um Posten, auch um die Strategie gegenüber den Aufständischen. Und so kann sich Minhs Regierung nicht halten; wenige Monate später lassen die USA auch einen Putsch gegen ihn zu.

Knapp drei Wochen nach Diems Tod gibt Kennedy eine Untersuchung der Optionen in Vietnam in Auftrag, „einschließlich der Frage, wie wir da

rauskommen“. Denn „wir müssen die ganze Angelegenheit von vorn bis hinten neu durchdenken“. Offenbar erwägt er, die US-Berater aus Vietnam abzuziehen. Doch am 22. November wird John F. Kennedy in Dallas von einem Attentäter ermordet.

Hätte der 35. Präsident der USA sein Land aus Vietnam zurückgezogen?

Das ist bis heute umstritten. Es gibt Hinweise, dass ihn pessimistische Einschätzungen beeindruckt haben, denen zufolge der Krieg gegen den Vietcong praktisch nicht zu gewinnen sei. Dass Kennedy mit der unpopulären Entscheidung lediglich bis nach seiner Wiederwahl abwarten wollte. Doch womöglich hätte er den Krieg auch einfach ausgesessen – diesen „hässlichen Schlamassel, für den es keine andere akzeptable Lösung gab“, so ein Vertrauter.

Fest steht, dass er Tausende von Soldaten nach Südostasien entsandt und noch im Sommer 1963 öffentlich die „Domino-Theorie“ über die kommunistische Gefahr vertreten hat. Und dass er mit einer seiner letzten Entscheidungen der Vietnam-Politik noch einmal

eine neue Richtung gegeben hat: indem er nach neun Jahren das „Diem-Experiment“ abbrach.

Damit endet auch der Versuch, es besser zu machen als die Franzosen und Südvietnam in eine moderne Demokratie zu verwandeln.

Die USA sind mit Ngo Dinh Diem und seinem Bruder Nhu gescheitert.

Und an ihnen. ●

LITERATUREMPFEHLUNGEN. David L. Anderson, „*Trapped By Success. The Eisenhower Administration and Vietnam, 1953–1961*“, Columbia University Press: konzise Studie der frühen Verwicklung der USA in Vietnam. Edward G. Miller, „*Misalliance. Ngo Dinh Diem, the United States, and the Fate of South Vietnam*“, Harvard University Press: aktuelle, differenzierte politische Biografie des Diktators.



Kurz nachdem nordvietnamesische Torpedoboote im August 1964 einen US-Zerstörer beschossen haben, beginnt der offene Krieg. Schon bald werden die Amerikaner von Flugzeugträgern wie der »USS Constellation« Luftangriffe gegen Hanoi fliegen

DAS IMPERIUM MACHT MOBIL

Eigentlich wollen die USA nicht noch stärker in den Vietnamkonflikt eingreifen, doch das von Washington gestützte Regime in Saigon taumelt von Krise zu Krise. Und so entscheidet sich Präsident Johnson 1965 für einen massiven Militäreinsatz — Text: FABRICE BRAUN



E

Ein Strand, gesäumt von tropischem Grün. Wellen. In der Morgendämmerung schieben sich etwa 30 Amphibienfahrzeuge mit US-Elitesoldaten Richtung Land. Kurz bevor sie das Ufer nahe der Van-Tuong-Halbinsel in Südvietnam erreichen, auf der 2000 Vietcong-Kämpfer vermutet werden, setzt heftiges Feuer von Land her ein. Als die Salven enden, öffnen sich die Luken, und die Soldaten stürmen an den Strand. 18. August 1965. „Operation Starlite“ hat begonnen: das erste große Gefecht der USA in Südvietnam.

Lyndon Baines Johnson ist einer der gewieftesten Politiker der USA. Er ist als eines von fünf Geschwistern in ärmlichen Verhältnissen auf einer Farm in Texas aufgewachsen, und sein Ehrgeiz, der selbst in seinem Metier ohne Ver-

gleich ist, hat ihn in die Sphären der Macht getragen. Er ist intelligent, durchsetzungsstark und durchtrieben, kann aber auch galant und liebenswürdig sein.

Mit Überzeugungskraft und geheimen Absprachen hat er politische Erfolge und Amt um Amt gesammelt. Er war Abgeordneter im Repräsentantenhaus der USA, danach Senator für Texas. Als Mehrheitsführer der Demokratischen Partei im Senat hat er das politische Strippenziehen perfektioniert, hat mal schmeichelnd, mal drohend, mal flehend die Kollegen auf Linie gebracht. Sein Einfluss in Washington ist legendär.

Doch er hat es nie nach ganz oben geschafft. Denn als er sich 1960 um die Kandidatur für das US-Präsidentenamt bewirbt, gibt es einen jüngeren Frontmann, der ihn überstrahlt und austicht. Und so wählt das Volk jenen jungenhaften John F. Kennedy zum Präsidenten. „LBJ“ wird nur sein Vizepräsident. Er bleibt der zweite Mann. Bis zum 22. November 1963.

An diesem Tag fällt Kennedy in Dallas einem

Attentat zum Opfer. Johnson, 55 Jahre alt, wird nur 90 Minuten später an Bord der Air Force One als sein Nachfolger vereidigt. Jetzt bekommt er die Chance, die er so lange angestrebt hat. Und er will sie um jeden Preis nutzen. Er will nicht irgendein Präsident werden, sondern der beste, will als größter Reformers in die amerikanische Geschichte eingehen.

Dafür arbeitet er bis zu 18 Stunden am Tag, zitiert Mitarbeiter mitunter sogar zu sich ins Badezimmer, während er auf der Toilette sitzt. In einem titanischen Rundumschlag will er die Armut in den USA bekämpfen, den Schwarzen alle Bürgerrechte geben, eine Krankenversicherung für Alte und Bedürftige einführen, mehr Geld für Bildung und den Schutz der Natur ausgeben. Doch Johnson hat ein Problem: Er hat von Kennedy nicht nur das Amt geerbt, sondern auch einen Konflikt.

Außenpolitik ist nicht die Welt des LBJ. „Ausländer sind anders als die Leute, die ich gewohnt bin“, erklärt er nur halb



im Scherz. Doch er will der Sowjetunion und China zeigen, dass er ebenso standhaft ist wie Kennedy. Auch Johnson ist überzeugter Antikommunist und glaubt an die „Domino-Theorie“, nach der mit jedem Land, das an die radikale Linke gehe, fast unweigerlich auch dessen Nachbarstaaten dem Kommunismus zufließen.

Diese Gefahr besteht nach Einschätzung vieler in Washington ganz besonders für das vom Bürgerkrieg zerrüttete Südvietnam. Doch inzwischen ist die Lage dort unübersichtlich geworden: Kurz vor Johnsons Amtsantritt haben südvietnamesische Militärs den Machthaber Ngo Dinh Diem gestürzt, einen langjährigen Schützling Washingtons (siehe Seite 34). Seither kämpfen mehrere Gruppen von Offizieren um die Macht in Saigon, während die aufständischen Vietcong an Einfluss gewinnen.

„Ein größeres verdammtes Durcheinander habe ich noch nie gesehen“, erklärt Johnson einem Vertrauten gegenüber. Doch ein Zurückweichen ist für viele Politiker und Militärs keine Option.

In einem Memorandum erklärt Johnsons Verteidigungsminister Robert McNamara Südvietnam zum „Testfall für die Standhaftigkeit der Vereinigten Staaten“. Würde sich Washington zurückzie-

hen, hätte dies „einen schwerwiegenden Vertrauensverlust zur Folge“.

McNamara hat die renommierte Harvard Business School absolviert und den Autohersteller Ford geleitet. Er ist 47, methodisch, glaubt fest an die Macht der Zahlen. Optimistisch vertraut er auf Daten, Statistiken und die überlegene Technik des US-Militärs – und er meint, dass man Armeen führen kann wie ein Unternehmen.

Johnson dagegen befindet sich in einer Klemme. Er ist zwar ein kluger Taktiker in den Hinterzimmern der Macht, doch je stärker er sich mit dem Vietnamkonflikt befassen muss, desto weniger kann er sich um die Sozialreformen kümmern, sein wichtigstes Projekt.

Zwar berichtet ihm McNamara im März 1964, dass die Vietcong-Kämpfer 40 Prozent Südvietnams kontrollierten, dass die Moral der südvietnamesischen Armee katastrophal sei und sich die Lage höchstwahrscheinlich weiter verschlechtern werde. Und Johnson weiß, dass ein Teil seiner Generäle bereits den Einsatz von US-Bodentruppen fordert.

Doch er will nicht zu viel riskieren, sich vor allem auf die bevorstehenden Präsidentschaftswahlen im Herbst 1964 konzentrieren. Denn nur ein Erfolg an

den Urnen würde ihm – ohne Wahl ins Amt gekommen – genug Legitimität für sein Reformprojekt verschaffen.

Und so wartet Johnson erst einmal ab, versucht Zeit zu gewinnen und wählt dann einen Mittelweg, ohne öffentlich viel darüber zu reden.

Im Sommer 1964 verstärkt er lediglich das indirekte Engagement der USA: Er erhöht die Unterstützung für die Armee Südvietnams und schickt nach und nach 4200 zusätzliche Militärberater in das Land, sodass bald 23 000 amerikanische Soldaten dort arbeiten, den Südvietnamesen bei der Ausbildung helfen, bei der Logistik oder als Piloten.

Hunderte US-Piloten absolvieren in Flugzeugen und Helikoptern bereits Unterstützungsmissionen für die südvietnamesischen Truppen, versorgen sie etwa mit Informationen zu feindlichen Stellungen. Manchmal wagen die GIs auch kleine, verdeckte Kampfeinsätze.

Zudem gibt Johnson jetzt Geheimoperationen gegen Nordvietnam in Auftrag: Gemeinsam mit südvietnamesischen Agenten sollen Spezialeinheiten von CIA und US-Militär dort unter anderem Brücken und Militäranlagen zerstören.

Offiziell bestreitet die US-Regierung, dass sie eine Eskalation des Kon-



Anfang 1965 starten die Amerikaner die »Operation Rolling Thunder«: Mehr als 100 Kampffjets attackieren zunächst Munitionsdepots in Nordvietnam



DIE GENERÄLE FORDERN IMMER MEHR TRUPPEN

fliktes erwägt. Intern arbeiten Militärstrategen aber schon an Plänen für Luftschläge gegen Nordvietnam.

Auch sitzen Diplomaten im Außenministerium bereits heimlich an einer Resolution für den US-Kongress. Sie soll dem Präsidenten weitreichende Vollmachten gewähren, um notfalls offen Krieg in Südostasien führen zu können.

Zwar will sich Johnson vorerst auf die Innenpolitik konzentrieren – aber zugleich auch alle Optionen parat haben.

Im Sommer 1964 zeigen Umfragen, dass die meisten Amerikaner mit der halbherzigen Vietnampolitik der Regierung unzufrieden sind. Nun fürchtet Johnson, dass dies Barry Goldwater zugutekommen könnte, dem konservativen Kandidaten der gegnerischen Republikaner – gegen den der Präsident womöglich wie ein Schwächling dastünde.

Der Druck nimmt zu, etwas Sichtbares, Tatkräftiges zu unternehmen.

Golf von Tonkin, 2. August 1964. Der US-Zerstörer „Maddox“ kreuzt 18 Meilen vor der Küste von Nordvietnam. Offiziell ist er auf einer Patrouillenfahrt, in Wahrheit hat er Spezialausrüstung an Bord, um den nordvietnamesischen Funk abzuhorchen.

Gegen 14.00 Uhr fängt das Kriegsschiff einen Funkspruch der gegnerischen Marine ab: den Befehl für einen Torpedoangriff. Das Ziel kann nur die „Maddox“ sein. Der Kapitän ändert sofort seinen Kurs. Kurz danach tauchen drei Torpedoboote auf dem Radar auf.

Die US-Besatzung feuert Hunderte Geschosse auf die Angreifer ab, die Nordvietnamesen schicken Torpedos los, verfehlen aber ihr Ziel. Die „Maddox“ und Kampffjets des Flugzeugträgers „Ticonderoga“ dagegen treffen alle drei Torpedoboote, eines davon schwer.

Zwei Tage später sitzt Johnson im Weißen Haus mit einem Politiker seiner Partei beim Frühstück zusammen, als

Verteidigungsminister McNamara per Telefon berichtet, die „Maddox“ und ein inzwischen dazugekommenes Schwesterschiff würden gerade erneut angegriffen.

In Washington ist es 9.12 Uhr morgens, in Nordvietnam 21.12 Uhr. Im Dunkeln ist dort nichts zu sehen, aber angeblich zeigen Radar und Sonar der US-Zerstörer unbekannte Boote an. Die Besatzungen der beiden Schiffe feuern über Stunden insgesamt mehr als 300 Mal in die Nacht, ohne genau zu wissen, ob dort draußen wirklich Feinde sind.

Kurz darauf weckt der Kommandant der „Maddox“ Zweifel an der Attacke, als er nach Washington berichtet, möglicherweise seien „ungewöhnliche Wetterphänomene“ für viele Radarsignale verantwortlich gewesen. Denn gesichtet hätten sie den Feind nicht.

Nach einer Beratung mit Militärs kommen Johnson und McNamara zu dem Schluss: Der Angriff hat stattgefunden. Noch am Abend wendet sich der Präsident per TV-Ansprache an die Nation und kündigt einen Vergeltungsschlag an. Kurz darauf bombardieren US-Kampffjets Basen der nordvietname-



Zu den Angriffen aus der Luft (hier ein B-52-Bomber) kommen bald Attacken von Bodentruppen: 3500 Marines landen im März 1965 nahe der südvietnamesischen Hafenstadt Da Nang

sischen Marine. Es ist der erste offizielle Angriff der USA in Vietnam. Jetzt spätestens scheint klar, dass Washington zur Eskalation des Konflikts bereit ist.

In seiner Ansprache hat Johnson verschwiegen, wie unsicher die Indizien für den zweiten Zwischenfall sind. Ein paar Tage darauf werden dem Präsidenten erneut Zweifel kommen. Einem Mitarbeiter des Außenministeriums gegenüber wird er sagen: „Meine Güte, diese verdammten Matrosen haben einfach nur auf fliegende Fische geschossen.“

Und noch eine wichtige Information erwähnt er in seiner Rede nicht: Zwei Nächte vor dem Angriff vom 2. August haben Südvietnamesen mit amerikanischer Hilfe von See aus die nordvietnamesische Insel Hon Me beschossen. Wahrscheinlich haben die Angreifer deshalb die nahe der Insel kreuzende „Maddox“ attackiert.

Am 5. August reicht der Präsident im US-Kongress die vom Außenministerium vorbereitete Resolution ein. Sie wird angenommen. De facto handelt es

sich um einen Blankoscheck für einen Krieg: Das Dokument gibt dem Präsidenten freie Hand für Militäreinsätze, um den Verbündeten in Südostasien beizustehen, sowie die Macht, „alle notwendigen Maßnahmen zu ergreifen, um jede bewaffneten Angriffe gegen die amerikanischen Streitkräfte abzuwehren und künftige Aggressionen zu verhindern“.

Mit seinem Vergeltungsschlag hat der Präsident sein kurzfristiges Ziel erreicht: Er hat sich als entschlossener Politiker profiliert und den Republikanern Vietnam als Wahlkampfthema genommen. Zugleich präsentiert er sich gegenüber Goldwater (der sogar den Einsatz von Nuklearwaffen in Südostasien erwägt) als Mann der Vernunft, der Mäßigung. Während des Wahlkampfes wiederholt er immer wieder den Satz: „Wir planen keine Ausweitung des Krieges.“

Tatsächlich lässt die US-Regierung die Lage in Vietnam zunächst nicht eskalieren – auch, weil sie sich über das weitere Vorgehen nicht einig ist. Denn der stellvertretende Außenminister George Ball hat im Oktober 1964 die „Domino-Theorie“ infrage gestellt.

Zudem hält der erfahrene Außenpolitiker einen Sieg in Vietnam für höchst zweifelhaft. Ball fürchtet darüber hinaus, dass China eingreifen könnte, sollte sich Washington stärker engagieren. Daher spricht er sich auch gegen eine umfassende Bombardierung Nordvietnams aus, die hohe Militärs seit Langem fordern: „Wenn wir einmal auf dem Rücken des Tigers sitzen, ist nicht mehr sicher, ob wir an der richtigen Stelle wieder abspringen können.“

Die meisten Generäle sowie der Verteidigungsminister glauben dagegen mittlerweile immer stärker an Gewalt als das probate Mittel: Keinesfalls dürfe Südvietnam verloren gehen.

Sie hätten sich in einer Welt gesehen, wird sich Robert McNamara später erinnern, in der Laos, Indonesien und Malaysia an die Kommunisten zu fallen drohten, in der „China soeben seine erste Atombombe gezündet hatte und weiterhin die gewaltsame Revolution verkündete – und Chruschtschow und seine Nachfolger im Kreml sich nach wie vor der kriegesischen Rhetorik gegen den Westen bedienten“.

Johnson allerdings neigt keinem der beiden Lager zu. Selbst als Anfang November 1964 Vietcong-Kämpfer eine US-Luftwaffenbasis mit Artillerie beschießen und dabei vier US-Militärangehörige sterben sowie mehr als 70 verletzt werden, sieht er noch von einem Gegenanschlag ab.

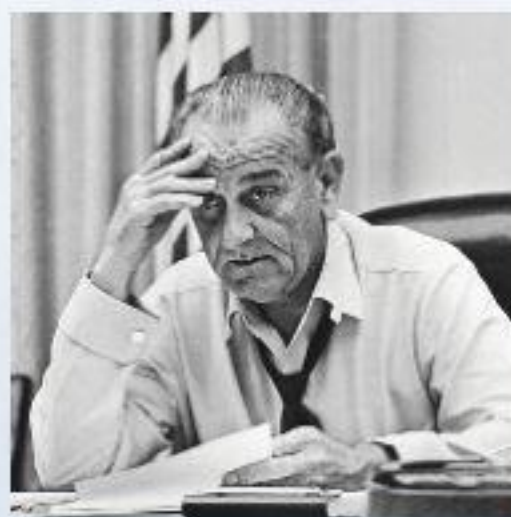
Seine Zurückhaltung zahlt sich aus: Am 3. November 1964 gewinnt er die Wahl gegen Goldwater.

Unterdessen verschärft sich die Lage in Südvietnam: Die Vietcong sind weiter auf dem Vormarsch und kontrollieren inzwischen große Teile des Landes außerhalb der Städte. Die Guerillakämpfer haben in ihren Gebieten eine Schattenregierung errichtet, bauen eine Verwaltung auf, sie betreiben Schulen und militärische Ausbildungslager und erheben Steuern. Und von Nordvietnam aus bekommen die Aktivisten zunehmend Unterstützung; Material und Kämpfer sickern über den Ho-Chi-Minh-Pfad nach Süden.

Am Weihnachtsabend zünden Vietcong-Rebellen eine Bombe in einem Saigoner Hotel, in dem viele Amerikaner verkehren. Zwei Offiziere sterben, 13 werden verwundet.

Anfang 1965 ist die Situation derart desaströs, dass Washington den baldigen Sieg der Vietcong befürchtet. Johnson und seinen Mitarbeitern ist klar, dass sie reagieren müssen. Eigentlich wollte der Präsident abwarten, bis sich in Saigon eine halbwegs stabile Regierung etabliert hat, ehe er über weitere militärische Maßnahmen gegen Nordvietnam entscheidet. Doch das scheint aussichtslos.

Die von den USA protegierten Regierungen wechseln inzwischen fast monatlich – und eine ist so unfähig und



US-Verteidigungsminister Robert McNamara (o.) und der in Vietnam stationierte General William Westmoreland (M.) sind für eine Ausweitung des Krieges. Präsident Johnson (u.) dagegen befürchtet immer wieder, einen Fehler begangen zu haben

korrupt wie die andere. McNamara und der Nationale Sicherheitsberater McGeorge Bundy drängen nun auf den Einsatz der US-Streitkräfte: „Es ist Zeit für schwere Entscheidungen“, schreiben sie an Johnson.

Der stimmt endlich zu: „Wir werden tun, was wir tun müssen“.

Es fehlt nur noch ein Vorwand.

7. Februar 1965. Bei einer Attacke von Vietcong auf eine südvietnamesische Militärstation und eine US-Helikopterbasis sterben acht Amerikaner, mehr als 100 werden verletzt, fast zehn Flugzeuge zerstört. Johnson ist wütend. In einer Sitzung des Nationalen Sicherheitsrates erklärt er: „Wir haben unsere Waffe lange über dem Kamin hängen und die Munition im Schrank gelassen. Und was ist das Ergebnis? Sie ermorden unsere Jungs nachts im Schlaf.“

Bereits zehn Stunden nach dem Anschlag attackieren US-Kampfflugzeuge militärische Ziele in Nordvietnam. Und wenige Wochen später startet die „Operation Rolling Thunder“. Mehr als 100 Jets greifen von US-Stützpunkten in Südvietnam und von Flugzeugträgern aus Munitionsdepots an, später auch andere Ziele im Norden (siehe Seite 54).

Doch schon bald zeichnet sich ab, dass die Bombenangriffe die Rebellen nicht stoppen, dass deren Kämpfer im Gegenteil weiter vorrücken. General William Westmoreland, Oberbefehlshaber der US-Streitkräfte in Südvietnam, fordert Washington auf, endlich Bodentruppen zu entsenden, um wenigstens die amerikanischen Militäreinrichtungen in der Hafenstadt Da Nang zu schützen.

Johnson gibt nach, fürchtet aber hohe Verluste – die Soldaten dürfen

daher nicht in die Kämpfe eingreifen, sondern nur die US-Basis verteidigen.

Und so folgt am 8. März 1965 der nächste Schritt: Die ersten offiziellen US-Kampftruppen betreten vietnamesischen Boden. In der Nähe von Da Nang landen 3500 Marines, schwer bewaffnet mit Panzern und Geschützen, die sogar Nuklearsprengköpfe verschießen können. Bald darauf entsendet der Präsident 40 000 weitere GIs zum Schutz amerikanischer Militärbasen. Und nun erhalten die Truppen auch die Erlaubnis, offensiv gegen die Aufständischen vorzugehen – allerdings nur 80 Kilometer rund um die Basen.

Doch während bereits die ersten offiziellen US-Bodentruppen in Vietnam kämpfen, ist der Präsident offenbar nach wie vor unsicher, wie weit er gehen soll.

In einer Rede, die Johnson im April 1965 hält, zeigt sich sein Dilemma: Er ist längst ein Kriegsherr, will aber immer noch keiner sein. Einerseits gibt er sich kämpferisch, andererseits stellt er eine friedliche Lösung des Konflikts in Aussicht, auch um angesichts einer schnell wachsenden Antikriegsbewegung seine Kritiker zu beschwichtigen.

Er fordert Hanoi zu Verhandlungen auf und schlägt eine Art Entwicklungshilfe für Südostasien vor, von den USA mit einer Milliarde Dollar unterstützt.

Die Regierung in Nordvietnam lehnt sein Ansinnen als „Bestechungsversuch“ ab. Angesichts der vorrückenden Vietcong und der Schwäche der Regierung in Saigon glaubt sie sich wohl in der stärkeren Position und will kein Geld, sondern fordert den völligen Abzug der Amerikaner aus Südvietnam.

Johnson sucht nach einer Strategie für das weitere Vorgehen. Aufgebracht fährt er den Stabschef der Army an: „Ihr könnt nur bomben, bomben, bomben. Ich will wissen, wieso es keine anderen Möglichkeiten gibt.“

Er trifft sich immer wieder mit seinen Beratern, befragt sogar Ex-Präsident Eisenhower nach dessen Meinung sowie ein Gremium aus ehemaligen Außenpoli-

tikern. Die raten ihm, den Krieg auszuweiten und sich dafür die Zustimmung der US-Bürger zu holen.

Auch General Westmoreland will seine Truppen erheblich aufstocken und „den Krieg zum Feind tragen“, also die Vietcong über die zuvor definierte 80-Kilometer-Grenze hinaus direkt am Boden attackieren. George Ball warnt dagegen noch einmal eindringlich vor einem jahrelangen „blutigen Kampf“.

Johnson selbst zweifelt an einem Sieg, wie er einem Senator anvertraut: „Sie hoffen, dass wir irgendwann aufgeben. Und ich glaube wirklich, dass sie länger durchhalten werden als wir.“

Die Furcht, mit jeder Entscheidung das Falsche zu tun, martert den einst so entscheidungsfreudigen Präsidenten, bedrückt ihn erkennbar. Er zieht sich zurück, erklärt seinem Pressesprecher, er fühle sich wie in einem Sumpf.

Dabei hat er mittlerweile zahlreiche innenpolitische Reformen durchgesetzt oder angestoßen. Bürgerrechtsgesetze etwa verbieten die Rassentrennung in öffentlichen Einrichtungen und die Diskriminierung von Minderheiten bei Wahlen. Zudem gibt er Millionen von Armen und Alten zum ersten Mal das Recht auf eine staatliche Krankenversicherung und medizinische Versorgung. Stipendien und andere Finanzierungshilfen sollen Kindern aus einfachen Verhältnissen den Zugang zu Bildung erleichtern. Und Gesetze gegen Umweltverschmutzung dafür sorgen, dass die Luft und das Wasser wieder sauberer werden.

Dennoch ahnt er wohl, dass der Vietnamkrieg seine Präsidentschaft überschatten wird.

Aber im Grunde hat Johnson diesen Weg vorgeprägt, als er die Verteidigung Südvietnams für unabdingbar erklärte und eisern an der „Domino-Theorie“ festhielt. Und nun, da die Vietcong weiter vorrücken, bleibt ihm kaum etwas anderes, als den Kampf zu intensivieren.

Unterdessen verschlechtert sich die Lage in Südvietnam fast täglich. Eine neue Militärregierung kommt an die Macht, deren Premier Nguyen Cao Ky als sein Vorbild Adolf Hitler preist, „weil er sein Land zusammengebracht hat“.

Die Amerikaner sind entsetzt und verlieren spätestens jetzt die Hoffnung, dass die Machthaber in Saigon die Lage noch in den Griff bekommen könnten.

Ende Juli entscheidet sich Johnson für einen massiven Militäreinsatz. Er genehmigt die Erhöhung der Truppenstärke in Vietnam um 50 000 Soldaten. Und er erlaubt dem US-Militär nun, ohne Einschränkung in ganz Südvietnam am Boden zu kämpfen.

Der Präsident verkündet die Beschlüsse nicht in einer großen Rede, sondern fast beiläufig auf einer Pressekonferenz. Und er verleugnet dabei die historische Dimension seiner Entscheidung: Es gebe „keinerlei Strategiewechsel“. Ebenso verschweigt er, dass bereits massive Verstärkungen geplant sind. Bis Ende Oktober werden 200 000 US-Soldaten in Vietnam stationiert sein.

Die USA führen jetzt einen Krieg, den es offiziell gar nicht gibt. Wenige Wochen später beginnt am 18. August 1965 nahe der Van-Tuong-Halbinsel die „Operation Starlite“: die erste große offene Schlacht mit dem Vietcong.

Nach sechs Tagen enden die Gefechte nahe der Halbinsel. In heftigen Kämpfen besiegen die GIs die Guerillakämpfer, treiben sie nach und nach aus den Dschungeldickichten, den Reisfeldern, den Dörfern, den Höhlen und Tunnels. Flugzeuge haben Tonnen von Bomben und Napalm über dem Kampfgebiet abgeworfen. Mehr als 600 Vietcong-Krieger haben bei den Kämpfen ihr Leben verloren. Aber auch 51 US-Soldaten sind gestorben.

58 142 weitere werden ihnen folgen. ●

Fabrice Braun, Jg. 1972, ist Journalist in München.

LITERATUREMPFEHLUNG. Robert Dallek, „*Flawed Giant – Lyndon Johnson and His Times, 1961–1973*“, Oxford University Press: Auf fast 800 Seiten schildert der Historiker Aufstieg und Fall des US-Präsidenten.

NIE GIBT ES EINE KRIEGS- ERKLÄRUNG



Nordvietnamesische Offiziere marschieren Richtung Süden. 1965 schickt Hanoi bereits bis zu 5000 Soldaten monatlich, damit sie fortan an der Seite der Vietcong kämpfen

A black and white photograph of soldiers in a field of tall grass, with mountains in the background. The soldiers are wearing hats and carrying equipment. The title 'Im Schatten der Bomber' is overlaid on the image.

Im Schatten der Bomber

Während im Süden Vietnams der Bürgerkrieg tobt, festigen Kommunisten im Norden eine Parteidiktatur. Und schicken bald Tausende Kämpfer in den Konflikt jenseits der Grenze, um das gesamte Land unter ihrer Herrschaft zu vereinen. 1965 greift die US-Luftwaffe an: Das gewaltigste Bombardement der Geschichte soll Hanoi zum Frieden zwingen. Doch die nordvietnamesische Führung intensiviert ihre Kampfanstrengungen. Und der Konflikt eskaliert immer weiter

Text: JAKOB VICARI und JENS-RAINER BERG

D

Die B-52 ist der mächtigste Bomber, den Menschen je gebaut haben. Flügel mit einer Spannweite von gut 56 Metern und acht donnernde Strahltriebwerke halten seine 220 Tonnen Gewicht in der Luft.

Kurz vor dem Ziel öffnen sich zwei Klappen an der Unterseite des Rumpfes. Sprengkörper – jeder mit genug Kraft, um eine Fläche von mehreren Hundert Quadratmetern zu verwüsten – werden ausgeklinkt und fallen Richtung Boden.

Zehn Kilometer weiter unten sitzen Familien in Erdlöchern, unter Abdeckungen aus Bambus, verkleidet mit Reisstroh und Lehm. Sie sind in die Gruben geflüchtet, zum Schutz gegen das Inferno, das nun losbricht.

Bombe um Bombe schlägt an diesem Dezembertag 1966 in Thinh Liet ein. Bei jeder Detonation erzittern die Bambusdeckel über den zusammengekauerten Menschen.

Die Siedlung besteht aus drei Dörfern: 5000 Bewohner, Hütten, Versammlungshäuser, Geschäfte, Werkstätten, ein Tempel. Nordvietnams Hauptstadt Hanoi liegt eine Fahrradstunde entfernt.

Die Menschen sind nicht überrascht, sie wussten, dass die Bomben eines Tages kommen würden. Immer wieder haben sie in den Monaten zuvor geübt, was zu tun ist, wenn die Sirenen schrillen, wenn die Lautsprecher – die in den Hütten sonst die Arbeitsaufträge der Genossenschaften verkünden – die Minuten vermelden, die bleiben, bis die Bomber da sind. Doch das Warten hat die Angst nicht kleiner werden lassen.

Die Bewohner haben Kolonnen zusammengestellt: für die Verteidigung, für die Versorgung der Verletzten, für den Wiederaufbau. Die örtliche Miliz, die sich dem Angriff entgegenstellen soll,

besteht zum größten Teil aus jungen Frauen, doch mit ihren Gewehren können sie nichts ausrichten gegen die B-52. Und selbst die drei großkalibrigen Flugabwehrkanonen aus sowjetischer Produktion reichen nicht an die hoch fliegenden Bomber heran.

Die Menschen von Thinh Liet haben von der Zerstörungskraft der Bomben gehört, vom Napalm, das die Haut in Feuer verwandelt, und von „Mutterbomben“, die nach Abwurf in Dutzende kleiner Sprenggeschosse zerplatzen.

Wie lange die Attacke genau dauert, ist nicht überliefert. Klar aber ist: Die Bewohner von Thinh Liet haben Glück an diesem Tag. Nur einer von ihnen wird während des Angriffs verletzt.

Doch in den nächsten Monaten folgen weitere Bombenflüge, bei denen 54 Menschen sterben. Gut 100 Häuser werden zerstört, mindestens ebenso viele beschädigt, ein Versammlungshaus getroffen. Und so nährt jede Bombardierung den *cam thu*, den „Geist der Feindschaft“ gegenüber den Amerikanern, den die Regierung ihrem Volk predigt.

In Hanoi, im Palast des Staatspräsidenten Ho Chi Minh, ist das Grollen

der Bomben von Thinh Liet sicher zu hören gewesen. Im Schatten des Gebäudes aus der französischen Kolonialzeit liegt der Schutzraum des Staatsoberhauptes. In diesen Bunker flüchtet Ho Chi Minh bei Fliegeralarm, an seiner Seite oft sein Privatsekretär.

Ho ist alt geworden. Gerade hat er seinen 76. Geburtstag gefeiert. In sein Gesicht, um den markanten Spitzbart, haben sich Falten gefurcht. Häufig wirkt er müde, zerstreut. Zweimal ist er in letzter Zeit nach China gereist, um sich dort von Ärzten behandeln zu lassen, denen er besonders vertraut – und womöglich, um vor den Bomben zu fliehen.

Denn die Wucht, mit der der Krieg sein Land erreicht hat, ist beispiellos.

„Rolling Thunder“ nennen die Amerikaner ihre gewaltigen Luftangriffe gegen Nordvietnam, „Donnergrollen“. Die Attacken dauern bereits seit mehr als anderthalb Jahren an, und sie sind mächtiger als jede Bombenoffensive in der Geschichte des Luftkriegs.

Daher ist Ho Chi Minh nicht nur mit seiner eigenen körperlichen Hinfälligkeit konfrontiert. Er muss zugleich fürchten, dass der Krieg und die Angriffe



Luftabwehrgeschütze gegen die Kampfflugzeuge des Klassenfeinds: Diese Milizionäre verteidigen eine landwirtschaftliche Genossenschaft, doch die besonders hoch fliegenden Großbomber der USA erreichen sie mit ihrer Waffe nicht

der Amerikaner, die Thinh Liet und große Teile des Landes verheeren, das Ende all dessen bedeuten, wofür er zeitlebens gekämpft hat.

Zwölf Jahre zuvor erscheint für Ho das Ziel noch recht nah. Im Sommer 1954 verhandelt er in Genf mit den Großmächten über das Schicksal Vietnams. Aber das Ergebnis der Konferenz ist kein vollständiger Erfolg: Ho, der Sieger im Befreiungskampf gegen die Franzosen, ist nun Staatschef eines unabhängigen Vietnam, so wie er es immer sein wollte, doch reicht sein Land vorerst nur bis zum 17. Breitengrad. Darunter liegt Südvietnam, ein vom Westen gestützter Staat.

Ausgerechnet die kommunistischen Genossen aus der Sowjetunion und China haben Hos Delegation zu Zugeständnissen gedrängt, haben angemahnt, den Kompromissfrieden von Genf sowie die einstweilige Teilung Vietnams zu akzeptieren, denn sie wollen eine Konfrontation mit Washington vermeiden. Und die USA wiederum wollen Einfluss in Südvietnam ausüben, um den Vormarsch des Kommunismus in der Region zu verhindern. Damit hat Ho die ihm so wichtige Einheit des Landes nicht erreicht.

Trotzdem ist er hoffnungsvoll: Die Vereinbarungen sehen binnen zwei Jahren landesweite Wahlen für eine gemeinsame Regierung vor. Ho weiß um die Unterstützung, die er südlich des 17. Breitengrads genießt; er geht davon aus, den Urnengang gewinnen und dann über Gesamtvietnam herrschen zu können.

Einstweilen aber macht er sich an den Aufbau eines kommunistischen Staates im Norden. Bereits 1945 hat die Vietminh, die Organisation der Unabhängigkeitskämpfer, nach Hos Ausrufung eines unabhängigen Vietnam damit begonnen, eine sozialistische Gesellschaft zu errichten. Doch im sich anschließenden Krieg gegen Frankreich musste sie dieses Projekt zurückstellen.

Im Verlauf der Kämpfe war die Macht dann von der Vietminh auf die neu formierte kommunistische Partei übergegangen, die bald keine andere politische Kraft mehr duldete.

Nach dem Ende des Krieges gegen Frankreich hoffen Intellektuelle, dass die

zerstört, Brücken, Deiche und Kanäle beschädigt. Die meisten Fabriken haben die französischen Truppen vor ihrem Abzug demoliert. Die Staatsführung beginnt daher nun mit Macht, die Wirtschaft aufzubauen – und nach sozialistischem Vorbild umzubilden.

Neue Fabriken sollen entstehen. Vor allem aber wird die Welt der Landbevölkerung radikal verwandelt: Die Führung enteignet Grundbesitzer und vergibt deren Felder an besitzlose Bauern. Für die Partei ist die Umverteilung aber nur ein Zwischenschritt: Eines Tages sollen alle Bauern in staatlich organisierten Großbetrieben arbeiten.

Das Land für die Bodenreform nehmen die Kommunisten Großgrundbesitzern weg, aber auch wohlhabende Mitglieder der Vietminh werden nun zu Feinden des Systems erklärt und enteignet, viele von ihnen interniert oder gar hingerichtet.

Sie sind Opfer einer zynischen Kalkulation: Parteikader rechnen vor, dass vier bis fünf Prozent der Bevölkerung pauschal zu Klassenfeinden erklärt werden müssten, um die Gesellschaft wirkungsvoll umzuformen und auf das neue Ziel Sozialismus auszurichten – ganz so, wie es China und die Sowjetunion vorgemacht haben. Die Gewalt soll Angst vor dem Regime erzeugen.

Parteifunktionäre werden in die 15 000 Dörfer des Nordens geschickt, um den großen Umbau voranzutreiben. Doch diese Landreformkader wüten bald völlig unkontrolliert, vernichten (gemeinsam mit ärmeren Bauern vor Ort, die auf den eigenen Vorteil hoffen) die alten Eliten, ermorden zu Tausenden vermeintliche Klassenfeinde oder auch einfach nur Konkurrenten.

Als Kritik an den Exzessen auch in der Partei immer lauter wird, handelt Ho. Er räumt ungewohnt offen Fehler ein – ein höchst seltener Akt in kommunistischen Regimes – und sorgt für ein Ende der Massenmorde. Zudem verstößt er mehrere Kader aus der Führung.



In Nordvietnam lag bereits im Krieg gegen die Franzosen die Machtbasis kommunistischer Kämpfer. Nach ihrem Sieg 1954 bauen sie hier einen eigenen Staat auf

Partei die rigiden Auflagen lockern wird. In Hanoi erscheinen erstmals kritische Zeitschriften, deren Autoren einen Mangel an Demokratie und ein fehlendes Rechtssystem beklagen. Studenten protestieren gegen die schlechte Ausbildung an den Hochschulen.

Doch diese Offenheit hat rasch ein Ende. Da sie ihre Ordnung ungestört errichten will, erstickt die Staatsführung jede aufkeimende Opposition, verbietet die Zeitung und kritische Gruppen.

Ein kleiner Kreis um Ho Chi Minh bildet das Politbüro, das Machtzentrum der kommunistischen Partei. Es sind altgediente Guerilleros, viele haben an Hos Seite im Dschungel gekämpft, darunter Premier Pham Van Dong sowie General Vo Nguyen Giap, der Verteidigungsminister.

Das Land ist nach dem langen Krieg gegen die Franzosen in einem desolaten Zustand. Viele Straßen sind



643 000 Tonnen Bomben wirft die US Air Force zwischen 1965 und 1968 über Nordvietnam ab, fliegt oft mehrere Hundert Attacken am Tag. Sie zerstört Militärstützpunkte sowie mehr als die Hälfte der Elektrizitätswerke und der größeren Brücken. Doch sie trifft auch kleine Siedlungen wie hier Phuc Loc unweit der Hafenstadt Haiphong

Ein Mann, der in dieser Zeit dagegen aufsteigt, ist der Parteifunktionär Le Duan, zuständig für Südvietnam. Viele beschreiben ihn als selbstgerechten Menschen. Er überzeugt die Massen mit Reden, die weitaus entschiedener sind als die des alten Ho, der stets in abwägenden Worten die Verständigung sucht.

Höhnisch soll der Jüngere über den Staatsgründer gesagt haben: „Was mich angeht, so bin ich besser als Ho. Er öffnet seinen Mund und redet über konfuzianische Werte wie menschliche Würde, Loyalität, gute Umgangsformen, Weisheit und Vertrauenswürdigkeit. Was ist das? Das ist antiquierter Feudalismus.“

Dennoch macht Le Duan nun Karriere im Politbüro – vermutlich gar gefördert von Ho, der wohl glaubt, in dem Genossen einen kraftvollen Mann für die Politik gegenüber Südvietnam gefunden zu haben. Denn inzwischen hat die Regierung in Saigon sich den für 1956

vorgesehenen Wahlen in ganz Vietnam verweigert. Und damit die von Ho erhoffte friedliche Vereinigung des Landes unter kommunistischer Ägide vereitelt.

Le Duan ist deutlich aggressiver als Ho. Ihn treibt die Wut auf die vom Westen geförderten Klassenfeinde – zugleich aber auch Machthunger. Besser früher als später solle der Norden die im Süden operierenden Widerstandsgruppen gegen die Herrscher von Saigon aktiv unterstützen.

Und während Ho sich langsam aus dem Tagesgeschäft zurückzieht, bald fast nur noch als Diplomat und außenpolitischer Berater der Staats- und Parteiführung agiert, vergrößert Le Duan seinen Einfluss, drängt Vertraute des Staatsgründers aus ihren Positionen, besetzt Posten mit eigenen Gefolgsleuten.

Im Sommer 1958 reist Ho nach Beijing. Er will mit Chinas Führer Mao

Zedong über die richtige Strategie gegenüber dem Süden beraten. Das kommunistische Land ist das große Vorbild. Beim Aufbau des Landes ist Hanoi auf Unterstützung des Nachbarn angewiesen. Und bei einem Krieg gegen den Süden bräuchte Nordvietnam Waffen aus China.

Mao aber rät Ho, vor einer möglichen gewaltsamen Wiedervereinigung zunächst den Sozialismus im Norden zu vollenden. Der Süden, analysiert der Chineser, sei noch nicht reif für den revolutionären Umsturz – dort sollten erst einmal südvietnamesische Aktivisten und Kämpfer den Sturz des Saigoner Regimes vorbereiten. Ein Standpunkt, den viele Kader in Nordvietnam teilen.

Noch im gleichen Jahr reist Le Duan in geheimer Mission nach Südvietnam. Was er dort beobachtet, beunruhigt ihn. Denn mittlerweile hat der von den USA gestützte Präsident Ngo Dinh Diem den antikommunistischen

Bald trauert fast jede Familie um Angehörige, die durch die Bomben umgekom- men sind

Kurs des Regimes verschärft. Le Duan findet die dortige KP in katastrophalem Zustand vor. Sie hat kaum mehr 2000 Mitglieder, 3000 weniger als im Jahr zuvor, die Kader sitzen im Gefängnis oder sind tot, von der Regierung umgebracht.

Es gibt zwar einen starken Unmut in der Bevölkerung gegen das Diem-Regime und auch bewaffnete Widerstandsgruppen, aber die Kräfte sind zersplittert. Zudem erfährt Le Duan nun mehr über das Ausmaß des US-Beistandes für das Regime, die Finanzhilfen, die Militärberater (siehe Seite 34).

Kurz nach Le Duans Rückkehr in die Heimat tritt das Zentralkomitee der Partei im Januar 1959 in Hanoi zusammen. Sein Report ist so drastisch, dass die Führung sich nun für ein energisches Engagement im Süden entscheidet: Künftig will sie die dortigen Rebellen massiv propagandistisch und beim Aufbau bewaffneter Verbände unterstützen.

Es ist ein bedeutsamer Schwenk, die Hardliner gewinnen an Einfluss. In



Ho Chi Minh und Premier Pham Van Dong (ganz oben) erwarten einen langen, schmerzhaften Kampf um ein vereinigtes Vietnam. Verteidigungsminister Vo Nguyen Giap (unten rechts) plädiert dafür, in diesem Ringen möglichst vorsichtig vorzugehen

der Abschlusserklärung heißt es unmissverständlich: „Der grundlegende Weg der Entwicklung der Revolution in Südvietnam ist der des gewaltsamen Kampfes.“

Bald darauf erhält ein Offizier den Geheimauftrag, einen verborgenen Weg durch den Dschungel zu bahnen, der als Transport- und Kommunikationsroute zum Süden dienen kann. Weder die Feinde noch die eigene Bevölkerung dürfen von dem Projekt erfahren.

Daher rekrutiert der Mann keine Soldaten, sondern holt heimlich mehrere Tausend Widerstandskämpfer aus dem Süden, die sich mit Macheten durch Schlingpflanzen und Büsche kämpfen.

Die Pioniere bauen Wege durch unwegsames, oft bergiges Gebiet, errichten Stationen. Fast die gesamte Route verläuft auf dem Territorium der Nachbarstaaten Laos und Kambodscha; dort können die Männer über weite Strecken alte Pfade nutzen, über die schon Kaufleute, Opiumsmuggler, Jäger und Sklavenhändler gezogen sind. Auch im Krieg gegen Frankreich haben Vietminh-Kämpfer einige dieser Wege genutzt.

In den folgenden Jahren entsteht nun ein komplexes System von Verbindungen. Einige Abschnitte verbreitern die Trupps zu Straßen, auf denen später sogar Lkw fahren können. Am Ende wird das Netz – insgesamt etwa 16 000 Kilometer lang – einen besonderen Namen tragen: Ho-Chi-Minh-Pfad.

Bis Ende 1959 schleppen Träger auf dieser abenteuerlichen Route 1667 Gewehre, 788 Bajonette sowie 188 Kilogramm Sprengstoff vom Norden in den Süden, dazu Ferngläser, Kompass und Landkarten. Alles Material für einen beginnenden Bürgerkrieg.

Unterdessen kämpfen in Südvietnam immer mehr Menschen offen gegen das Regime, aufgebracht durch die zunehmende Willkür des Machthabers Diem, ermutigt durch die Unterstützung des Nordens. 1960 bildet sich im Süden die „Nationale Front für die Befreiung Südvietnams“, eine breite Anti-Diem-Allianz, die nach und nach von den nun wieder erstarkenden südvietnamesischen Kommunisten dominiert wird.

Offiziell ist Hanoi äußerst vorsichtig mit der Unterstützung der Widerständler im Süden. Doch Material und Waffen werden kontinuierlich geliefert. Und es kommen die ersten Kämpfer.

Diese Männer rekrutiert die Partei, inzwischen geführt von Le Duan, unter Flüchtlingen und ehemaligen Vietminh-Aktivisten, die aus Südvietnam stammen und nach der Teilung des Landes zu Zehntausenden in den Norden gegangen waren. Bewerber bekommen eine kurze Ausbildung an der Waffe und in Guerillataktik. Dann werden sie mit Lkw in die Berge gefahren und folgen von dort aus dem Ho-Chi-Minh-Pfad.

Bereits 1959 haben sich die ersten Kämpfer auf den Weg gemacht. Nun ziehen Guerilleros zu Tausenden Richtung Süden.

Tatsächlich gelingt es den Rebellen dort, ihre Position zu verbessern; gemeinsam mit den Genossen aus dem Norden gewinnen sie die Kontrolle über größere Gebiete. Mitte 1963 befindet sich das Regime in der Krise.

Doch nach einem Militärputsch gegen Diem scheint sich der Süden zu stabilisieren. Zudem deutet alles darauf hin, dass die USA ihre Unterstützung fortsetzen werden. In Hanoi Führung fordern daher nun viele, das Engagement weiter zu intensivieren, ehe die Gegenseite zu stark wird und Washington vielleicht sogar Truppen entsendet.

Auf Betreiben Le Duans (und gegen Ho) beschließt das Politbüro eine weitere Eskalation: Die Unterstützung der Rebellen soll stark ausgeweitet werden – nun auch durch nordvietnamesische Soldaten. Damit hat sich Hanoi endgültig für einen Krieg um die Vereinigung des Landes entschieden.

Allerdings schickt Nordvietnam noch keine geschlossenen Truppenverbände, um so einen Konflikt mit den USA auf jeden Fall zu vermeiden.

Doch dank ihrer Geheimdienste wissen die Amerikaner längst, dass sich Hanoi immer stärker engagiert. Der neue US-Präsident Lyndon B. Johnson sieht den Norden sogar als Antreiber des Konflikts (und unterschätzt damit den Widerstandswillen in der südvietnamesischen Bevölkerung gegen das Regime in Saigon).

Daher lässt Johnson verdeckte US-Operationen gegen Nordvietnam intensivieren. CIA-Kommandos sabotieren Brücken, Marine-Einrichtungen und Eisenbahnlinien, organisieren Nadelstichattacken auf Küste und Inseln.

Die Aktionen sollen Druck aufbauen – verstärken in Hanoi aber vor allem den Widerstand.

Dort hat sich der 76-jährige Ho derweil fast völlig von der Tagespolitik entfernt. Er ist kurzatmig, scheint mitunter geistig abwesend, begibt sich wiederholt zur Behandlung nach China. Er ist zwar weiterhin Präsident, aber de facto ohne echte Macht. Doch die Partei braucht ihn als Galionsfigur.

Ihre Führer wissen, wie wichtig der legendäre Freiheitskrieger ist, um die Menschen für den Kampf um die nationale Einheit zu gewinnen – einen Kampf, der bald das gesamte Land ergreifen wird. Wenig später rüstet Nordvietnam seine reguläre Armee auf, verdoppelt die Truppenstärke auf 400 000 Mann.

Zehntausende Kämpfer haben sich bereits über den Ho-Chi-Minh-Pfad auf den Weg in den Süden gemacht, 2000 von ihnen sind in militärischer Strategie geschulte Kommandeure sowie Spezialisten, etwa Funker und Mechaniker. CIA-Agenten fällt auf, dass die Zahl der Rebellen im Süden deutlich zunimmt.

Längst planen auch die US-Militärs für den möglichen Kriegsfall. Washington verlangt von Nordvietnam jetzt eindringlich, die Rebellen nicht weiter zu unterstützen. Diese mit einem Angebot

zum Frieden verbundene Aufforderung, übermittelt durch einen kanadischen Diplomaten, wird von Hanoi jedoch als Drohung verstanden. Tatsächlich lässt Präsident Johnson erklären, sollte sich die Gegenseite dauerhaft verweigern, werde man Luftangriffe auf den Norden erwägen.

Am 2. August 1964 dringt das US-Kriegsschiff „Maddox“ im Golf von Tonkin in nordvietnamesische Gewässer ein (siehe Seite 46). Der diensthabende Kommandant der vietnamesischen Volksarmee gibt unverzüglich Befehl an ein Torpedoboot, auf die Eindringlinge zu schießen, was auch geschieht. Zwei Tage später meldet die „Maddox“ erneut, von

Nordvietnamesen beschossen zu werden.

Ob der erste Zwischenfall von US-Offizieren provoziert wurde (und ob es sich bei dem zweiten überhaupt um einen Angriff handelte), ist bis heute nicht völlig geklärt. In jedem Fall beschließt der Kongress in Washington eine Resolution, die dem Präsidenten im Konflikt um Vietnam völlige Handlungsfreiheit



Über ein verschlungenes Wegsystem, den Ho-Chi-Minh-Pfad, gelangen Kämpfer von Nord- nach Südvietnam

Der Ho-Chi-Minh-Pfad ist ein riesiges Nachschubnetz. Über ihn wandern ganze Bataillone

gewährt. Dies ist ein Akt, den Hanoi als Kriegserklärung ansieht – zumal kurz nach dem zweiten Tonkin-Zwischenfall US-Bomber von Flugzeugträgern aus nordvietnamesische Marinestützpunkte angegriffen haben: die erste offizielle Attacke der USA.

Nun intensiviert das Politbüro um Le Duan sein militärisches Engagement. Fortan sickern auch reguläre nordvietnamesische Einheiten über den Ho-Chi-Minh-Pfad nach Südvietnam ein.

Um über diesen Kurs zu beraten, reist erneut eine Delegation nach Beijing. Und diesmal bestärkt Mao Zedong seine Besucher. Zum einen glaubt der Chinese an den Sieg Hanois, weil er den USA nicht zutraut, rechtzeitig mit Kampftruppen einzugreifen. Zum anderen will er durch die Unterstützung seinen Einfluss in Indochina vergrößern, nicht zuletzt gegenüber der Sowjetunion, mit der er im ideologischen Streit liegt.

Zusätzlich zu der bis dahin geleisteten Militär- und Wirtschaftshilfe im Wert von über 400 Millionen Dollar verspricht Beijing jetzt 320 000 Soldaten, die aber nur defensiv eingesetzt werden, etwa zum Bau von Straßen, Eisenbahnen, Brücken. Maos Zusage bringt daraufhin auch die UdSSR dazu, weitere Hilfe zu gewähren – und gleichzeitig auf Friedensverhandlungen zu pochen, denn noch verfolgt Moskau eine Strategie der friedlichen Koexistenz mit den USA.

Trotz der nun massiven Unterstützung durch die Großmächte trifft der Krieg Nordvietnam schneller und heftiger als vom Regime erwartet. Als Rebellen der Befreiungsfront Stützpunkte des US-Militärs in Südvietnam attackieren, Flugzeuge zerstören und Soldaten töten, reagieren die USA im Februar 1965 mit aller Macht. Der Luftkrieg über Nordvietnam beginnt.

In immer dichter Folge tauchen die US-Flugzeuge nun am Himmel auf. Zuerst kommen kleinere Bomber, die von Flugzeugträgern vor der Küste oder von Militärbasen in Südvietnam starten, später auch die schweren B-52-Maschinen, von denen jede mit ihrer Munition ein Gebiet von 800 Metern Breite auf einer Länge von 4,5 Kilometern in eine Kraterlandschaft verwandeln kann.



Arbeiter errichten auf dem Ho-Chi-Minh-Pfad einen Steg durch den Dschungel. US-Piloten werfen Entlaubungsmittel ab, um die von dichtem Blätterwerk verborgenen Routen freizulegen, können aber die Transporte nie ganz unterbinden

Anfangs attackieren die USA nur den Süden Nordvietnams, vor allem Militärbasen, Öllager und jene Routen (inzwischen zum Teil bekannt), auf denen Kämpfer nach Südvietnam gelangen.

Bald jedoch zielen die Angriffe auch weiter nördlich, treffen nun Fabriken, Eisenbahnen, Brücken, Wasserleitungen sowie die dicht besiedelten Regionen im Zentrum des Landes. Die USA haben drei strategische Ziele:

- Sie wollen verhindern, dass weiterhin Krieger, Waffen und Material in den Süden gelangen.

- Sie wollen Entschlossenheit demonstrieren, um die Moral der südvietnamesischen Verbündeten zu steigern.

- Sie wollen Nordvietnam durch brachiale Gewalt zwingen, einem Frieden im Sinne Washingtons zuzustimmen.

Noch 1965 fliegen Bomber mehr als 25 000 Angriffe, im Jahr darauf sind es bereits rund 80 000 Attacken. 1967 gehen mehr als 200 000 Tonnen Bomben auf Nordvietnam nieder.

Für die meisten Nordvietnamesen gehört das Grauen des Luftkrieges schnell zum Alltag. Etwa in Nam Dinh,

einer der größten Städte des Landes, 80 Kilometer südöstlich von Hanoi. Mehr als 50 Angriffe gibt es hier allein bis Ende 1966. Die Flugzeuge kommen bei Tag und bei Nacht, auch in den Morgenstunden, wenn viele Menschen auf dem Weg zur Arbeit oder zur Schule sind.

Binnen Wochen ist fast jedes Haus beschädigt. Die Kathedrale aus Kolonialzeiten in der Innenstadt erhebt sich über einem Feld aus Trümmern.

Die Bewohner versuchen in Schutzräume zu fliehen, wenn die Flugzeuge kommen. Andernorts versenken Arbeiter Zementbottiche aufrecht neben den Straßen, als einfache Schutzkammern: In jeden passt ein Mensch, zusammengekauert unter einem Deckel.

Hunderte Nordvietnamesen sterben in Nam Dinh und in anderen Städten und Orten, fast jede Familie trauert bald um Opfer. Gerade auf dem Land ist zudem die medizinische Versorgung schwierig. Viele der Verwundeten sterben.

Sommer 1966: Erstmals ist ein Vorort von Hanoi Ziel eines Bombenangriffs. Seit Monaten bereits verlassen Menschen die Kapitale, ihre Habseligkeiten auf Fahrräder, Karren, in Autos und Lkw gepackt. Die Metropole wird allmählich zur Geisterstadt.

Am 29. Juni rufen die Behörden per Dekret jeden auf, sich in Sicherheit zu bringen, der in Hanoi verzichtbar ist.

Die Schulen sind nun geschlossen und dienen fortan unter anderem als Notlager für Reis. Viele Kinder werden aufs Land verschickt und in Camps unterrichtet. Zahlreiche Regierungsstellen ziehen ins Umland.

Auch Fabriken lassen die Behörden umsiedeln und regelrecht zerlegen, um sie vor Zerstörung zu schützen. Das größte Maschinenwerk Hanois etwa arbeitet bald verteilt auf 50 Standorte in der Umgebung. An einer Stelle bauen Arbeiter Elektromotoren zusammen, anderswo produzieren sie Spezialwerkzeug, an einem dritten Ort werden aus den Einzelteilen Drehbänke montiert. Manche Betriebe ziehen in Höhlen oder unterirdische Tunnelsysteme um.

Es ist ein gewaltiger logistischer Aufwand, der die Produktion lähmt, aber immerhin aufrechterhält.



Trotz des Bombardements kämpft der Norden weiter. Auch weil die kommunistischen Verbündeten China und UdSSR Waffen, Geld und Militärberater schicken. Sowjetische Luftabwehrraketen (oben) werden zu einer echten Gefahr für US-Kampffjets

Ungelernte Frauen übernehmen nun vielfach die Arbeit der Männer, die zur Armee eingezogen werden. Sie sind es in der Regel auch, die nach den Attacken, meist nachts, sofort in Kolonnen ausschwärmen, um die heftigsten Schäden zu beheben, die Straßen und Eisenbahnlinien behelfsmäßig auszubessern.

Zerstörte Brücken ersetzen die Nordvietnamesen durch vertäute Fischerboote, über die sie eine Schicht Bambus als Fahrweg legen. Nahe den wichtigsten Bahnlinien lagern Schienen und Schwellen für schnelle Reparaturen.

Mit dieser Kombination aus Improvisation, strenger Organisation und ständig befeuerten Durchhaltewillen trotz des Regime den Angriffen. In Nam Dinh etwa sorgen die Verantwortlichen dafür, dass aus dem Schornstein der zerstörten Textilfabrik weiter Rauch aufsteigt, um den Eindruck zu erwecken, der Betrieb sei nicht unterbrochen.

Die Partei schickt Vertreter in die zerstörten Orte, die in Reden die Menschen auf einen langen Krieg einschwören, die Leidensbereitschaft fordern und den Hass auf die USA anheizen.

Am 17. Juli 1966 schnarrt Ho Chi Minhs Stimme aus den Radios in Nord-

vietnam. Seine Botschaft: „Wir werden kämpfen bis zum vollkommenen Sieg!“

Auch in Thinh Liet, der Siedlung eine Fahrradstunde südlich von Hanoi, hören sie die Ansprache. Die Gemeinde lebt besonders gefährlich, weil in ihrer Nähe Eisenbahnlinien entlangführen, über die Güter von Hanois Hafen Haiphong transportiert werden; zudem gibt es hier noch eine große Überlandstraße und einige wichtige Betriebe. Die Amerikaner versuchen, diese Anlagen zu treffen, und nehmen – als Teil ihrer Gewaltstrategie – auch zivile Opfer in der Umgebung in Kauf.

So sind das Leid und der Blutzoll in Thinh Liet groß, trotz der insgesamt fast 2000 Schutzgruben, die die Einwohner ausheben, trotz der mehr als 550 Meter langen Schützengräben, die sie anlegen, trotz der Geschützattrappen aus Bambus, die die Angreifer verwirren sollen.

Jene, die die Attacken überleben, haben bald nur noch wenig zu essen, da viele Felder zerstört sind, sich kaum noch jemand um die Ernte kümmern kann. Viele Bewohner fliehen, ziehen in Gebiete, die weniger heimgesucht werden. Thinh Liet wirkt wie ein sterbender Ort.

Die US-Bomben werden in Nordvietnam bis 1968 mehr als die Hälfte aller Elektrizitätswerke und größeren Brücken zerstören, sie werden zahllose Dörfer und Städte verheeren und wohl mehr als 50 000 Menschen töten.

Doch Nordvietnam widersteht. Zum einen ist das Land trotz aller Modernisierungsversuche im Kern immer noch eine agrarische Gesellschaft und durch Bombardierungen viel weniger verwundbar als ein Industriestaat. Zum anderen erweisen sich mitunter einfachste Hilfsmittel als überraschend effizient: Die Millionen Luftschutzkonstruktionen aus Bambus etwa helfen viele Opfer zu vermeiden, weil sie flexibel sind, selten zerbersten und sich Geschossteile in ihren Reisstrohverkleidungen verfangen.

Und schließlich weiten Moskau und Beijing ihre Hilfen nochmals aus. Übers Meer kommt schweres Gerät, wie Lastwagen und Geschütze. Vor allem die Sowjetunion liefert moderne Waffensysteme, schickt 2000 Militärberater.

Hanoi gelingt es dabei, das Verhältnis zu den kommunistischen Großmächten geschickt auszutarieren und sich keiner Seite zu sehr zu verpflichten.

Gerade die Flugabwehrraketen, die Moskau sendet, werden für die Amerikaner zur echten Gefahr. 339 US-Flugzeuge werden allein bis 1966 über Nordvietnam abgeschossen, viele Piloten geraten in Gefangenschaft, so wie der spätere US-Politiker John McCain, des-



Gefangener US-Pilot: Die Besatzungen abgeschossener Bomber werden oft gefoltert und kommen mitunter erst nach Jahren frei

sen Jagdbomber 1967 getroffen wird. Er bleibt fünfeinhalb Jahre inhaftiert, sitzt unter anderem im berüchtigten Hoa-Lo-Kerker in der Hauptstadt, von den GIs sarkastisch „Hanoi Hilton“ genannt, wird auch gefoltert.

Während der Luftkrieg unvermindert andauert, trägt der Norden den Kampf am Boden nun selber zum Feind: Seit im März 1965 erste offizielle US-Kampftrouppen in Südvietnam gelandet sind, hat Hanoi sein Engagement dort erneut deutlich erhöht. Anfangs sickern monatlich 1500 reguläre Soldaten in den Süden, bald sind es bis zu 6000.

Ganze Bataillone nutzen die Route durch den Dschungel. Jeder Soldat hat drei Hemden, drei Hosen, eine Hängematte, mitunter ein Nylonzelt sowie einen Regenmantel auf dem Rücken, dazu seine Waffen. Mehr als 20 Kilogramm wiegt die Last insgesamt. An den Füßen tragen die Männer vielfach nur Sandalen.

„Laufe ohne Fußspuren, koche ohne Rauch, sprich ohne Geräusch“, so lautet die Parole. Um vier Uhr morgens brechen die Soldaten in der Regel auf, wandern bis sechs Uhr am Abend, zuweilen 25 Kilometer am Tag. Mitunter ist der Pfad mehr Wildnis als Weg, voller Schlangen, Zecken und Malaria-Mücken.

Manchmal, ohne Vorwarnung, brechen auch hier Bomben durch die dichten Kronen der Bäume. An anderen Stellen versuchen die Amerikaner, das Dickicht der Blätter von oben mit dem hochgiftigen Pestizid „Agent Orange“ zu beseitigen. Das dioxinhaltige Entlaubungsmittel, von dem die USA insgesamt mehr als 45 Millionen Liter über Vietnam sowie über Laos und Kambodscha versprühen, verseucht auf Jahre die Böden, verursacht bei Menschen schwere gesundheitliche Probleme, Leberschäden, Krebs, Missbildungen bei Neugeborenen.

Sobald Hanois Soldaten im Süden angekommen sind, nehmen sie an der Seite der Rebellen, des Vietcong, den Kampf auf. Die Nordtruppen haben geplant, dem Feind in größeren Schlachten gegenüberzutreten, übernehmen jedoch sehr bald die Taktik ihrer Verbündeten. Gemeinsam mit dem Vietcong spezialisieren sie sich auf Überfälle, attackieren

Als Ho Chi Minh stirbt, hat er die Macht längst an radikalere Genossen verloren

Patrouillen und kleinere Einheiten. Meist suchen sie dabei das Gefecht mit südvietnamesischen Soldaten, die weitaus einfacher zu schlagen sind als die gut ausgebildeten GIs.

Die kommunistische Führung in Hanoi hat bereits zuvor einen General entsandt, der von einem Hauptquartier im Süden des geteilten Landes den Einsatz von Vietcong-Kämpfern und nordvietnamesischen Einheiten koordiniert und zunehmend an Einfluss auf die gesamte Kriegsführung im Süden gewinnt.

1966 streiten insgesamt gut 200 000 Kämpfer auf kommunistischer Seite in Südvietnam, davon wahrscheinlich mehr als 50 000 Soldaten aus dem Norden. Ho Chi Minhs Land ist nun tief in den Krieg verstrickt.

In Hanoi beschwört der Propaganda-Apparat des Regimes weiterhin den Kampfgeist der Bevölkerung: „Das vietnamesische Volk wird sich nicht einschüchtern lassen“, erklärt Ho.

Wenn er Schulen, Fabriken, Kooperativen besucht, zeigen die Fotos anschließend sorgsam das Lachen der Menge, selbst Soldaten lächeln hinter ihren Luftabwehrgeschützen.

Der Präsident nimmt fast nur noch solche repräsentativen Termine wahr, die Führung fragt den Staatsgründer kaum mehr nach seiner Meinung. Die Partei nutzt seine Beliebtheit im Volk, nicht seine Fähigkeiten als Politiker.

Für seine Anhänger aber ist er immer noch ihr charismatischer Führer, und mit jedem US-Angriff scheinen sie ihn mehr zu verehren. Niemand hat ein aufmerksames Ohr für die Nöte, Ängste

und Wünsche der Menschen als „Onkel Ho“. Das Regime profitiert von seinen Talenten als Menschenfänger. Und bereitet schon seinen Tod vor.

Unter strengster Geheimhaltung, sogar vor dem Präsidenten selbst, wird im Frühjahr 1968 ein Funktionär nach Moskau geschickt, um dort an Lenins Ruhestätte den Bau eines angemessenen Mausoleums zu studieren. In Vietnam bekommen Ärzte von angereisten sowjetischen Experten ein spezielles Training: Sie lernen, wie sie den Körper des Führers nach dem Tod am besten einbalsamieren und für die Ewigkeit konservieren können.

Doch der Veteran Ho ist zäh. Ein Jahr lang hält er noch durch, lässt sich berichten, wie der Krieg kaum Fortschritte macht, hört von neuen Bomben, mehr Toten. Ho Chi Minh verfolgt, wie die Führungsriege des Nordens trotz aller Opfer eine große, nie da gewesene Offensive im Süden orchestriert – und muss zugleich mit ansehen, wie alten Weggefährten der Prozess gemacht wird und Parteichef Le Duan eine neue Säuberungsaktion in der KP beginnt, um die Reihen mit aller Härte zu schließen.

Am Morgen des 2. September 1969 stirbt Ho Chi Minh mit 79 Jahren, von Alter und Krankheit geschwächt, an den Folgen eines Herzinfarkts.

Seine Asche, so lautet Hos letzter Wille, solle aufgeteilt und vergraben werden, im Norden, in der Mitte und im Süden Vietnams (tatsächlich wird sein Leichnam einbalsamiert und später in einem Mausoleum ausgestellt).

Der Wunsch ist eine letzte, stille Hommage an sein Land – während die Kämpfer auf beiden Seiten immer brutaler, immer entfesselter, immer rücksichtsloser um genau jenes Land ringen.

Und es dabei nur immer mehr zerstören. Im Süden wie im Norden. ●

Dr. Jakob Vicari, Jg. 1981, ist Autor in Berlin.

LITERATUREMPFEHLUNGEN. Ang Cheng Guan, *„The Vietnam War from the Other Side“*, RoutledgeCurzon: der Krieg aus nordvietnamesischer Sicht. William J. Duiker, *„Ho Chi Minh“*, Hachette Books: ausführliche Biografie des Revolutionärs.

IN DER GRÜNEN HÖLLE

Immer mehr Truppen entsenden die USA ab 1965 nach Südostasien. Für die GIs beginnt mit der Landung in Vietnam eine Zeit verstörender Erfahrungen: Sie werden mit Gewalt und Angst, aber auch mit Langeweile und Drogenkonsum konfrontiert. Für ihre vietnamesischen Gegner bedeutet der Krieg vor allem eines: extreme Entbehrung. Kämpfer beider Seiten erinnern sich an den Alltag in einem brutalen Konflikt

Als die Maschine zum Landeanflug ansetzt, tauchen blassgraue Berge auf. Man erkennt die Konturen von Felsspalten und überlegt, ob von den vielen Stellen, die unten erscheinen, es diese eine ist, zu der man geht und stirbt. In der Ferne grüne Felder, unten das Meer, ein Sandstreifen windet sich die Küste entlang. 200 Männer atmen ein. Keiner sieht die anderen an. Man spürt Angst. Aber es ist sinnlos, ihr zu sehr nachzugeben, also scherzt man: Es sind ja nur 365 Tage.

Tim O'Brien, GI

Wenn man die Rampe hinunterläuft, sticht einem als Erstes ein widerlich-süßer Geruch in die Nase. Im Inneren der provisorischen Zollstelle steigt einem die Hitze, die man vorher nicht bemerkt hatte, langsam in den Kopf, und der Schweiß fließt in Strömen. Man sagt uns, wir sollen ein paar Fragen beantworten,

sämtliche Schusswaffen, Messer und Drogen abgeben und still sein. Ameisen krabbeln an den schmutzigen weißen Pfeilern hoch, während wir warten.

Richard Löffler, Nachschub-Soldat

Das Land ist so schön, wenn die Sonne auf die Berge scheint. Bauern in den Reisfeldern, mit ihren Wasserbüffeln, Palmen, Affen, Vögel und sogar die seltenen Insekten. Einen flüchtigen Moment lang war ich nicht in einer Kriegszone, sondern nur im Urlaub.

George Williams, GI

In der Nähe meines Quartiers saß eine Gruppe gerade angekommener Unteroffiziere vor der Baracke. Sie rauchten und versuchten, wie Killer auszusehen. Zwecklos. Sie waren auf den ersten Blick als Grünschnäbel zu erkennen, bestimmt genau wie ich. Sie hatten noch volle Wangen. Ihre Uniformen lagen leicht am Körper, ihre Augen waren noch lebhaft und neugierig. Doch selbst wenn ich all das nicht bemerkt hätte, wären sie mir

wegen ihres Blickes voll angespannter, verletzter Isolation als Neulinge aufgefallen. Für jeden, der sich auf dieses harte Unterfangen einließ, kam es überraschend, dass er nicht etwa willkommen geheißen, sondern gemieden wurde. So war es aber. Das merkte man, sobald man aus dem Flugzeug stieg.

Tobias Wolff, Oberleutnant

Die Ankunft in Vietnam als Fußsoldat gleicht der Ankunft im Ausbildungslager als Rekrut. Alles ist neu. Man weiß nicht, wie man sich verhalten soll – soll man Angst zeigen oder heimlich mit ihr leben, soll man Resignation oder Abscheu zeigen? Man wünscht, alles wäre vorbei. Man zieht den tiefschwarzen Modergeruch Vietnams in die Lunge.

Tim O'Brien

Krieg begeisterte immer jene jungen Männer, die nichts über ihn wissen, aber uns lockte auch Kennedys Aufforderung



zu den Waffen, uns zu fragen, „was wir für unser Vaterland tun können“, verbunden mit dem missionarischen Idealismus, den er in uns geweckt hatte. Amerika erschien uns damals allmächtig.

Das Land konnte noch behaupten, nie einen Krieg verloren zu haben, und wir glaubten an unsere Bestimmung, den kommunistischen Raubzügen Einhalt zu gebieten und unser eigenes politisches Credo auf der ganzen Welt zu verbreiten.

Und so marschierten wir an jenem feuchten Märznachmittag in die Reisfelder, nicht nur mit unserem Gepäck und den Waffen beladen – wir trugen auch die feste Überzeugung in uns, dass wir den Vietcong schnell besiegen und gute, edle Taten begehen würden.

Das Gepäck und die Gewehre behielten wir; die Überzeugung schwand dahin.

Philip Caputo, Leutnant

Viele der GIs haben sich nicht freiwillig zum Kriegseinsatz gemeldet: Wehrpflichtkomitees in den USA haben sie für den Militärdienst ausgewählt

Die Amerikaner und wir hatten sehr unterschiedliche Vorstellungen vom Krieg. Die Amerikaner hatten keinen Hass auf das vietnamesische Volk. Wir aber haben sie gehasst! Stalin sagte: „Um den Feind zu besiegen, muss man Hass aufbauen.“

Wir hatten Bilder gesehen, wie das südvietnamesische Volk geschlagen, verhaftet und gefoltert wurde. Wir hatten Dokumentarfilme von Ngo Dinh Diems grausamer Unterdrückung der Buddhisten gesehen, von Menschen, die mit Elektroschocks malträtirt, von Frauen, die vergewaltigt wurden. Dies hatte unseren Zorn geschürt und uns darin bekräftigt, den Süden zu befreien.

Huong Van Ba, Vietcong-Kämpfer

Wir warteten auf einen Angriff, der nie erfolgte. Schließlich entschied jemand, dass wir den Vietcong – da er nicht zu uns kam – aufsuchen würden. Die Brigade erhielt den Befehl, Aufklärungs- und Vernichtungsaktionen im kleineren Stil durchzuführen. Die neue Taktik gehörte in die Kategorie „aggressive Verteidigung“, und das hieß, dass wir an den Kämpfen teilnehmen würden. Der Krieg war nicht mehr „ihr Krieg“, der Krieg der Vietnamesen, sondern nun auch unserer.

Philip Caputo

Offiziell sind die US-Soldaten zur Unterstützung der Armee Südvietnams im Land. Doch deren Truppen gelten als schwach, geführt von zögerlichen, häufig korrupten Offizieren. Die Moral der südvietnamesischen Soldaten ist schlecht, Desertionen sind verbreitet. Auch die Zusammenarbeit zwischen den Verbündeten

ist oft schwierig. Und so tragen die US-Einheiten schon bald die Hauptlast des Krieges.

Zuerst regnete es sechs Tage am Stück, ich war schlammgebadet und nass. Meine Hände waren mit Schnittwunden übersät. Im Dschungel wimmelte es von Egel und Moskitos, von denen ich vermutete, dass sie mich fast überall am Körper gebissen haben. Ich musste zwei tote *gooks* ausgraben. Der Geruch war furchtbar. Mir wurde fast schlecht. Drei oder vier Jungs wurden durch Unfälle verletzt. Nur zwei wurden erschossen, als sie einen *gook* verfolgten. Doch bisher gab es noch keine schweren Kampfhandlungen. Es war alles nicht so schlimm, aber eines steht fest: Man lernt ganz sicher einige Annehmlichkeiten zu schätzen, die man früher hatte.

*Salvador Gonzales,
Fallschirmjäger*

Der Treck durch den Dschungel war wie ein Treck durch die Hölle. Wir tranken Grundwasser und aßen Blätter und grüne Bananen. Und als wir ankamen, waren die Bedingungen in T-7 nicht besser als in T-4. Nahrung war noch immer ein unlösbares Problem.

Trinh Duc, Rebellenführer

Zehn Tage verstrichen im Müßiggang. Der Reiz der neuen Umgebung verblasste, das Bataillon begann an einer seelischen Krankheit zu leiden, die von den französischen Soldaten in Indochina *cafard* genannt wurde. Die Symptome waren gelegentliche Depression, begleitet von einer unüberwindlichen Müdigkeit, die selbst die einfachsten Tätigkeiten wie Rasieren oder die Reinigung eines Gewehrs wie Schwerstarbeit erscheinen ließen. Die Ursachen blieben ein Geheimnis, hingen aber mit der gnadenlosen Hitze zusammen, mit dem Nichtstun und den langen Tagen, wo man auf eine fremde Landschaft starrte; eine schöne

Viele US-Soldaten stammen aus Kleinstädten. Vor ihrem Einsatz in Vietnam haben sie kaum etwas von der Welt gesehen (Landung von Marines in Da Nang)



Offiziell sollen die GIs nur die Truppen Südvietnams (oben) unterstützen. Doch schon bald führen sie einen Großteil der Angriffe

Landschaft, sicher, aber nach einiger Zeit wurde das Dschungelgrün so monoton wie die Sandfarbe der Wüste oder das Weiß der Arktis. Es war interessant, wie einen die Farbe Grün – die Poeten und Liedkomponisten stets mit Jugend und Hoffnung assoziieren – deprimieren kann, wenn keine anderen Farben Kontraste bilden. Grün. Es prägte mein gesamtes Bewusstsein. Reisfelder, grüne Berge, grüne Hügel, grüne Uniformen füllten mein Blickfeld aus: Hellgrün, Mittelgrün, Dunkelgrün, Olivgrün.

Philip Caputo

Anfangs gab es keine Wege, nur Berge. Die Straßen zu schlagen war eine über-

menschliche Aufgabe. Unsere einzigen Werkzeuge waren Pickel, Schaufeln und Sägen. Wenn Bäume zu groß waren, um sie von Hand zu fällen, sprengten wir sie mit Dynamit. Um die großen Bäume beiseitezurollen, brauchte man mindestens 20 Leute. Wir mussten außerdem Bäche mit Steinen eindämmen, damit sie die Wege nicht überschwemmten. Manchmal mussten wir ewig in brusthohem Wasser stehen. In der Regenzeit wurden wir so gut wie nie trocken.

*Vu Thi Vinh, Freiwillige,
Nordvietnam*

Während der Monsunzeit goss es in Strömen. Man konnte den Vordermann nicht sehen. Wir waren im Tiefland in den Reisfeldern, das Wasser stieg und stieg. Irgendwann merkte ich, dass ich schlief und mir das Wasser bis zur Brust stand. Nichts passierte, aber die Angst, die Angst, Mann.

Haywood T. Kirkland, Soldat

Natürlich war das Leben im Dschungel extrem hart. Wenn wir nicht mit Reis versorgt wurden, behelfen wir uns mit dem, was wir finden konnten. Wir suchten in den Flüssen unter Steinen nach Krebsen, und manchmal hatten wir Glück und entdeckten Maniok. Bisweilen mussten wir Pilze und Moos von Steinen kratzen. Wir nannten das „Flugzeuggemüse“, denn nach den vielen Bombardierungen war es das Einzige, das übrig geblieben und essbar war.

Vu Thi Vinh

Mir war vorher nicht klar, wie sehr ich Schlamm hassen kann. Wir leben in Schlamm und Regen. Ich bin den Regen so leid, dass es manchmal unerträglich ist. In der Nacht plagen mich die Moskitos, wenn ich, in meinen Poncho gehüllt, auf dem Boden liege. Der Regen tropft auf mich, bis ich vor Erschöpfung einschlafe.

Frederick Downs Jr., Leutnant

Wir lernten zu kochen, ohne Rauch zu produzieren. Zuerst gruben wir ein großes Loch für den Herd und dann einen langen Graben, der von dem Loch wegführte. In den Graben legten wir ein Rohr, um den Rauch vom Feuer abzuleiten. Wenn man das Rohr mit Laub abdeckte, sickerte der Rauch nur sehr langsam durch. Man musste äußerst vorsichtig sein mit dem Rauch, weil Tag und Nacht Erkundungshubschrauber und Flugzeuge herumflogen. Ein kleiner Fehler wie das Aufhängen von Kleidung an einer ungeschützten Stelle oder ein bisschen Rauch, mit dem man seine Anwesenheit verriet, und fünf Minuten später wurde man bombardiert.

Vu Hy Thieu, Vietcong-Kämpfer

Im Vietnamkrieg gibt es kaum große Schlachten. Die kommunistische Seite vermeidet sie, weil sie ihre Guerillastrategie verfolgt. Und die Amerikaner vertrauen auf „Search and Destroy“-Missionen, also auf eine Aufklärungs- und Vernichtungstaktik. Patrouillen, Beobachtungsflüge, Radargeräte und sogar Urindetektoren sollen feindliche Kämpfer aufspüren helfen, die die Amerikaner anschließend mit ihren überlegenen Waffen und ihrer gewaltigen Feuerkraft vom Boden und aus der Luft attackieren, um möglichst viele Gegner zu töten. So agieren eher kleine Einheiten in kurzfristigen Gefechten, und ständig verlagert sich das Schlachtfeld.

Um die Amerikaner zu bekämpfen, musste man nah an sie ran. Am besten war, sie anzugreifen, wenn sie in Bewegung waren, oder bei Nacht, wenn sie ihre Stellungen bezogen. Sie dagegen wollten uns mit Bodenkraft umzingeln und dann mit Artillerie und Raketen zerstören, statt uns direkt mit Infanterie zu attackieren. Meist konnten wir uns dem entziehen, auch wenn sie uns mit Hubschraubern einzukreisen versuchten, denn wir kannten das Gelände so gut, dass wir rasch entkommen konnten.

Huong Van Ba

Die nordvietnamesische Armee war knochenhart. Ich hörte ständig Gerüchte: dass sie vor der Schlacht so eine kommunistische Spezialsorte Hasch rauchten, die sie selbstmörderisch mutig machte; dass ihre Tunnel wie unterirdische Städte

waren, die direkt unter unseren Stützpunkten verliefen; dass amerikanische Deserteure auf ihrer Seite kämpften.

Tobias Wolff

Die Vietcong haben erstaunliche Erdlöcher. Einige erstrecken sich über Meilen und sind groß genug, um darin zu stehen. Andere sind riesige Wohnquartiere, die meist zu kleineren führen. Wir werfen einfach ein paar Granaten rein oder sprengen das Loch mit einer großen Ladung TNT. Diese Leute sind wie Maulwürfe. Sie können meilenlange Tunnel graben, aber nirgends ist Erde zu finden. Wahrscheinlich essen sie sie.

Paul Kelly, Sergeant

Während meiner Dienstzeit gab es nur ein paar längere Gefechte. Meistens hieß es nur laufen und laufen, suchen und su-

Viele GLs nehmen zwischen den Kampfeinsätzen Drogen.

Selbst Offiziere greifen zu Marihuana oder Heroin (US-Stützpunkt Con Thien)



chen. Wenn man Feindberührung hatte, war alles nach 30 oder 40 Minuten vorbei. Ein Knall, und dann waren sie weg, denn sie wollten nicht kämpfen oder hatten der Schlagkraft unserer Artillerie und Kampfhubschrauber nichts entgegenzusetzen. Im Dschungel war kein Verlass auf Unterstützung durch Panzer. Man konnte sich nicht auf Kampfhubschrauber verlassen, die einen bei Feind-

berührung unterstützten, es sei denn, sie flogen schon über einem. Es war schwierig, überhaupt Nachschub zu bekommen. Man hatte nichts, wenn man es nicht selber mitschleppte oder es aus der Tür eines Helikopters geschmissen wurde. Manchmal kam man mühelos vorwärts, dann wieder brauchte man eine Stunde für 25 Meter und hackte sich durch dichten Bambus jeden Schritt frei.

Joseph B. Anderson Jr., Offizier

Im Mekongdelta bestand der Feind aus der lokalen Guerilla, die in kleinen Katern organisiert war. Hin und wieder schlossen sie sich für einen Angriff auf unser Lager zusammen. Meist gingen sie in kleinen Gruppen vor und ließen sich nicht blicken. Sie sprengten uns mit selbst gemachten Minen in die Luft, die sie aus Haubitzenblindgängern fabriziert hatten, oder mit echten amerikanischen Minen, die sie von unseren südvietnamesischen Verbündeten gekauft hatten.

Nachts nahmen sie uns unter Mörserfeuer, allerdings nie besonders heftig; gerade genug, um mit etwas Glück ein, zwei Mann zu töten, einige zu verwunden oder uns zumindest zu Tode zu erschrecken. Sie brachten versteckte Ladungen an unseren Lkw und Jeeps an. Sie setzten Heckenschützen auf uns an. Und wenn

sie uns zeigen wollten, dass sie eine ernst zu nehmende Guerilla waren und nicht Krieg spielende Bauern, schickten sie Tiere oder Kinder auf die Straße und erschossen die Rührseligen, die anhielten.

Wir starben nicht zu Hunderten im offenen Feld, sondern einer nach dem anderen, in einem geradezu gemächlichen Rhythmus.

Tobias Wolff

Letzte Woche habe ich zum ersten Mal einen Mann verloren. Er wurde versehentlich von einem anderen aus unserem Zug getötet. Ich hatte einen Nachtrupp losgeschickt, um den Feind in einen Hinterhalt zu locken. Sie hatten mehrere Stunden lang ihre Position gehalten, als der Mann an der Flanke wegkroch, um zu pinkeln oder so, und als er wieder zurückkroch, hielt ihn ein anderer für einen *dink* und erschoss ihn. Er starb in dem Hubschrauber, der ihn wegbrachte.

Robert Ransom Jr., Leutnant

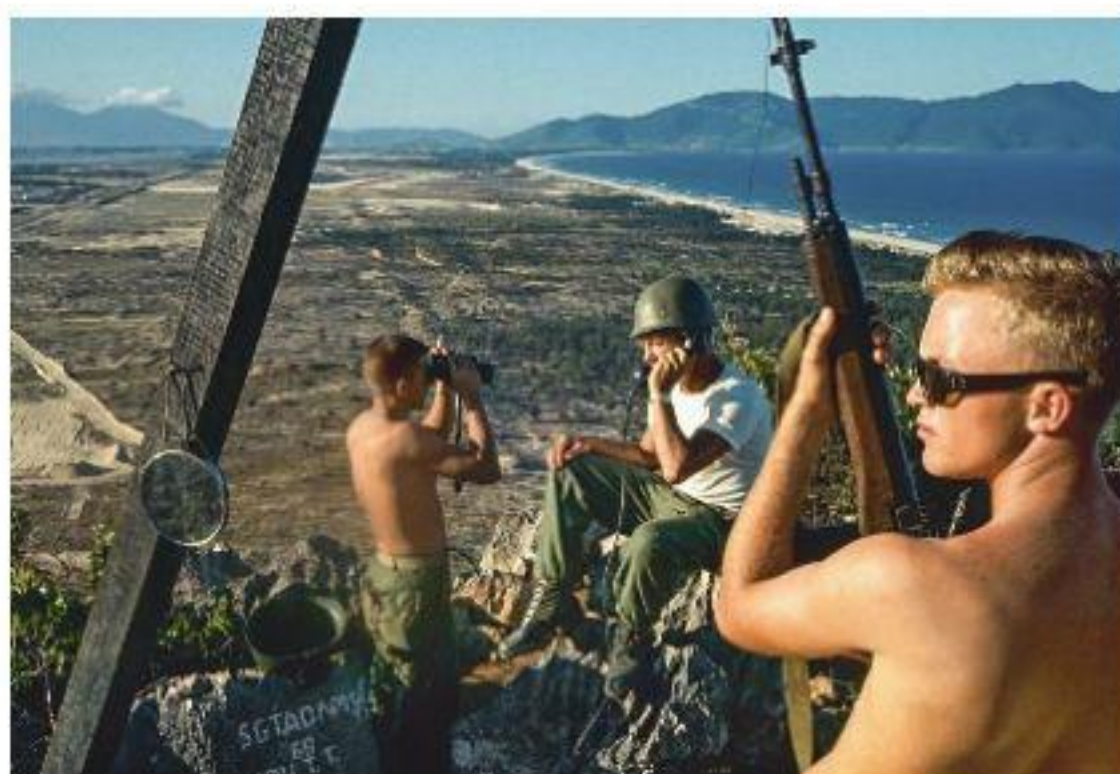
Wir passierten ohne weitere Unterbrechungen eine Reihe kleiner Dörfer. Ich fuhr schnell, um den Heckenschützen keine Chance zu lassen, aber auf dieser Straße waren nicht die Heckenschützen das Problem. Sondern Minen. Falls ich über eine der scharfen 105er-Granaten fuhr, die der Vietcong als Minen vergrub, war es vollkommen egal, welches Tempo ich drauf hatte. Ich hatte mal gesehen, wie ein Zweieinhalbtonner durch so ein Ding von der Straße gefegt wurde, nur ein paar Fahrzeuge vor mir, in einem Konvoi auf der Rückfahrt von Saigon. Der Lkw machte einen Satz wie ein bockendes Pferd und landete auf der Seite im Graben. Wir Übrigen schmissen uns auf die Erde und warteten auf einen Überfall aus dem Hinterhalt, der kam aber nicht. Als wir schließlich wieder aufstanden und in den Lkw schauten, war keiner drin, nichts, was noch nach Mensch aussah. Die Explosion hatte

den Wagenboden durchschlagen und aus den beiden vietnamesischen Soldaten im Führerhaus Hackfleisch gemacht.

Tobias Wolff

Eine Woche lang warteten wir auf einen Angriff, und letzte Nacht kam er mit voller Wucht. In meinem Leben hatte ich noch nie solche Angst. Wir wurden von zwölf Granaten und Raketen getroffen.

Manchmal müssen die GIs wie hier in Da Nang große Stützpunkte bewachen, doch meist werden sie in kleinen Gruppen ins Landesinnere geschickt



Hubschrauber, Kampfjets, Patrouillenboote: Die USA sind dem Gegner technisch überlegen. Doch schnell merken die Soldaten, dass ihre Ausrüstung ihnen häufig nichts nützt

Eine Granate landete etwa 30 Fuß von mir entfernt, und ich kann von Glück reden, dass ich den Kopf gesenkt hatte, im Gegensatz zu dem Sergeant neben mir, der vermutlich ein Auge verlor. Drei Männer wurden schwer verletzt. Es war mein erster direkter Kontakt mit dem

Krieg, und er war ziemlich hässlich. Ich half beim Wegtragen einiger Verwundeter, und ich hoffe wirklich, dass ich das nicht mehr tun muss. Es war eine Erfahrung, die sich nicht in Worte fassen lässt.

Allan Paul, Sergeant

Ich habe meinen ersten VC getötet. Es war zwei oder drei Uhr am Nachmittag, irgendwo im zentralen Hochland. Ich war Späher und bahnte mir meinen eigenen Weg. Ich befand mich vielleicht 40 Meter vor dem Rest der Truppe. Ich ging nichts ahnend auf ihn zu. Auf einmal trat er aus dem Busch. Ich sah ihn erst, als er sich bewegte. Ich würde sagen, vielleicht 50 Meter. Und dann entdeckte er mich. Wir waren beide überrascht. Ich knallte ihn ab, denn mir ging nur durch den Kopf, entweder er oder ich. Ich schoss einfach aus der Hüfte. Und er hatte noch nicht mal sein Gewehr in Anschlag gebracht.

Harold Bryant, Pionier

Ein paar Bauern blockierten weiter oben die Straße. Ich hupte, aber sie standen herum und beobachteten, wie ein Mann und eine Frau sich anschrien. Als ich näherkam, erkannte ich zwei verhedderte Fahrräder, einen aufgeplatzten Weidenkorb und überall Gemüse auf der Straße. Offenbar ein Unfall. Sergeant Benet langte an mir vorbei und drückte erneut auf die Hupe.

Die Bauern drehten sich um, gingen aber nicht aus dem Weg. Ich hielt auf sie zu.

Hupte immer weiter. Die Bauern hielten die Stellung länger, als ich gedacht hatte, um ein Haar hätte ich die Nerven verloren, dann sprangen sie aus dem Weg. Ich hörte sie schreien, und dann hörte ich Scheppern und Knirschen, als der Lkw über die Fahrräder rollte. Grauenhaftes Geräusch.

Ich hatte es nicht zum Spaß getan. Sieben Monate früher, zu Beginn meiner Dienstzeit, als ich noch „die Leute“ sagte anstatt „die Bauern“, wäre ich nicht über

ihre Fahrräder gefahren. Ich hätte abgebremst oder sogar angehalten, bis sie sich dazu bequem hätten, ihren Streit an den Straßenrand zu verlegen, falls es überhaupt ein Streit war und keine Falle. Aber ich hielt nicht mehr an. Keiner tat das, und diese Bauern – diese Leute – hätten es wissen müssen.

Tobias Wolff

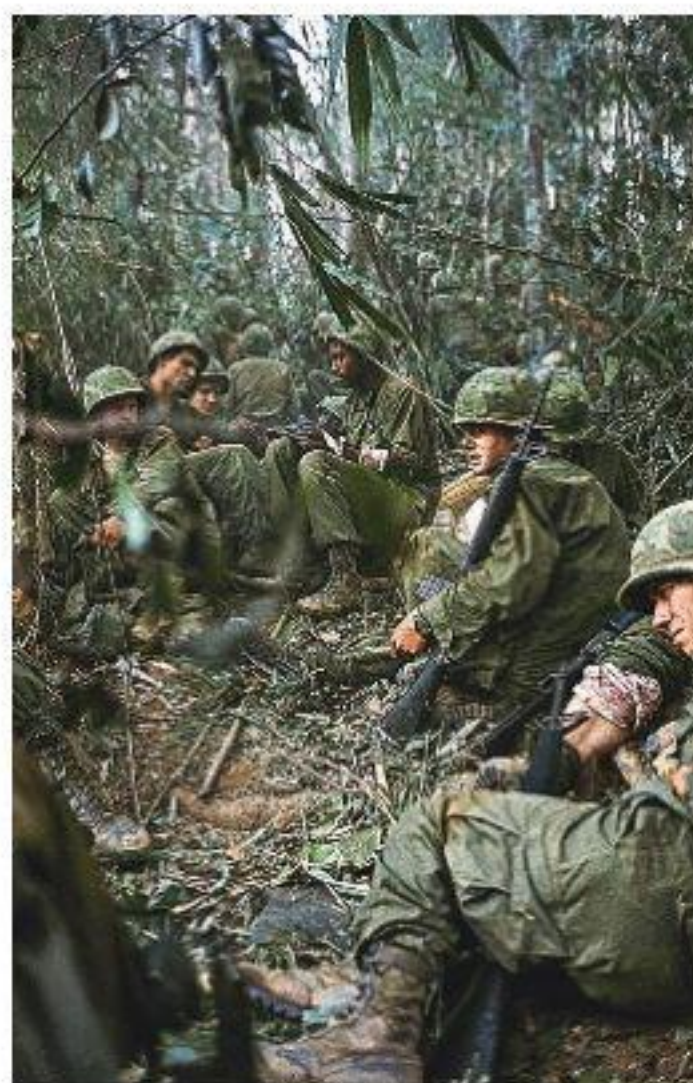
Die kommunistischen Truppen zwingen den USA, wo immer es geht, ihren Partisanenkrieg auf, attackieren kleine Trupps von GIs aus Hinterhalten oder in Überraschungsangriffen, nutzen ihre Kenntnis der Landschaft. Und sie mischen sich bewusst unter die Zivilbevölkerung. Millionen von Sprengfallen und Minen sollen die US-Soldaten zusätzlich zermürben. Für die Amerikaner ergibt sich daraus ein Krieg ohne Fronten, gegen einen zumeist unsichtbaren Gegner, in einer ihnen fremd und feindlich erscheinenden Natur.

Rasch brach die Nacht herein. Zwischen neun und zehn Uhr eröffneten Heckenschützen das Feuer auf unsere Stellungen, und da merkten wir, dass der Vietnamkrieg hauptsächlich ein nächtliches Ereignis war. Der Beschuss, weder massiv noch zielsicher, bestand aus ein paar Kugeln alle halbe Stunde, rief aber eine gewisse Nervosität hervor, weil niemand feststellen konnte, woher sie kamen. Anscheinend aus dem Nichts.

Die Landschaft, im Tageslicht so bukolisch, nahm allmählich unheimliche Züge an. Für unsere unerfahrenen Augen sahen die Büsche wie Männer aus. Aber wir erwiderten das Feuer nicht. In dieser Hinsicht musste sich das Bataillon an eine strenge Order halten, denn man wollte vermeiden, dass versehentlich Zivilisten getroffen wurden. Die Magazine waren leer, kein Schuss durfte abgegeben werden, es sei denn, auf Befehl eines Offiziers.

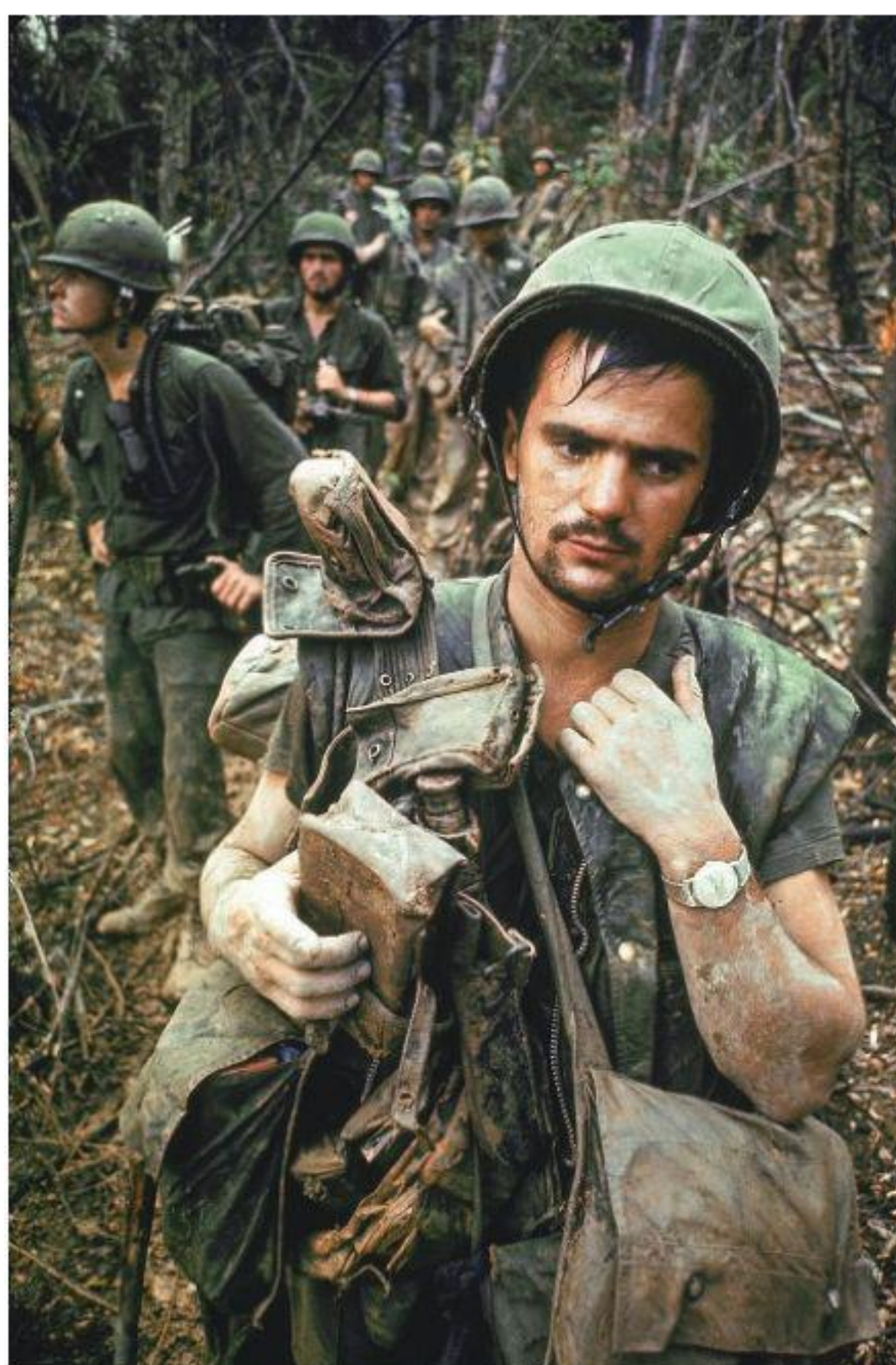
Philip Caputo

Es regnete, der Weg war sehr glitschig. Ich hatte schweres



Verwundete Fallschirmjäger warten darauf, evakuiert zu werden. Regen, Ungeziefer und die dichte Vegetation machen ihre Einsätze zur Qual

Bei ihren Kampfmissionen im Dschungel müssen die US-Soldaten stets mit Sprengfallen und Hinterhalten des Vietcong rechnen



Gepäck, musste mich also äußerst langsam und vorsichtig auf dem schlammigen Pfad inmitten eines abgelegenen und verlassen Waldes fortbewegen. Nur unsere Truppen, gerade von einer siegreichen Schlacht zurück, bewegten sich in langen Reihen durch den Wald. Der Himmel war sternenlos und hing wie eine schwarze Decke über mir. Es war eine pechschwarze Nacht. Ich hörte das Zirpen von Grillen und Insekten. Ein trauriges Lied, das in der stillen Nacht widerhallte.

Be Danh, Vietcong-Kämpfer

Der Erdboden war immer im Spiel, wurde ständig durchgekämmt. Unter der Erde gehörte er ihnen, darüber uns. Wir hatten die Luft, wir konnten darin hochsteigen, aber nicht darin verschwinden, wir konnten laufen, aber wir konnten uns nicht verstecken, und sie konnten beides so gut, dass es manchmal aussah, als täten sie beides zugleich, während unser Suchtrupp einfach in die Irre lief. Trotzdem ging es hier und anderswo immer weiter, *rock around the clock*, uns gehörten die Tage und ihnen die Nächte.

Michael Herr, Reporter

Ich war todsicher, dass mich jemand im Visier hatte. Immer wieder suchte ich mit den Augen zwischen den Bäumen nach seiner Position, ich spürte, dass er mich verfolgte. Ich nahm einen unberechenbaren Gang an, verlangsamte und beschleunigte, duckte mich, schwankte von links nach rechts. Eigens für den Heckenschützen setzte ich ein Gesicht auf, nicht kühn oder selbstbewusst, aber auch nicht ängstlich. Ich versuchte, zugleich wohlmeinend und eine Spur entschuldigend dreinzuschauen, wie ein sehr netter Mensch. Die ganze Zeit wusste ich aber auch, dass der Heckenschütze nichts von alledem bemerken würde, nur meine Größe und meine weiße Haut. Ich passte hier einfach nicht hin. Ich

war unproportioniert, nicht nur im Verhältnis zu den Männern ringsum, sondern auch zu allem anderen – den Hütten, den Dörfern, selbst den Feldern.

Tobias Wolff

Ein MG-Schütze bestrich den Dschungel auf der anderen Seite des Felds. Die Aktion hieß „Aufklärung durch Feuer“, eine elegante Bezeichnung für eine Ballerei auf Büsche, um zu sehen, ob sie zurückschießen würden. Zwei Skyhawks flogen herunter und warfen Raketen. Erde und Rauch explodierten zwischen den Bäumen. Der Krach wirkte tröstlich, er zerriss die irrealen Stille und besänftigte irgendwie unsere Furcht vor den gespenstischen Wesen, die in jedem Dickicht zu lauern schienen.

Philip Caputo

Der Aberglauben war extrem, du konntest niemandem verübeln, dass er irgend-etwas glaubte. Die Jungs zogen sich Batman-Fetische an, das gab ihnen 'ne Art beknackter Witzigkeit. Sie steckten sich ein Pik-As in ihre Stahlhelmbänder, sie nahmen einem Feind, den sie getötet hatten, Andenken ab – das war eine kleine Kraftübertragung. Sie schleppten Bibeln von zu Hause mit sich rum, Kreuze, Amulette, Locken, Unterwäsche von Freundinnen, Fotos von ihren Familien, ihren Frauen, ihren Hunden, ihren Kühen, ihren Autos, Bilder von Kennedy, Johnson, Martin Luther King, dem Papst, Che Guevara, den Beatles, Jimi Hendrix. Bei Einsätzen konntest du sehen, wie sich die Männer um den Unverwundbaren drängelten, den viele Trupps hatten und der sich und alle, die nahe genug bei ihm blieben, durch ein Gefühl der Sicherheit führte – zumindest, bis er turnusgemäß nach Hause kam oder weggepustet wurde, denn dann übertrug die Mannschaft den Zauber auf jemand anderen. Wenn eine Kugel deinen Kopf streifte oder du auf einen

Blindgänger tratest oder eine Granate dir zwischen die Füße rollte und einfach liegen blieb, warst du ziemlich magisch.

Michael Herr

Wir lebten alle von Fantasien. Es gab gewisse Varianten, aber jeder von uns glaubte instinktiv oder sogar bewusst, dass er seine Chancen verbessern konnte,



Die Vietcong-Kämpfer haben noch härtere Entbehrungen zu ertragen als die Amerikaner. So bekommen sie oft tagelang nichts zu essen

Die kommunistische Propaganda flößt den Rebellen des Vietcong einen tief sitzenden Hass auf die Amerikaner ein



wenn er bestimmte Rituale und Zeremonien befolgte. Einige davon waren einleuchtend: Man hielt seine Waffe sauber. Man passte auf. Man ging keine Risiken ein, wenn es zu vermeiden war. Allerdings kam man damit nicht sehr weit. Bei unserer Ausbildung schwang zwar

das Versprechen „Wer alles richtig macht, schafft es wieder nach Hause“ immer mit, es war aber unübersehbar, dass auch Soldaten aus den guten Einheiten fielen, zusammen mit den Drückebergern und Flachpfeifen. Es war klar, das Überleben hing nicht nur ab von „null Fehler“ und Kampfbereitschaft. Es musste noch etwas anderes dahinterstecken, das mit praktischen Mitteln nicht zu erreichen war.

Warum ein Mann starb und ein anderer überlebte, war und blieb ein Rätsel, und wir Überlebenden zollten diesem Rätsel auf jede erdenkliche Weise unseren Respekt.

Tobias Wolff

In letzter Zeit habe ich hier so aufwühlende Dinge gesehen, dass sich meine Einstellung zum Leben verändert hat. Bei den Einsätzen bin ich wahrscheinlich noch derselbe, aber innerlich bin ich ein anderer. Ich empfinde jetzt anders, nachdem ich entsetzliche Szenen erlebt habe, die ich nie vergessen werde. Man ist schon froh, dass man einfach existiert.

Ich kann nicht sagen, was ich meine, aber einiges von dem, was man hier sieht, kann einen Mann grundlegend verändern oder einen Jungen zum Mann machen. Jeder GI, der hierherkommt, kehrt verändert zurück. Ich rede nicht von den Köchen, Verwaltungskräften oder Special Services, sondern von Männern im Einsatz. Ich glaube kaum, dass sich jemand vorstellen kann, was Kämpfen wirklich heißt. Ich dachte auch, ich wüsste es, bis ich vor ein paar Tagen mit brutalen Tatsachen konfrontiert wurde, die mich Darstellungen in Film und Fernsehen vergessen ließen. Selbst als ich eine Weile dabei war, hatte ich keinen großen Respekt vor GIs,

aber seit mir klar ist, was dieser Job wirklich bedeutet, hege ich mehr Respekt für sie als für jeden Menschen auf Erden. Jemanden zu erschießen, den Blick abzuwenden und wegzugehen, ist nicht

schwer, aber ihn sterben zu sehen ist schwer, schwerer, als man es sich vorstellen kann, und noch schwerer, wenn es einer der eigenen Männer ist.

Ich habe genug darüber gesagt. Wenn ich nach Hause komme und darüber reden will, tu ich es, aber wenn nicht, stellt keine Fragen. Das klingt vielleicht dramatisch, und ich sage, das ist es. Über so etwas will man einfach nicht diskutieren und schon gar nicht darüber schreiben.

George Robinson, Soldat

Die US-Generäle setzen darauf, möglichst viele Feinde zu töten. Irgendwann, so das Kalkül dieser „Abnutzungsstrategie“, wird der Gegner aufgeben. Als zentrales Kriterium für militärischen Fortschritt führen die US-Militärs den „body count“ ein, die Anzahl der getöteten Feinde. Wichtig ist den Strategen zudem die „kill ratio“ – das Verhältnis von eigenen Opfern zu den Toten der Gegenseite, das meist etwa bei 1:15 liegt.

Wieder war der Tod ganz nah. Heute Morgen kreisten mehrere UH-1 und ein kleiner Aufklärer dicht über dem Dschungel-Krankenhaus. Die Intensität ihrer Suche beunruhigte mich sehr. Nach einem Streifflug knapp über den Baumwipfeln entdeckten sie die Krankenstation. Der Krach der explodierenden Granaten hallte uns in den Ohren wieder, Feuer brach aus, und Rauch umhüllte das ganze Haus. Alle rannten hinunter in den Schutzraum.

Als der Kampfhubschrauber abdrehte, rannte ich zurück in den Raum für die verwundenen Soldaten, die sich alle in den Schutzraum geflüchtet hatten, auch die unbeweglichen Patienten. Der Hubschrauber näherte sich wieder. Seine Insassen warfen unablässig Granaten rund um das Haus. Die explodierenden Raketen auf dem Hang erschütterten den Himmel. Ich drehte mich zu Bruder Minh, einem verwundenen Soldaten aus der Klinik, und fragte: „Was machen wir jetzt?“ – „Sitzen bleiben, was sonst?“ Nach 30-minütigem Beschuss flogen die Teufel davon.

Dang Thuy Tram, Ärztin, Vietcong

Am Tag zuvor hatte ein Schütze der B-Kompanie einen Bauern für einen Vietcong gehalten und erschossen. Um künftig ähnliche Zwischenfälle zu vermeiden, ordnete die Brigade an, die Magazine bis unmittelbar vor dem Kampf leer zu lassen. In Gebieten, die von Guerillakämpfern kontrolliert wurden, durfte man nicht auf unbewaffnete Vietnamesen feuern – es sei denn, sie rannten.

Das verwirrte uns: Warum wies sich jemand als Kommunist aus, wenn er rannte? Wenn wir nun auf einen Vietnamesen schossen, der es mit einem guten Grund eilig hatte? Schließlich sagte der Hauptmann: „Hören Sie, ich weiß nicht, was das bedeutet, aber ich habe mit dem Stab gesprochen, und man hat mir erklärt, ein toter Vietname sei automatisch ein Vietcong.“ Und mit dieser Erkenntnis gingen wir davon.

Philip Caputo

Zwei Tage lang stolpten wir über die Kammlinie. Am letzten Tag legten wir eine Pause ein, als zwei nordvietnamesische Soldaten vorbeigingen, die Lärm machten wie ein ganzer Zug. Ich hatte



Je länger die US-Truppen in Vietnam kämpfen, desto mehr wächst ihr Misstrauen gegen die einheimische Bevölkerung – sogar gegen Kinder

Äußerungen von Kriegsgefangenen der NVA gelesen, in denen es hieß, der amerikanische Soldat sei im Dschungel schwerfällig und laut, aber zwölf von uns folgten den beiden mehr als eine halbe Meile, und sie bemerkten uns erst, als es zu spät war – für sie. Sie führten uns mitten in ein Versorgungscamp. Wir krochen zu einer Gruppe, dann stürmten wir, und

die Hölle brach los. Es muss ein gewaltiger Schock gewesen sein. Ich hatte noch nie Panik und Chaos dieser Art gesehen. Sie stolpten aus ihren Hängematten, rannten los und ließen ihre Ausrüstung zurück. Ein Mann ging kämpfend zu Boden, schoss unserem Späher im Faustkampf Abstand in den Knöchel und wurde dann von unserem leitenden Sergeant in Stücke geschossen.

Ich will nicht ins Detail gehen, aber es ist unglaublich, was ein M16 mit einem Mann macht – besonders aus kurzer Entfernung. Der einzige vorstellbare Vergleich ist das Erschlagen eines Insekts mit einem Kettenhandschuh.

Das Ganze dauerte keine 30 Sekunden, dann waren wir allein, standen unter Bergen von Lebensmitteln und Ausrüstung, Blutspuren und Leichen. Wir erbeuteten Waffen, Kleidung, Verbandskästen und Dokumente und wurden für unsere Tagesleistung im lokalen Rundfunk und Fernsehen erwähnt.

George Olsen, Ranger, gefallen März 1970

Später weckt mich ein Gewehrschuss. Ein paar Karabinerschüsse und eine M14-Salve, rechts hinter mir. Ich steige aus dem Schützenloch und gehe zwischen den schwarzen Bäumen in die Richtung der Explosionen. Als ich 30 oder 40 Fuß vor mir die Silhouette eines Mannes sehe, bleibe ich stehen. Ich glaube, dass es ein Mann ist. Die Gestalt rührt sich nicht. Sie muss mich im selben Moment entdeckt haben. Eine halbe Ewigkeit schauen wir uns an. Ich kann nicht feststellen, ob er bewaffnet ist, aber ich habe eindeutig einen Karabinerschuss gehört. Oder war das nur Einbildung? Bilde ich mir auch jetzt etwas ein? Vielleicht wächst da nur ein Busch, der wie ein Mensch geformt ist. Wie ich es gelernt habe, betrachte ich die Figur nicht direkt, sondern ihre Umrisse.

Wenn man bei Nacht geradewegs auf einen Gegenstand schaut, spielen einem die Augen böse Streiche. Und so beobachte ich die Konturen der Gestalt oder des Strauchs, was immer es sein mag. Ja, es ist ein Mann, mitten im Schritt

erstarrt. Offenbar versucht er herauszufinden, ob ich ihn bemerkt habe. Ich sehe keine Waffe, aber vielleicht hat er eine, oder er könnte Granaten bei sich tragen.

Ich will ihn anrufen, „Dung lai“, „Halt!“, schreien, doch die Worte bleiben mir im Hals stecken, ein Schwächegefühl kriecht in meine Beine. Wie festgewurzelt stehe ich da, und wir belauern einander. Die Zeit verstreicht wie in einem Albtraum, der nur wenige Sekunden dauert, aber kein Ende zu nehmen scheint. Ein Soldat brüllt irgendetwas, es klingt wie: „Er ist da drüben!“ Die Gestalt bewegt sich, und mit einer einzigen Bewegung öffne ich mein Halfter, ziehe die Pistole, hebele eine Kugel in die Kammer und ziele. Er ist verschwunden, stürzt durch das knackende Gebüsch bergab.

Ich ziele auf die Geräuschquelle, drücke aber nicht ab, weil ich fürchte, einen meiner Männer zu treffen. Dann wird mir bewusst, dass mein Herz wie rasend schlägt, dass der Pistolengriff schweißnass und glitschig ist.

Philip Caputo

Wir marschierten durch ein Tal, als ich die Meldung erhielt, dass auf der Kammlinie neben meiner Position etwa 60 Vietcong gesichtet wurden. Ich sagte meinem Späher, er solle die Richtung auf diese Position ändern. Wir erreichten einen Fluss, der wegen der starken Regenfälle tief und breit geworden war. Wir suchten gerade eine Stelle zum Übersetzen, als aus einer Hütte auf der anderen Flussseite sechs VC abhauten. Wir eröffneten sofort das Feuer, und der Trupp vor mir sprang in den Fluss, um sie abzufangen.

Ich durchquerte den Fluss und befahl meinem Sergeant, die Nachhut zu übernehmen und uns Schützendeckung zu geben. Als ich drüben war, teilten sich die *dinks* in zwei Gruppen und verschwanden am Berg vor uns.

Mein Sergeant setzte mit seinen Leuten über und nahm auf der rechten

Flanke die Verfolgung auf. Ich kümmerte mich um die linke Flanke, und wir nahmen sie unter Feuer. Einen trafen wir, aber er ließ sich in einen Tunnel fallen, und wir verloren ihn aus den Augen. In der Zwischenzeit tauchte auf der rechten Flanke ein VC aus einem Loch auf und warf eine Granate. Mein M79-Mann

Oft erobern die Amerikaner in verlustreichen Kämpfen Stellungen, die sie schon bald darauf wieder aufgeben – eine frustrierende Erfahrung für die Soldaten



In dem unwegsamen Terrain können die GIs verwundete Kameraden nur mithilfe von Evakuierungshubschraubern in Sicherheit bringen

hielt seine Stellung und schoss in dem Moment auf den *dink*, als der die Granate warf. Mein M79-Mann wurde im Bein von Splittern der Granate getroffen, während der *dink*, der sie geworfen hatte, unter der Ladung aus der M79 zusammenbrach. Mein Mann kroch ins Dickicht. Sein Helm, Brieftasche, Bilder und Briefe lagen überall verstreut, ganz zu schweigen von seiner Waffe. Er schrie

„Sanitäter“, also rannte ich mit dem Sanitäter zu ihm und rief einen Hubschrauber zum Abtransport.

Mein rechter Trupp verfolgte die *dinks* im Busch und verletzte zwei weitere. Sie hinterließen zwei lange Blutspuren, denen wir folgten, aber sie erreichten ihre Tunnel, und wir erwischten sie nicht. Ich befahl den Männern, Granaten in die Tunnel zu werfen. Unterdessen kam unsere motorisierte Truppeneinheit, und ich ließ sie den Hügel mit ihren M2-Maschinengewehren bestreichen.

Etwa zur selben Zeit tröstete ich den Verletzten. Es regnete, und sein Blut vermischte sich mit dem Wasser der Pfütze, in der er lag. Er wollte meine Hand halten, weil es ihm so schlecht ging. Ich hielt seine Hände und sagte ihm, er habe einen Heimatschuss. Seine Schmerzen waren so schlimm, dass er die Zähne zusammenbiss, aber als er das hörte, versuchte er zu lächeln. Jeder im Feld wünscht sich den Heimatschuss, um nach Hause geschickt zu werden.

Frederick Downs Jr.

An jenem Tag in den Bergen sah ich, wie Lemon sich zur Seite drehte. Er lachte und sagte etwas zu Rat Kiley. Dann machte er einen kleinen Schritt vom Schatten ins Sonnenlicht, und die versteckte Sprengladung schleuderte ihn in einen Baum. Die Einzelteile hingen einfach da, und so bekamen Jensen und ich den Befehl, hochzuklettern und ihn abzapfen. Ich erinnere mich an den weißen Knochen eines Arms. Ich erinnere mich an Hautfetzen und etwas Nassgelbes, vermutlich die Eingeweide. Das viele Blut war entsetzlich und verfolgt mich. Was mich aber noch 20 Jahre später aus dem Schlaf weckt, ist Jensen, der „Lemon Tree“ singt, während wir die Teile runterwerfen.

Tim O'Brien

Zigtausende Soldaten fielen für Orte, die nicht einmal Namen trugen, nur Höhen-

angaben oder Funktionsbezeichnungen – Artilleriestützpunkt „Zulu“, Landezone „Oscar“ –, und meistens wurden diese Orte ein paar Tage nach der Schlacht evakuiert, wenn die Kameras wieder nach Saigon zurückgekehrt waren.

Tobias Wolff

Der Krieg der Amerikaner ist zu einem großen Teil ein Krieg aus der Luft. Ihre Piloten werfen allein über Südvietnam zwischen 1965 und 1967 mehr als eine Million Tonnen Bomben ab, eine Intensität, die die Dimensionen des Zweiten Weltkriegs deutlich übertrifft. Zudem versprühen sie gewaltige Mengen des hochgiftigen Entlaubungsmittels „Agent Orange“, das den Guerillakämpfern ihre Deckung nehmen soll. Und erstmals werden massiv Hubschrauber eingesetzt. Sie bringen die GIs schnell und über große Distanzen zu den Gefechten, machen die Truppen so mobil wie nie zuvor. Doch die Helikopter verraten die Amerikaner durch ihren Lärm auch auf Kilometer im Voraus.

Unvermutet hörten wir Flugzeuge und den Ruf: „Sie bombardieren uns!“ Eine Sekunde später kam ein Flugzeug auf uns zu. Es folgte eine riesige Explosion, und Bombensplitter fielen überall hin. Einer ging knapp an meinem Kopf vorbei. Ich hörte das Pfeifen. Wäre mein Kopf vier Zentimeter weiter seitlich gewesen, wäre ich jetzt tot. Nach dem Pfeifen rannte ich zu einem Loch, das kaum 40 Zentimeter tief war, und wieder fielen Bomben. Ich rannte zu einem anderen

Loch, dort fand ich einen blutüberströmten Kameraden. Ich rief ihm zu: „Bist du verwundet?“ Er antwortete: „Ja.“

Da kroch ich noch näher zu ihm heran und merkte, dass sein Fuß ganz von dem Bein getrennt war. Nur noch ein Stück Haut verband ihn mit dem Bein. Ich zog mein Hemd aus und wickelte es ihm fest um das Bein, damit er nicht verblutete. Dann rief ich einen Sanitäter, und gemeinsam trugen wir ihn unter einen Baum. Der Fuß baumelte hin und her wie das Pendel einer Uhr. Da schnitt der Sanitäter das Stück Haut durch und warf den Fuß weg. Sonderbar, das hat gar keinen so schrecklichen Eindruck auf mich gemacht.

Vietcong-Kämpfer

„Luftsport“ nannte das ein Helikopterpilot: „Nichts ist schöner, du bist da oben auf zweitausend, du bist Gott, bloß die Klappen aufmachen und es rausrieseln sehen, diese Dreckskerle an die Reisfeldmauer nageln, nichts ist schöner.“

Michael Herr

In Ben Cat wurde ich zum ersten Mal von B-52-Bombern angegriffen. Wir aßen in unseren Bunkern, als sie kamen, zwei Gruppen im Abstand von fünf Minuten, drei Bomber pro Gruppe. Es war wie ein gewaltiges Erdbeben. Die ganze Umgebung war voller Feuer und Rauch.

In Hue bewacht ein Marine Vietnamesen, die zuvor von amerikanischen Truppen aus ihren Häusern getrieben worden sind



Überall stürzten Bäume um. Mein Schutzdach brach über mir zusammen. Ich kam mir vor wie in einer Metallkiste, auf die jemand mit einem Hammer schlägt. Ich war sicher, dass ich sterbe.

Huong Van Ba

Ich blieb am Fuß des Berges, ungefähr zwei Kilometer vom feindlichen Posten entfernt, um unsere Verwundeten zu versorgen. Dann nahmen M113 den Berg unter Beschuss. Nur 100 Meter trennten sie von unserem Unterschlupf; es sah so aus, als würden wir eingenommen. Den ganzen Tag über wurde die unmittelbare Umgebung von Hubschraubern, Aufklärungsflugzeugen und F-105-Kampfflugzeugen bombardiert. Wir konnten weder essen noch trinken.

Ha Xuan Dai, Sanitäter, NVA

Dass die Stadt My Tho mit unserer Hilfe in Schutt und Asche gelegt wurde, das hatten wir nicht direkt zu verantworten, und es erschien zu jedem Zeitpunkt notwendig und gerechtfertigt. Die Bataillone in der Stadt gerieten immer mehr unter Druck, sodass wir anfangen, die Gebäude in ihrer Umgebung zu beschießen. Wir machten Geschäfte und Bars dem Erdboden gleich. Wir vernichteten Hotels und Häuser, etagenweise, straßenweise, blockweise. Ich sah mir die Karte an, ich wusste, wo die Geschosse hingingen, aber ich nahm die Ziele nicht als Häuser wahr, wo erschöpfte und verängstigte Menschen um ihr Leben beteten. Wenn man Angst hat, bringt man alles um, was einen umbringen könnte. Jetzt, wo der Feind die Stadt in der Hand hatte, war die Stadt der Feind.

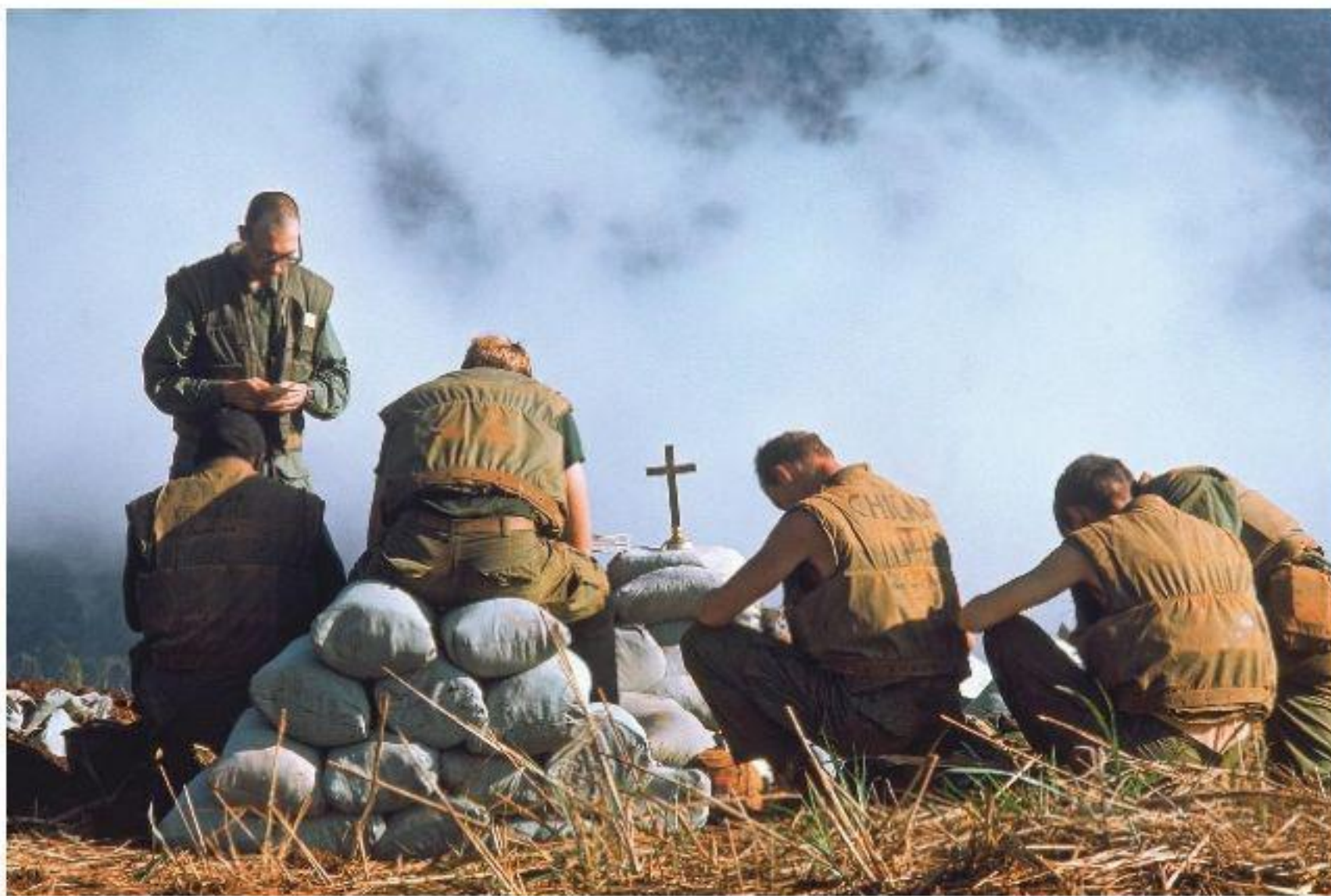
Und auf unsere Freunde von der südvietnamesischen Armee hätte ich auch nicht allzu viel gegeben. Ich befürchtete, Major Chau und seine Offiziere könnten uns im Falle eines Angriffs hängen lassen, vielleicht sogar einen Handel machen und uns ausliefern. Diese Männer hatten mir niemals Anlass zu einem solchen Gedanken gegeben, das wusste ich sehr wohl, aber es hinderte mich keineswegs daran, ihn zu denken.

In den nächsten Tagen überschütteten wir die Stadt mit Granaten. Dann tauchten Düsenjäger auf. Ihre Route nach My Tho führte sie direkt über unser

Lager, manchmal so tief, dass wir die Niete auf ihrer Außenhaut erkennen konnten. Diese Maschinen waren so amerikanisch, so auftrumpfend, so technisch, so laut. Ihre Bomben schickten ein Zittern vom Boden hoch, an unseren Beinen empor. Wenn sie alle Bomben verbraucht hatten, flogen sie weg, um neue zu holen. An der Unterseite der Rauchwolke, die über My Tho hing, leuchteten Flammen auf, der Verwesungsgeruch mischte sich säuerlich in die Brise, und immer noch bedienten wir die Geschütze und umgaben jeden verängstigten Mann, der ein Funkgerät hatte, mit Ringen der Zerstörung.

Nichts von alledem machte mich nachdenklich. Erst als wir am Ende die

In der Festung Khe Sanh
betet ein Geistlicher mit einer
Gruppe Marines



Stadt wieder einnahmen, als der letzte Heckenschütze vom Dach gefegt worden war, erkannte ich, was wir getan hatten, wir und der Vietcong gemeinsam. Der Ort war ein Trümmerhaufen, noch zwei Wochen später glomm es überall und roch süßlich nach Leichen. Überall lagen Tote herum, auf den Straßen, im Wasserreservoir, begraben oder halb begraben unter eingestürzten Gebäuden, grinsend,

verkohlt, aufgetrieben, mit fehlenden oder merkwürdig verrenkten Gliedern, manche ohne Kopf, andere fast bis auf die Knochen verbrannt, und der Gestank war so dicht und faulig, dass wir Mundschutzmasken tragen mussten, die mit Parfüm, Aftershave, Deodorant getränkt waren, mit allem, was wir hatten, nur um uns durch die Stadt bewegen zu können.

Menschen wühlten sich durch den Schutt und suchten nach Überlebenden. Ein paar fanden sie, aber vor allem fanden sie Leichen, und es wurden immer mehr. Die rollten sie in Strohmatten ein und ließen sie am Straßenrand zur Abholung liegen. Einmal kam ich an einer langen Reihe vorbei, fast einen Häuserblock lang, alles Kinder, deren nackte Füße aus den Matten hervorschauten.

Mein Fahrer sagte mir, wir hätten eine Schule bombardiert, in der sie gewesen seien, um revolutionäre Geschichte und Lieder zu lernen.

Tobias Wolff

Sehr schnell kommt es zu einer Barbarisierung des Krieges. Die Vietcong nutzen gezielte Gräueltaten zur psychologischen Kriegsführung. Aufseiten der GIs tragen zahlreiche Faktoren zur Brutalisierung bei: das Gefühl der ständigen Bedrohung durch die Guerillakämpfer; die Frustration über die nicht sichtbaren Erfolge; Traumata und Wut, ausgelöst etwa durch die Opfer von Hinterhalten; ein zunehmender Rassismus gegenüber den Feinden, der die Gegner entmenslicht und den – von den Vietcong bewusst verwischten – Unterschied

zwischen Kämpfern und übriger Bevölkerung missachtet. Dazu kommen die von den US-Generälen angemahnten möglichst hohen Opferzahlen: Ganze Landstriche werden zu „free fire zones“ erklärt, in denen auf alles geschossen wird, was sich bewegt. Der Entgrenzung der Gewalt auf beiden Seiten fallen vor allem Zivilisten zum Opfer. Etwa 50 Prozent der Toten sind unbeteiligte vietnamesische Männer, Frauen und Kinder.

Die meisten Jungs hassten die Vietnamesen. Es gab viele abwertende Begriffe, und das war widerlich. Ich war selbst antisemitischen Beleidigungen ausgesetzt und fand es falsch, so von einem Volk zu denken oder zu sprechen.

William Kabane, Offizier

Alle Soldaten im Feld besaßen Trophäen, die sie uns zeigten. Beide Seiten sammelten Trophäen, und obwohl ich von denen des VC nur hörte, sah ich einige von unseren Jungs. Manche zeigten mir Ohren, die ich für Aprikosen hielt. Ich entsinne mich, dass man mir Skalps von Vietcong zeigte und kleine Pimmel in Gläserchen.

Weil es für manche dieser Jungs um Überlebensstrategien ging, versuchte ich, sie nicht zu verurteilen – das hätte nur mehr Schaden angerichtet. Auf diese Weise beschützte ich die Männer, mit denen ich zu tun hatte. Sie waren meine Jungs geworden, und so wie Kinder nicht ewig Frösche oder Vogeleier sammeln, würden auch sie nicht ewig Trophäen sammeln. Es war also in Ordnung.

Jeanne Bokina Christie, Krankenschwester

Die meisten meiner Jungs nahmen Heroin. Sie rauchten es, und die Vietnamesen verkauften es ungeniert. Auch Marihuana wurde reichlich konsumiert, ich selbst rauchte es auch ganz gern, aber nie Heroin. Das Militär ging hart gegen Marihuana-Konsum vor, denn es war nachweisbar. Sie konnten es riechen, deshalb gab es ständig Razzien. In gewisser Weise trieb man die Jungs also dazu, Heroin zu rauchen, das geruchlos ist.

Die Mehrzahl der Offiziere nahm keine Drogen und rauchte nicht mal Marihuana. Die meisten aber waren schwere Trinker. Ihre bevorzugte Droge hieß Alkohol, und der war natürlich legal.

William Kabane

Damals trugen wir unsere Erkennungs-
marken an einer Kette, die wir in den
Knopflöchern unserer Kampfjacke befestig-
ten. Einige Jungs hängten sich manch-
mal Ohren an die Ketten. Aus verschie-
denen Gründen. Sie schnitten das Ohr
ab, um sicherzugehen, dass der VC tot
war. Und zur Bestätigung, dass sie einen
erledigt hatten. Wenn wir durch den
Dschungel marschierten, fädelten sie das
blutige Ohr einfach auf die Kette, steck-
ten sie in die Tasche und liefen weiter.

Harold Bryant

Ich ließ über Funk Verstärkung anfor-
dern, Napalmabwurf 50 Meter vor unse-
rer Stellung. Die Phantoms waren in
vollem Gange. Es fühlte sich an, als käme
ein Erdbeben. Der Boden donnerte. Über-
all war Rauch, dann fing das Gras Feuer.
Die Napalmexplosionen hatten zwei
meiner Männer umgehauen, die sich an
der Spitze befanden, aber die Nordviet-
namesen rannten überall herum. Ich war
hüfthoch von Flammen umgeben. In
dem Moment schrie ich: „Angriff. Killt
die *gooks*. Killt die Arschlöcher.“

Archie Biggers, Oberleutnant

Ein Zug unserer Einheit rückte zu einer
Routinepatrouille aus und stieß dabei auf
ein 155-mm-Artilleriegeschoss, das mit
einer Sprengladung präpariert war. Sie
riss einen der Männer in den Tod, blies
zwei anderen die Beine weg und verletzte
zwei weitere. Und am Ende wurde ein
ohnehin schlechter Tag noch schlimmer:
Auf ihrem Weg zurück zum Stützpunkt
sahen sie eine Frau, die im Feld arbeitete.
Sie schossen sie an. Dann trampelten sie
die Frau zu Tode und feuerten so lange
auf ihren Kopf, bis die Magazine leer
waren. Sie schlugen jedes Kind, das ihnen
über den Weg lief. Warum in Gottes
Namen passiert das alles? Das sind doch
alles ganz normale Kerle; mit einigen war
ich sogar befreundet. Eine Zeit lang
führten sie sich wie wilde Tiere auf.

Es war Mord, und ich schäme mich,
weil ich nicht versucht habe, etwas dage-
gen zu tun. Das war nicht das erste Mal.
Ich habe es schon oft gesehen.

Gregory Olsen, Gefreiter

Auf dem mühsamen Weg über steile Hü-
gel, bewachsen mit Hecken, Bäumen und

meist undurchdringlichem Dschungel,
wandte sich einer der Männer an mich.
Er zeigte mit seiner von Schnittwunden
und Kratzern übersäten Hand auf eine
äußerst erlesen aussehende Pflanze, de-
ren rote Blüten im starken Regen fröh-
lich winkten, und sagte: „Das ist die erste

entschädigten, zerstörte unsere anfäng-
liche Siegesgewissheit. Unser großes
Abenteuer hatte sich in einen anstren-
genden Zermübungskrieg verwandelt,



Zehntausende Amerikaner
bezahlen ihren Einsatz in Vietnam
mit dem Leben. Ihre Leichname
werden in Metallsärgen in die
USA ausgeflogen

Pflanze ohne Dornen, die ich heute sehe.“
Die Pflanze und der Hügel, auf dem sie
wuchs, waren auch charakteristisch für
Vietnam. Es ist ein Land der Dornen
und Wunden, der Gewehre und Plünde-
rungen, der geringen Hoffnung und gro-
ßen Fehler. Dennoch ist es möglich, dass
inmitten all des Chaos ein schöner Ge-
danke, eine Geste oder gar ein Wesen
erscheint, das angesichts des allgegen-
wärtigen Todes mutig winkt. Eines Tages
wird dieser Hügel von Napalm verbrannt
werden, und die rote Blume wird knis-
ternd zwischen den Dornen sterben.

*Marion Lee Kemper, Leutnant,
getötet durch eine Minenexplosion
am 11. November 1966*

Die Erkenntnis, dass die Männer, die wir
als Bauernguerilleros verhöhnt hatten,
in Wirklichkeit tödliche, entschlossene
Feinde waren und die Verlustlisten mit
jeder Woche länger wurden, während uns
keinerlei Erfolge für das vergossene Blut

in dem wir nun nur noch um unser
Überleben kämpften.

Philip Caputo

Manchmal landete der Hubschrauber auf
einem Hügel, und der Boden bis zum
nächsten Hügel war verkohlt und mit
Löchern überzogen und rauchte noch:
schwacher grauer Rauch, wo sie die Reis-
felder um die Säuberungszone abbrann-
ten, blendender weißer Rauch vom Phos-
phor, tiefschwarzer Rauch vom 'palm. Sie
sagten, wenn du am Fuß einer Napalm-
Rauchsäule stehst, zieht es dir richtig die
Luft aus den Lungen. Einmal quirlten
wir über einem Dorf rum, das gerade
einen Luftangriff abgekliegt hatte. Dann
gingen wir runter, landeten im purpurnen
Pistenrauch, Dutzende Kinder kamen
aus ihren Hütten gerannt und stürmten
zu unserem Landepunkt vor, und der
Pilot lachte und sagte: „Vietnam, Mann.
Bomb' sie und füttere sie, bomb' sie und
füttere sie.“

Michael Herr ●

*Isabelle Berens hat die Beiträge recherchiert,
Michael Schaper die Collage zusammengestellt.
Übersetzung: Brigitte Jakobeit.*

Ein Sieg als

Ende 1967 erklärt die US-Regierung, dass sie den Konflikt in Vietnam schon bald für sich entscheiden wird. Doch dann beginnen kommunistische Kämpfer eine nicht für möglich gehaltene Angriffswelle. Die amerikanische Öffentlichkeit ist geschockt – und glaubt fortan nicht mehr den optimistischen Beteuerungen ihrer Führer — Text: CAY RADEMACHER

Während der Offensive zu Beginn des Neujahrsfestes Tet am 31. Januar 1968 werden die Kämpfer des Vietcong von regulären Truppen Nordvietnams (Foto) unterstützt. Die Führung in Hanoi will durch die landesweite Attacke einen Volksaufstand auslösen – und so den Krieg gewinnen

Niederlage



S

Saigon, Mittwoch, 31. Januar 1968, 0.00 Uhr. George D. Jacobson fährt durch die Hauptstadt Südvietnams. Links und rechts erschüttern Explosionen seinen Plymouth – Jacobson ist ein wenig nervös. Der ehemalige Colonel gehörte 1954 zu den US-Soldaten, die damals zur Beratung der Franzosen nach Indochina entsandt wurden. Nun ist er Diplomat, als *Mission Coordinator* ein Berater von Botschafter Ellsworth Bunker.

Das vietnamesische Neujahrsfest beginnt in dieser Nacht. Mit dem Höllenlärm von Feuerwerkskörpern werden die bösen Geister am Anfang von *Tet Nguyen Dan* vertrieben, dem Jahr des Affen. Auf den baumbestandenen Bou-

Angriff in Saigon: Ein Loch in der Mauer und Einschüsse in der Fassade künden von der Vietcong-Attacke auf die US-Botschaft



levards, in den Gassen – überall Menschen. Vor dem Krieg hatte Saigon, die von Urwald und Sümpfen umklammerte Metropole, zwei Millionen Bürger, nun mögen es drei Millionen sein. Täglich strömen Flüchtlinge hinein, Reisbauern, Handwerker, Fischer, die aus kriegsbedrohten Dörfern geflohen sind.

In Saigon, so glauben sie, herrscht Frieden. Hier residiert Präsident Nguyen Van Thieu in einem Palast. Auf einer riesigen *Air Base* am Stadtrand wehen die Stars and Stripes über dem Hauptquartier von General William C. Westmoreland, dem Oberbefehlshaber der US-Truppen in Vietnam. Wenn es noch einen sicheren Platz in Südvietnam gibt, dann diese Stadt.

Und wenn es noch einen sicheren Tag gibt, dann Tet. Denn zum Neujahrsfest haben bislang alle Seiten stets die Waffen schweigen lassen. Während der Feiern reisen Vietnamesen zu ihren Familien und besuchen die Gräber der Ahnen. Niemand schießt.

Und doch: Jacobson fühlt sich wie vor einem Gewitter. Unruhig fährt er in seiner Limousine zwei Stunden lang herum. Die Feiern scheinen ihm lauter zu sein als gewöhnlich, mehr Explosionen, mehr Feuer, mehr Aufregung. Aber sonst: nichts. Keine Kämpfe, keine Demonstrationen. Er hört den diplomatischen Funkverkehr ab: nichts. Gegen Mitternacht schließlich kehrt er zurück – in seine Botschaft, die eine Festung ist.

Die US-Residenz ist ein neu erbautes, sechs Geschosse hoher Koloss aus Beton, Glas und Stahl am Thong-Nhut-Boulevard; ein mit einem Hubschrauberlandeplatz bekrönter Bunker, ein zu Architektur geronnenes Symbol amerikanischer Macht. Eine zweieinhalb Meter hohe Betonmauer schützt das Areal. In halbrunden Wachhäusern stehen südvietnamesische Sicherheitskräfte und US-Marines an stählernen Toren.

Im Inneren trennt ein Platz die Mauer vom Hauptgebäude. Doch selbst der ist monströs: Sein einziger Schmuck sind große Blumenschalen aus Beton, so als würden die Amerikaner sogar im Beiwerk ihrer Residenz nichts Liebliches, kein Zeichen von Weichheit dulden.

Nur ein Bau hier hat Menschenmaß: eine Kolonialvilla hinter dem

Hauptgebäude, ein Relikt aus französischer Zeit. Hier schläft Jacobson im Obergeschoss. Er präsentiert am Nachtort zwei Marines seine Papiere, parkt vor der Villa und legt sich endlich hin.

Die diplomatische Vertretung ist nun fast überall düster und sehr still. Die meisten Mitarbeiter feiern irgendwo in der Stadt oder haben sich, wie Botschafter Bunker, in ihre Wohnungen außerhalb der Botschaft zurückgezogen.

Nur 13 Amerikaner befinden sich auf dem Gelände, darunter neben Jacobson ein weiterer Diplomat, der ebenfalls in der Villa übernachtet. Fünf Soldaten halten Wache: zwei am Tor, einer auf dem Dach, einer im Erdgeschoss, und in einem Nebengebäude kämpft der 20-jährige Sergeant Ronald W. Harper gegen die Müdigkeit. Im Geheimbereich arbeiten drei CIA-Agenten, im Funkraum zwei Verschlüsselungsexperten.

Dazu kommen wohl neun Südvietnamesen. In vier Wächterhäuschen außerhalb der Mauer steht jeweils ein Polizist Posten – wenn man das denn so nennen mag: Mindestens einer schläft, ein weiterer gilt unter seinen Kameraden als geistig instabil, sodass sie ihn nur ohne Waffe Dienst tun lassen. Ein Nachtwächter dreht auf der Anlage seine Runden, ein Angestellter arbeitet im Kommunikationsraum, und drei einheimische Chauffeure schlafen im Haus.

Der Leiter des Nachtdienstes (und damit gerade nominell Herr der Botschaft) ist E. Allen Wendt, ein Diplomat und Ökonom, der seit vier Monaten in Vietnam ist und eigentlich die Produktionszahlen sowie Preise von Reis zu studieren hat. Er schläft auf einer Liege im Dienstzimmer. Es ist sein erster Nachtdienst überhaupt.

Wahrscheinlich fehlt ein weiterer vietnamesischer Fahrer names Nguyen Van De, der seit 1950 schon dabei ist. Keinem der Amerikaner scheint aufzufallen, dass Nguyen in dieser Nacht nicht auftaucht, vielleicht interessiert es sie auch nicht – obwohl Nguyen charismatischer ist als seine Kollegen.

„Er ist so viel klüger als die anderen Fahrer“, so geht ein Witz in der Botschaft, „er muss ein Vietcong sein.“

Wie wahr. Denn Nguyen Van De gehört vermutlich zu den knapp 20 Män-



Amerikanische Militärpolizisten sichern die US-Botschaft, davor liegen die Leichen zweier Mitkämpfer. Insgesamt kommen bei dem Überfall auf die diplomatische Vertretung fünf GIs, 16 Angreifer sowie mehrere vietnamesische Fahrer ums Leben. Neben der Botschaft werden in Saigon unter anderem eine Radiostation und das Hauptquartier der südvietnamesischen Marine angegriffen

nern, die sich gegen Mitternacht in einer Autowerkstatt nicht weit von der Botschaft entfernt versammeln. Das Gebäude gehört einer Frau, die Mitglied des Vietcong ist und schon mehrmals von südvietnamesischen Polizisten wegen Subversion verhaftet worden ist. Da aber niemand die Garage überwacht, ist auch niemandem aufgefallen, dass dort vor zwei Tagen Körbe und Bambuskisten abgeladen worden sind, die angeblich Tomaten und Reis enthalten.

Ziemlich genau in den Minuten, in denen Jacobson in der Villa zu Bett geht, in der Wendt auf seiner Liege schläft und Sergeant Harper sich im Nebengebäude langweilt, holen die Männer in der Werkstatt AK-47-Gewehre, Panzerfäuste und mehrere Pfund Sprengstoff unter Tomaten und Reis hervor.

Es sind Guerillakämpfer einer geheimen Kampfseinheit des Vietcong, die seit mehreren Jahren in Saigon operiert. Einer von ihnen ist Nguyen Van Sau, ein Reisbauer aus der Nähe der Hauptstadt. Sein Versteck ist eine Gummipflanzung etwa 50 Kilometer nördlich der Metropole. Doch nun macht er sich mit dem schwer bewaffneten Trupp auf den Weg.

Der Reisbauer will die diplomatische Vertretung des Gegners erobern.

Leo E. Crampsey ist der Sicherheitschef der Botschaft. Als die Tet-Feuerwerke abnehmen, sucht er den wachhabenden CIA-Agenten dort auf. Alles in Ordnung? „Saigon is quiet“, ist die Antwort. Crampsey fährt zu seiner Wohnung an der Rue Pasteur, legt sich schlafen.

Gut 45 Minuten später fahren zwei Autos über die Straße vor der Botschaft, ein Taxi und ein Lkw, beide ohne Licht. Ein südvietnamesischer Polizist an der US-Vertretung entdeckt die Fahrzeuge und verzieht sich in die Dunkelheit.

Das Taxi rollt bis zum Nachteingang. Plötzlich feuern Männer vom Auto aus auf die beiden US-Marines.

Im Kugelhagel werfen die Amerikaner das Stahltor zu und gehen in einem Wächterhäuschen an der Innenseite der Mauer in Deckung.

Von dort aus können sie nicht sehen, dass der Lastwagen nahe der Botschaftsmauer hält. Mehrere Vietcong springen heraus und heften sieben Kilogramm Sprengstoff an den Wall.

„Signal 300“, funkt einer der beiden Marines: der Code für einen Angriff.

Noch ehe er Details nennen kann, erschüttert eine Explosion das Areal. Qualm, Staub, Trümmer. Als die Amerikaner wieder klarer sehen können, klafft ein gut einen Quadratmeter großes Loch im Betonwall. Schatten kriechen hindurch. Die Marines feuern.

Mit ihrer ersten Salve töten sie die beiden Anführer der Angreifer – zwei tapfere, aber nicht sehr kluge Männer. Denn schon in den ersten Sekunden verliert das Vietcong-Kommando so die einzigen beiden Kämpfer, die die genauen Befehle der Aktion kennen. Die anderen wissen nun gar nicht genau, was sie tun sollen. Sie werfen sich trotzdem durch das Loch und feuern, feuern, feuern.

„Sie kommen rein! Sie kommen rein!“, schreit einer der beiden US-Marines in sein Funkgerät. „Helft mir! Helft mir!“ Dann verstummt er.

Der Angriff auf die US-Botschaft ist ein Fanal – und zugleich kaum mehr als ein Scharmützel im Verlauf einer viel größeren Offensive. Denn in den ersten Stunden des Tet-Festes greifen mehr als 80 000 Vietcong und nordvietnamesische Soldaten fünf der sechs größten Städte Südvietnams an, 36 von 44 Provinzhauptstädten, 64 von 242 Distriktstädten und gut 50 Dörfer in fast allen Provinzen des kriegszerquälten Landes.

Militärbasen werden beschossen, der Präsidentenpalast in Saigon, das Hauptquartier der Amerikaner, die Kaiserstadt Hue. Die Ziele liegen an der Grenze zu Nordvietnam und im Mekongdelta im Süden, im Hochland nahe Kambodscha und am Südchinesischen Meer. Die Angriffe, so ein westlicher Augenzeuge, „explodierten überall im Land wie eine Reihe Knallfrösche“.

Die Tet-Offensive wird zur dramatischsten der vielen dramatischen Überraschungen, welche die Amerikaner in Vietnam erleben. Wohl in keiner anderen Phase dieses Krieges sterben auf beiden Seiten in so kurzer Zeit so viele Menschen. In einer Spanne von wenigen Tagen – und oft in kaum 48 Stunden – werden ganze Regimenter ausgelöscht und Städte verwüstet, werden Paläste und Bunker gestürmt und Zivilisten von

Mördertrupps zuweilen bei lebendigem Leibe begraben.

Am Ende steht das größte Paradox dieses an Paradoxa reichen Konflikts: Niemals erfahren Nordvietnamesen und Vietcong eine schlimmere Niederlage, niemals erringen Amerikaner einen überzeugenderen Sieg. Und doch wird das eindeutige *militärische Ergebnis politisch* ins Gegenteil verkehrt: Für Hanoi wird die Tet-Offensive zum Triumph, für Washington zur Katastrophe.

Der Feldzug ist der entscheidende Wendepunkt des Vietnamkrieges, denn nach Tet ist wohl allen klar: Die USA werden diesen Konflikt nicht gewinnen.

Seit 1967 ist der Krieg zur Menschenmühle geworden, die Leiber verschlingt, ohne dass sich irgendetwas ändert. 486 000 hochgerüstete US-Soldaten stehen nun im Land. Sie können mit ihren 3000 Hubschraubern in kurzer Zeit fast jeden Punkt dieses eigentlich so unwegsamen Landes erreichen. Neben

Während GIs die US-Botschaft in Saigon nach Stunden wieder unter Kontrolle haben, ziehen sich die Kämpfe andernorts in der Hauptstadt (unten) und im Land hin. So können kommunistische Truppen etwa die alte Kaiserstadt Hue fast vier Wochen lang halten



ihnen kämpfen Zehntausende Alliierte: Australier, Neuseeländer, Südkoreaner sowie mehr als 750 000 Südvietnamesen in Armee, Miliz und Polizei.

Die meisten GIs aber dienen nur ein Jahr in dem Land; sie alle sind Anfänger in diesem blutigen Handwerk.

Und diejenigen, für die sie kämpfen? Südvietnams Armee ist morsch. Offiziere leiten US-Militärhilfen für ihre Männer in die eigenen Taschen um. Rekruten werden mit amerikanischem Unterrichtsmaterial aus dem Zweiten Weltkrieg ausgebildet, in dem nichts von einem Guerillakampf im Urwald zu lesen ist. 60 Prozent der südvietnamesischen

Einheiten, so glauben die Amerikaner selbst, sind kampfuntauglich.

Ihre Gegner hingegen sind extrem konflikterprobt. Etwa 200 000 Vietcong operieren im Land, unterstützt von gut 50 000 Soldaten aus nordvietnamesischen Regimentern. Ihre Bewaffnung ist gut (das AK-47 zum Beispiel halten viele GIs ihrem eigenen M16 für überlegen), aber an Feuerkraft dem Arsenal der Amerikaner weit unterlegen.

Die Stärke der Rebellen sind die Unterstützer in fast jedem Dorf, die geheimen Nachschubwege durch die Nachbarstaaten Laos und Kambodscha, der Urwald mit seinen Verstecken.

Ende 1967, so schätzt das US-Oberkommando, lebt ein Drittel der Bevölkerung Südvietnams unter der Kontrolle des Vietcong – und zwar vor allem in den unzugänglichsten Regionen, im Wald, im Hochland, im Labyrinth des Mekongdeltas, im Vietnam der Dörfer.

Die Städte hingegen werden nominell von Südvietnams Regierung, de facto aber von den US-Truppen gehalten.

Keine Seite scheint fähig zu sein, aus ihren Stellungen auszubrechen. Die Amerikaner können mit ihren Hubschraubern zwar auch im unbedeutendsten Weiler landen, doch sobald sie von dort wieder fortgeflogen sind, gehört das Land erneut dem Vietcong. Der schleust Agenten in die Städte, doch ein offener Angriff würde im amerikanischen Feuerregen kollabieren. Ein Patt.

Auf jeder Seite dieser Front plant ein Strategie nun den Befreiungsschlag.

In Hanoi steht General Vo Nguyen Giap an der Spitze des Verteidigungsministeriums: ein Veteran des Guerillakampfes, der auf Angriffe aus dem Hinterhalt setzt, auf Überfälle, schnelle Rückzüge – so lange, bis die Amerikaner zermüht sind und aufgeben. Aber wie lange mag das noch dauern?

Manche Politiker und Generäle in Nordvietnam, so scheint es, sind vom Abnutzungskrieg eher zermüht als die Amerikaner: Sie drängen auf eine neue Strategie. Denn seit 1965 fliehen jedes Jahr zwischen 500 000 und einer Million Südvietnamesen von den Dörfern in die Städte. Dem Vietcong gehen also die

Helfer aus. Wenn sich die Siedlungen weiter entvölkern, dann fehlen irgendwann die Unterstützer, die vor den GIs warnen, Menschen und Vorräte verstecken und Ziele auskundschaften.

Allerdings feiern in Nordvietnam jedes Jahr etwa 200 000 junge Männer ihren 18. Geburtstag, ein riesiges Reservoir von Rekruten. Nordvietnams Armee könnte sich also rein rechnerisch 200 000 Tote pro Jahr leisten und würde trotzdem immer gleich stark bleiben.

Man muss nur so rücksichtslos sein, diese Verluste in Kauf zu nehmen.

Im April 1967 verabschiedet die kommunistische Führung Nordvietnams daher die geheime „Resolution 13“, die eine neue Strategie einleitet. Nicht der klassische Guerillakampf, bei dem die eigenen Verluste (aber auch die Schäden beim Gegner) relativ gering bleiben, soll zum Sieg führen, sondern ein „spontaner“ Aufstand der Südvietnamesen.

Verteidigungsminister Giap, der eigentlich den Guerillakampf fortsetzen will, wird von der Parteiführung gezwungen, eine neue Strategie auszuarbeiten. Er entwickelt einen ganz neuen, hybriden Krieg, eine Kombination aus Guerillakampf und konventionellem Feldzug. Die dazu nötigen Soldaten aus dem Norden sollen über den Ho-Chi-Minh-Pfad in Verstecke nahe den strategisch wichtigen Zielen in Südvietnam gebracht werden.

Der vielleicht wichtigste Unterschlupf liegt im Bezirk Cu Chi am Saigonfluss, nordwestlich der Hauptstadt. Dort haben Guerillakämpfer bereits in den 1940er Jahren im Krieg gegen die Franzosen kilometerlange Tunnel in den schweren Boden gegraben: einen gigantischen Ameisenbau aus oft kaum meterbreiten Gängen, Schützengräben, pfahlgespickten Fallen, aus Lazaretten, Küchen, Mannschaftsräumen, Vorratskammern und Zisternen – all das ein paar Meter unter dem Urwaldboden.

Auf Kähnen und Ochsenkarren bringen Boten Gewehre und Sprengstoff in die Tunnel von Cu Chi. Dort sammeln sich Bataillone des Vietcong, planen Offiziere die Angriffe – etwa indem sie Frauen als Kuriere nach Saigon schmuggeln, die Informationen über Verteidigungsstellungen des Gegners beschaffen.



Ende 1967 werden Kämpfer und Waffen heimlich in die Michelin-Kautschukplantage und andere Orte näher an Saigon gebracht und schließlich in Verstecke wie jene fahlgelbe Autowerkstatt quasi vor dem Botschaftstor der Amerikaner.

Insgesamt schmuggelt der Vietcong auf diese Weise etwa 100 Tonnen Waffen und Munition in die Hauptstadt. An einem bestimmten Tag sollen die Kämpfer dann gleichzeitig angreifen.

Bis dahin ist Giaps Plan eine Art ins Gigantische gesteigerter Guerillaüberfall: keine feste Front, überraschende Attacken aus dem Hinterhalt. Dann jedoch – und das ist, neben der schieren Größe, das Neue – haben die Angreifer den Befehl, sich nicht wie sonst zurückzuziehen, sondern zu bleiben. Sie sollen einmal eroberte Städte und Militärbasen halten und ganz wie Soldaten einer konventionellen Armee die Positionen einnehmen.

Giaps Plan hat drei Ziele:

- Mit dem Überraschungsangriff sollen die ohnehin nicht sehr kampfkraftigen südvietnamesischen Einheiten auf einen Schlag vernichtet werden.

- Die Bevölkerung wird, so die Hoffnung, zum Volksaufstand gegen die Amerikaner ermuntert, wenn Militär und Polizei erst einmal niedergeschlagen sind.

- Den GIs werden dabei so hohe Verluste zugefügt, dass die US-Führung den Kampf aufgibt und die Truppen aus Südvietnam zurückzieht.

Der Konflikt um die Herrschaft über ganz Vietnam, der seit mehr als 20 Jahren währt, soll in einem letzten Ringen, das Guerillaüberfall, Eroberungsfeldzug und Volksrevolution zugleich ist, sein triumphales Ende finden.

Giap setzt darauf, dass er in diesem blutigen Finale binnen acht Monaten den Sieg davontragen wird.

Und welcher Zeitpunkt wäre dafür besser als das Tet-Fest?

Zu den Neujahrsfeiern herrscht nicht bloß Waffenstillstand – die Hälfte der südvietnamesischen Armee ist auf Heimaturlaub, auch die Amerikaner bleiben in ihren Militärbasen.

Tet also. Das nach dem Mondkalender berechnete Fest beginnt 1968 am letzten Januartag. Daher legt Giap den

Angriffszeitpunkt schon früh fest: auf die ersten Stunden des 31. Januar.

Der Countdown läuft.

Auch General Westmoreland träumt von einem Befreiungsschlag. Der Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen, ein Protegé von Präsident Lyndon B. Johnson, kämpft einen frustrierenden Kampf an gleich zwei Fronten. In Vietnam muss er seine Stellung gegen Angreifer verteidigen, die er nie packen

Die USA IGNORIEREN alle Vorzeichen

kann. Zwar zählen die GIs im *body count* geradezu manisch die Leichen getöteter Feinde, doch die Reserven von Vietcong und Nordvietnam wirken unerschöpflich.

Man müsste, hofft Westmoreland deshalb, einmal – ein einziges Mal! – den Gegner stellen und *alle* seine Kämpfer auf einen Schlag ins Jenseits bomben.

Doch wo könnte diese Vernichtungsschlacht geschlagen werden? Der General entscheidet sich für Khe Sanh, ein Dorf im Nordwesten Südvietnams, in dessen Nähe sich Tausende Marines eingegraben haben: Bunker, Artillerie- und Mörserstellungen, ein Flugplatz. Khe Sanh liegt zehn Kilometer von Laos und nur 20 Kilometer von der demilitarisierten Zone zu Nordvietnam entfernt.

Von Khe Sanh aus stören die Marines massiv den Nachschub der Nordvietnamesen. Die riesige Basis befindet sich provozierend nahe am Feindesland. Ab August 1967 lässt Westmoreland sie noch weiter ausbauen. Es müsste die Pläne in Hanoi, so hofft er, doch reizen, aus

Khe Sanh ein zweites Dien Bien Phu zu machen. Es müsste sie doch reizen, die Stellung zu umzingeln und auszuhungern, so wie sie knapp anderthalb Jahrzehnte zuvor die Franzosen ausgehungert und damit damals den Krieg gewonnen haben. Es müsste sie doch reizen, dafür endlich einmal viele, viele Soldaten auf engem Raum zu sammeln.

Westmoreland ist davon überzeugt, dass der Feind den Köder geschluckt hat, als ihm Aufklärer Ende 1967 von immer mehr nordvietnamesischen Truppenbewegungen berichten. Und so lässt er im Januar 1968 heimlich 2000 Kampfflugzeuge auf mehreren Airports bereitstellen, darunter riesige B-52-Bomber.

Wenn sich der Feind um Khe Sanh sammelt, dann wird er ihn nicht stören, im Gegenteil: Soll er nur kommen!

Und erst wenn die Basis eingeschlossen ist, wenn überall nordvietnamesische Soldaten in Stellung gegangen sind, dann wird er seine Jets, seine Hubschrauber, seine Geschütze auf sie loslassen. Und wenn sich der Rauch verzogen haben wird, dann hat Giaps Armee, so hofft er, aufgehört zu existieren.

Die zweite Front der USA verläuft in Washington. Die Regierung, beunruhigt von den aufkommenden Protesten zu Hause, plant eine PR-Kampagne. „Wir müssen unser Produkt verkaufen“, ordnet Präsident Johnson an, der sich Anfang November 1967 – anlässlich des Veterans Day, an dem der ehemaligen Kriegsteilnehmer gedacht wird – auf einen Flugzeugträger bringen lässt und dort verspricht: „Dieser Krieg wird nicht mehr viele Nächte währen.“

Westmoreland wird in die Heimat beordert. Der General hält mehrere optimistische Reden, die größte Wirkung hat ein Auftritt am 21. November 1967 vor einflussreichen Journalisten: „Wir haben einen wichtigen Punkt erreicht, wo das Ende in Sicht kommt. Ich bin heute absolut sicher, dass der Gegner verliert. Die feindlichen Hoffnungen sind am Ende.“

Doch damit hat sich der General, der dem Gegner eine Falle stellen will, nun selbst eine Falle gestellt: Wenn die



Am zweiten Tag der Tet-Offensive führen Soldaten dem südvietnamesischen Polizeichef Nguyen Ngoc Loan in Saigon einen des Mordes an Zivilisten beschuldigten Vietcong-Kämpfer vor. Loan tötet den Gefangenen kurzerhand per Kopfschuss. Die Aufnahme – Teil einer Serie (oben) –, die der US-Fotograf Eddie Adams von der Hinrichtung macht, wird zum wohl bekanntesten Bild des Vietnamkrieges

Nordvietnamesen nämlich *nicht* bald Khe Sanh angreifen und dabei vernichtet werden, steht Westmoreland vor der amerikanischen Öffentlichkeit als Prahlhans, ja sogar als Lügner dar.

Die ersten Indizien dafür, dass sich in Vietnam etwas zusammenbraut, haben die Amerikaner bereits im Frühjahr 1967 erreicht. So wurde im Mai in Saigon der Manager einer Textilfabrik verhaftet, der ein heimlicher Kommunist ist. Bei dem Mann fanden Polizisten eine Kontaktliste mit den Namen prominenter südvietnamesischer Beamter, Ingenieure und Juristen. Der Manager hatte sie angesprochen, ob sie für eine sehr bald zu bildende „Koalitionsregierung“ mit dem Vietcong bereitstünden.

Im Juni berichtete ein Informant, dass Nordvietnams Spitzendiplomat in Paris nach Hanoi zurückbefohlen worden sei. Kurz darauf zeigte sich, dass

auch die Botschafter aus China und Indonesien in die Hauptstadt gerufen worden waren. Die Londoner „Times“ brachte dazu sogar einen Artikel und fragte, ob Nordvietnam vielleicht eine Friedensinitiative vorbereite (in Wirklichkeit wurden die Diplomaten von der Staatsführung streng vertraulich über die geplante Offensive unterrichtet).

Am 16. Oktober erbeutete eine Patrouille der südvietnamesischen Armee im Mekongdelta einen dreiseitigen Text des lokalen Vietcong-Parteikomitees, in dem eine „Winter-Frühjahr-Kampagne“ angekündigt wurde. Was genau damit gemeint gewesen sein könnte, blieb unklar.

Neun Tage später fiel US-Truppen in der Provinz Tay Ninh ein Vietcong-Dokument in die Hände, das „die neue Situation und die neuen Aufgaben“ erklärte – es war praktisch die Blaupause der strategischen Ziele während der Tet-Offensive. Am 6. November erbeuteten US-Soldaten einen weiteren Befehl für

„viele groß angelegte, gut koordinierte Kampfoperationen“.

Und am 19. November fanden GIs ein Notizheft, in dem eine Offensive und ein Volksaufstand für „Winter 1967 und Frühjahr und Sommer 1968“ verzeichnet waren – der Inhalt dieses Beutestücks wurde danach sogar in einer Pressemitteilung der US-Botschaft veröffentlicht.

Es blieb nicht bei diesen Hinweisen: Am 29. Oktober überfielen Vietcong die Provinzhauptstadt Loc Ninh – doch anders als früher zogen sie sich nicht zurück, sondern blieben und kämpften. Die Verluste der Rebellen in den stundenlangen Gefechten waren furchterlich, ehe sie doch verschwanden. US-Offiziere fragten sich hinterher: Weshalb hat der Feind das getan? Warum so viele Tote riskieren für eine Provinzhauptstadt, die man sowieso nicht halten kann? Was bezweckten die Angreifer damit?

Die Antwort: Die Dschungelkrieger übten mit dem Überfall auf Loc

Auch der Luftwaffenstützpunkt Tan Son Nhut am Rand von Saigon wird während der Tet-Offensive zum Ziel eines Vietcong-Angriffs. US-Soldaten müssen die Leichen gefallener Verteidiger auf der Rampe ihres Transportpanzers bergen und sich dabei gegen die feindlichen Attacken absichern. Durch massiven Truppeneinsatz haben die Amerikaner den Flughafen bereits nach wenigen Stunden zurückerobert



Ninh den Häuserkampf für die zukünftige Offensive – unter gnadenlos realistischen Bedingungen. Doch auf diesen Gedanken kam niemand im US-Hauptquartier.

Manche Amerikaner aber ahnen sehr wohl, dass sich im Untergrund etwas tut: Ende November 1967 veröffentlichen CIA-Agenten eine Analyse aller Indizien – etwa der zurückgegangenen Zahl kommunistischer Deserteure. Sie schließen auf eine neue Siegesgewissheit des Vietcong. Was genau geplant ist, wissen die Agenten nicht. Aber sie glauben, dass sich die feindliche Strategie irgendwie geändert hat.

Und Westmoreland? Für den ist all das bloß Gerede. Auch als US-Aufklärer kurz vor Weihnachten melden, dass der Lkw-Verkehr auf dem Ho-Chi-Minh-Pfad durch Laos auf das Dreifache zugenommen hat, reagiert er nicht.

Doch in der Nacht auf den 2. Januar 1968 überraschen Marines in den Wäldern bei Khe Sanh sechs nordvietnamesische Soldaten – fünf töten sie, einer wird gefangen. Zu den Gefallenen zählt ein Regimentskommandeur, der persönlich die amerikanische Stellung ausspähen wollte. US-Patrouillen stoßen danach im Wald auf neu angelegte Wege, ja regelrechte Straßen. Das nun sind sehr klare Indizien dafür, dass große Truppenverbände aufmarschiert sind.

Khe Sanh – endlich! Plötzlich ergeben all die Befehle und Truppenbewegungen einen Sinn: Der Feind hat den Köder geschluckt! Westmoreland vermutet, dass sich nordvietnamesische Truppen um Khe Sanh massieren. All die beunruhigenden Indizien, die Gerüchte, alles deutet auf ein zweites Dien Bien Phu hin. Auf die Entscheidungsschlacht!

Und tatsächlich eröffnen versteckte nordvietnamesische Angreifer am 21. Januar 1968 Mörserfeuer auf Khe Sanh. Das ist der Angriff, die halb gefürchtete, halb ersehnte Belagerung beginnt – und Westmoreland beordert mehr als die Hälfte aller US-Kampftruppen in den Norden des Landes, nach Khe Sanh und in die umgebende Region, um den entscheidenden Gegenschlag vorzubereiten.

Am 28. Januar 1968 verhaften süd-vietnamesische Agenten an einem ganz anderen Ort – in der Stadt Quy Nonh – elf Funktionäre des Vietcong. Sie haben Tonbänder dabei mit einer Propagandarede: „Das Volk steht auf im Sturm! Saigon, Hue, Da Nang und andere Orte sind bereits befreit!“ Es ist der Aufruf zum Volksaufstand, zu einem der drei großen Ziele der Tet-Offensive.

Die Kader sollten das Band nach Beginn des Überfalls im Radio abspielen, um die Revolution zu entfachen. Nun

Schon bald steht ganz Südvietnam in FLAMMEN

haben Südvietnamesen und Amerikaner nicht bloß Papiere, sondern gewissermaßen den Originalton des geplanten Großangriffs erbeutet.

Bis zum Tet-Fest sind es kaum mehr als 48 Stunden. Doch Westmoreland, der nur auf Khe Sanh im Norden starrt, reagiert nicht – bis es zu spät ist und die Hölle losbricht, überall im Land und ganz besonders in der Hauptstadt.

Saigon, 31. Januar, US-Botschaft. Um 2.47 Uhr alarmiert der letzte Funkspruch der sterbenden Wachposten zwei US-Marines, die in einem Jeep durch die Stadt patrouillieren. Sie rasen heran – und fallen im Kugelhagel der Vietcong.

Die südvietnamesischen Wachleute haben sich inzwischen alle davongestohlen; die Umgebung der US-Botschaft ist nun komplett schutzlos, die Mauer bereits durchbrochen. Mindestens zwölf Angreifer stürmen das Gelände. Einer feuert eine Panzerabwehrrakete auf das

Hauptgebäude. Das Geschoss explodiert in der Lobby und verletzt den wachhabenden US-Soldaten.

Nur Sergeant Harper ist noch auf den Beinen. Er ist nach den ersten Schüssen zum Hauptgebäude gerannt und zerrt nun im Kugelhagel einen der panischen südvietnamesischen Nachtwächter ins Innere (die drei Botschaftsfahrer werden später im Verlauf des Gefechts ins Kreuzfeuer geraten und sterben – einer hat noch seinen Ausweis in der Hand, mit dem er wohl verzweifelt um Hilfe winken wollte).

Harper wirft sich in Deckung. Er hat ein Gewehr, eine Maschinenpistole und eine .38er-Pistole dabei. Seine beiden Funkgeräte sind von der Explosion zerschmettert worden. Draußen hört er die Rufe der Vietcong-Kämpfer. Er denkt, dass er gleich sterben muss.

Der GI auf dem Dach sieht Schatten auf dem Gelände und will schießen, doch sein Gewehr hat Ladehemmung. Ihm bleibt eine Pistole. Er verschanzt sich und wartet ebenfalls auf den Tod.

Splitter eines zerschmetterten Fensters fallen auf Jacobsons Bett in der Villa. Der frühere Offizier sucht hektisch in seinem Zimmer nach einer Waffe – und findet eine M26-Handgranate in einer Schublade des Schreibtisches.

Sein Mitbewohner, auch er ein Ex-Offizier, stößt zu ihm, er hat sich die einzige Waffe genommen, die er greifen konnte: einen Kleiderbügel.

Allen Wendt, der Leiter des Nachtdienstes, informiert nach den ersten Detonationen einen Vorgesetzten in dessen Nachtquartier in Saigon. Als im nächsten Augenblick eine Explosion das Gebäude erzittern lässt, ruft er noch „Bewahren Sie Ruhe“ in den Telefonhörer, dann wirft er sich unter sein Feldbett.

Kurz darauf zieht er sich an und eilt zum Kommunikationsraum im vierten Stock, um von dort aus über mehrere Telefone Kontakt zu halten. Auf dem Weg dahin greift er sich eine Pistole und seine Zahnbürste.

In diesem Augenblick haben die Rebellen die Botschaft in ihrer Hand – nur wissen sie es nicht. Es ist das große Rätsel dieser Nacht, wieso die Angreifer nun nicht das Gebäude stürmen, in dem nur noch wenige, isolierte, desorientierte

und schlecht bewaffnete Amerikaner ausharren. Stattdessen verschanzen sich Nguyen Van Sau und seine Kameraden hinter den monströsen Blumenkübeln auf dem Vorplatz und feuern in das große Gebäude. Warum?

Wahrscheinlich sind sie kaum weniger isoliert und verwirrt als die Verteidiger. Sie wissen nicht, was sie tun sollen, nachdem beide Anführer gefallen sind. Das Areal stürmen – und dann? Offenbar hat ihnen niemand genaue Befehle gegeben, was eigentlich das Ziel dieser Aktion ist und was sie zu tun haben.

Der führerlose Haufen bleibt, heftig schießend, auf dem Vorplatz. Kein weiterer Angriff, aber ebenfalls kein Rückzug, obwohl beides jetzt möglich wäre. In gewisser Weise warten jetzt auch die Vietcong bloß noch auf den Tod.

Saigon, Rue Pasteur, kurz vor 3.00 Uhr. Sicherheitschef Leo Crampsey verlässt nach dem ersten Alarm sein Haus zusammen mit seinem Stellvertreter. Chaos vor der Botschaft. Ganz offensichtlich sind Vietcong auf dem Gelände – aber wie sind sie hineingekommen? Crampsey kann von seiner Position aus nicht das Loch in der Mauer sehen.

Er will eines der Stahltore aufsprengen, um das Areal zu stürmen. Niemand hat eine Handgranate. Er schickt einen Soldaten zum Hauptquartier der US-Militärpolizei. Nichts. Die Amerikaner, die täglich Tausende Tonnen Sprengstoff über Vietnam regnen lassen, können in der ganzen Hauptstadt keine Handgranate auftreiben.

Zur gleichen Zeit will der Presseattaché der Botschaft, der sich außerhalb des Gebäudes aufhält, Journalisten informieren. Doch was geht eigentlich vor? Er ruft Jacobson an. Der versteckt sich neben dem Schlafzimmer der Villa, in einer Hand den Telefonhörer, in der anderen seine Handgranate. Mit seinem Apparat kann er groteskerweise mit der ganzen Welt sprechen, nur das Hauptgebäude der Botschaft nebenan erreicht er aus irgendeinem Grund nicht. Jacobson berichtet, dass er von seinem Fenster aus drei oder vier Vietcong sehen kann.

Um 3.15 Uhr Ortszeit meldet Associated Press erstmals Kämpfe in Sai-

gon. Wenige Minuten später ergänzt ein Korrespondent: Ein Selbstmordkommando sei in der Hauptstadt, und mindestens drei Männer hätten das Gelände der US-Botschaft angegriffen.

In Washington ist es 14.15 Uhr. Die AP-Meldung erreicht das Weiße Haus und das State Department noch vor den Warnungen durch die Diplomaten aus Saigon. Ein Schock. Ein Beamter im Außenministerium ruft die Botschaft an.

Wendt hebt ab. „Es gibt eine Schießerei direkt draußen“, meldet er.

„Sie meinen, vor dem Botschaftsgelände?“, fragt der fassungslose Beamte.

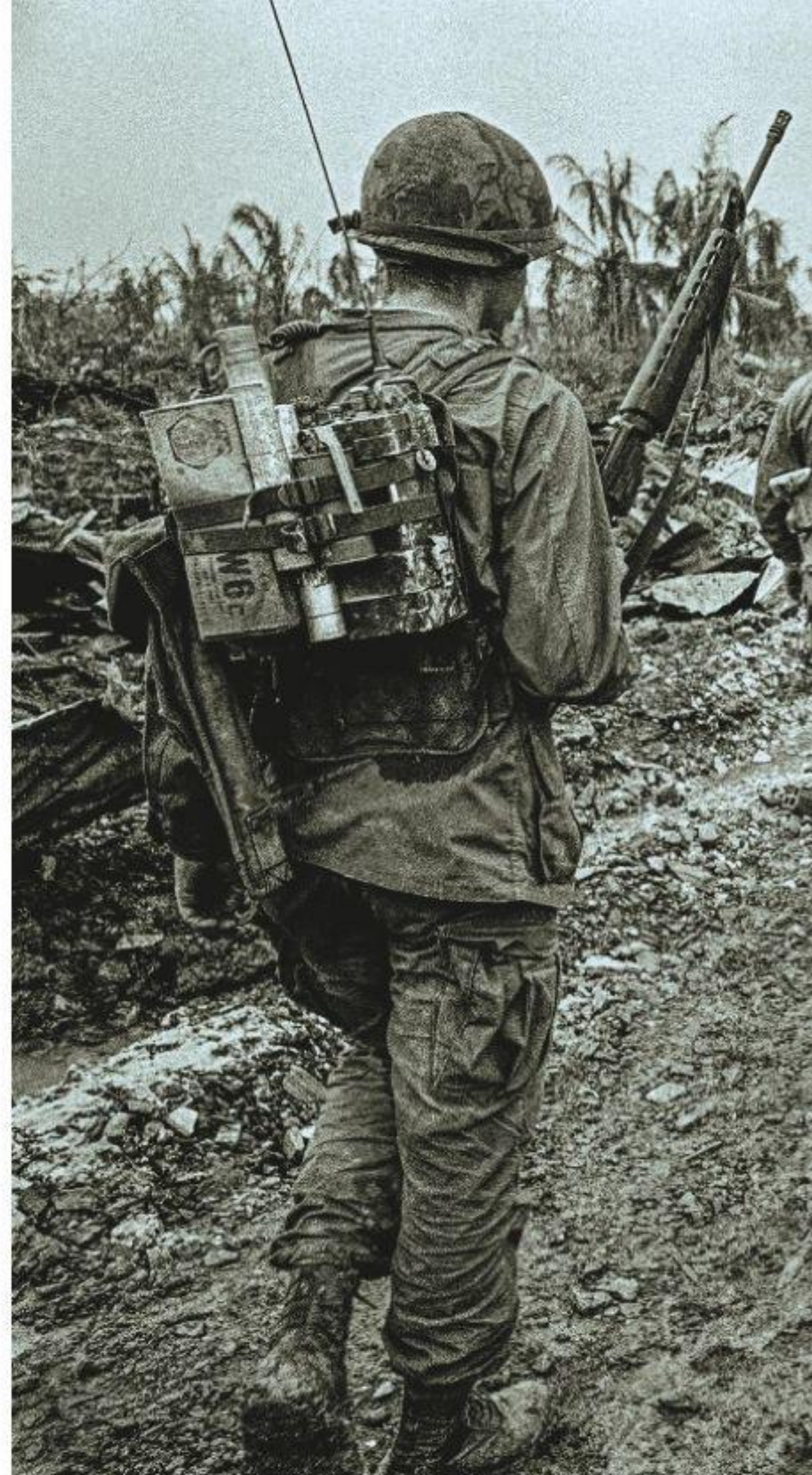
„Auf dem Gelände. Es ist direkt vor unserem Gebäude.“

Dies ist nicht die letzte Hiobsbotschaft, die an diesem Nachmittag in Washington eingehen wird. Giaps Überfall trifft die Amerikaner und Südvietnamesen unvorbereitet. Allein im Großraum Saigon verfügen die USA über mehr als 130 Stützpunkte, aber nur 1000 Militäripolizisten bewachen diese Einrichtungen. Und von denen haben zum Tet-Fest zwei Drittel Urlaub bekommen.

Der Vietcong attackiert mit etwa 4000 Kämpfern in der Hauptstadt, geleitet von 250 Einheimischen, die jede Straßenecke kennen. In dieser Nacht greifen Vietcong-Kommandos auch den Präsidentenpalast an – doch sind dort selbst zum Tet-Fest so viele südvietnamesische Soldaten positioniert, dass der Vorstoß rasch kollabiert. Präsident Thieu ist gar nicht dort, sondern wird von seinem Ferienhaus mit einem Hubschrauber ins US-Hauptquartier evakuiert.

Guerillakommandos stürmen das Radiogebäude (wo ein Verteidiger in letzter Sekunde den Kontakt zu den Sendemasten kappt, sodass zwar die Studios besetzt werden, die Propagandatonbänder aber nicht über den Äther schallen), das Generalstabsgebäude der südvietnamesischen Armee, das Marinehauptquartier, das Stadtviertel Cho Lon – und greifen sogar Westmorelands Hauptquartier auf der Tan Son Nhut Air Base an.

Killertrupps durchstreifen die Viertel, sie haben Listen dabei mit Namen von Soldaten der südvietnamesischen Armee, die gerade im Urlaub sind. Sie holen die Männer aus den Wohnungen und exekutieren sie auf der Straße.



Und doch haftet den meisten Angriffen etwas seltsam Halbherziges an. Es ist, als seien die Guerillakämpfer, die über viele Jahre vor allem Überfälle verübt haben, mental nicht in der Lage, sich auf diesen anderen Krieg einzustellen.

Fast überall ist es wie bei der US-Botschaft, wo die Rebellen nach dem ersten Schlag einfach stehen bleiben, ohne das Überraschungsmoment auszunutzen.

Die abgeschlagenen Angreifer des Präsidentenpalastes etwa greifen nicht ein zweites Mal an, verschwinden aber auch nicht im Gassengewirr Saigons – sondern verschanzen sich im nächstbesten Haus, bis sie von überlegenen Kräften zusammengeschossen werden.

Das Kommando in der Radiostation wartet passiv, bis es von herangeeilten Gegnern niedergekämpft wird.

Die Angreifer am US-Hauptquartier bestürmen die Basis mehrere Stunden, dann verschwinden sie in einer na-



In Teilen Saigons (oben) setzen sich die US-Soldaten erst nach zehn Tagen durch. Insgesamt greifen die kommunistischen Truppen mehr als 100 Orte an. Doch anders als von Hanoi erhofft, erhebt sich die Zivilbevölkerung nicht in einem Volksaufstand

hen Fabrik, wo sie von Hubschraubern aus ins Visier genommen werden.

Nur im Chinesenviertel Cho Lon kontrollieren die Angreifer größere Gebiete. Nur hier werden sie sich zumindest einige Tage lang behaupten.

Anderswo im Land sind sie hingegen weitaus erfolgreicher: Vietcong und Nordvietnamesen fallen in dieser Nacht zahllose Dörfer und Kleinstädte in die Hände. Zudem erobern sie im Handstreich Hue, die alte Kaiserstadt, Südvietnams wohl prestigeträchtigsten Ort.

Im Mekongdelta nehmen sie Städte wie Ben Tre ein. Im gesamten Delta kollabiert die südvietnamesische Armee. Ein

General verschanzt sich tagelang in seinem Bunker und tut gar nichts. Ein anderer ist zwar auf seinem Posten, trägt unter seiner Uniform aber Zivil, damit er zur Not schnell untertauchen kann.

Noch vor dem Morgengrauen des 31. Januar ist Westmoreland klar, dass Südvietnam in Flammen steht, sein eigener Bunker liegt unter Mörserbeschuss.

Überall Angriffe, überall Tote und Zerstörung – aber wozu, wozu, wozu? Manchmal sind es regelrechte Armeen, wie in Hue, die ihre Ziele überrennen. Andernorts sind es bloß winzige Stoßtrupps, die isolierte Stellungen attackieren. Es gibt kein zusammenhängendes Gebiet, das erobert wird, keine durchgehende Front: Der Feind scheint einfach überall aus dem Boden zu wachsen.

Der General wirft seine Truppen mit Hubschraubern, Panzern, schnellen Booten dorthin, wo immer es brennt. Er beordert Helikopter, Kampffjets und schwere Bomber in die Luft.

Nach ein, zwei Stunden kämpfen Zehntausende GIs in ganz Südvietnam.

Saigon, US-Hauptquartier, 4.20 Uhr. Ein Diplomat ruft Westmoreland an und verlangt dringend die Befreiung der Botschaft. Für den General aber ist die Residenz strategisch nicht wichtig, er hat inzwischen ganz andere Sorgen: Angriffe auf seine eigene Basis, auf Flughäfen, Stützpunkte, Verbindungsstraßen.

Immerhin gibt er nach und entsendet einige Soldaten zur diplomatischen Vertretung. Doch die wagen sich in der Dunkelheit nicht auf das Areal. „Niemand kommt hinein, niemand kommt raus“, funkt ein Militärpolizist. Der Feind könne nicht entkommen. Wenn es hell wird, werde man angreifen. In seiner Stimme liegt keine Dringlichkeit.

Und Westmoreland? Der glaubt allmählich ein Muster hinter den Hunderten Attacken zu erkennen: Khe Sanh!

Diese wilden Angriffe überall – das sind bloß Ablenkungsmanöver! Alles nur Operationen, um die Amerikaner zu verwirren, auf dass sich ihre Soldaten im Land verzetteln und das eigentliche Ziel, die strategisch so ungemein wichtige Basis, nur schwach geschützt zurücklassen. Er aber wird darauf nicht hereinfallen.

Endlich tappt der Feind in die Falle! Endlich hat er ihn vor den Geschützläufen! Der Sieg ist ganz nahe! Also konzentriert sich Westmoreland weiterhin auf Khe Sanh, während Saigon brennt.

Doch er erkennt nicht die symbolische Wirkung des Angriffs auf die Botschaft. Militärisch mag das kaum mehr als ein Scharmützel sein. Politisch aber ist die Tatsache, dass Amerikas Residenz mitten in Saigon vom Vietcong gestürmt werden konnte, ein Desaster.

US-Botschaft, etwa 4.30 Uhr. Was geschieht da draußen? Die Angreifer schießen immer noch. Jenseits des Areals, auf Dächern, sind nun GIs verschanzt, die auf den Vorplatz feuern. Hubschrauber kreisen über dem Gebäude, doch kein Pilot wagt in dem Chaos eine Landung.

Die Eingeschlossenen können zwar mit Westmoreland, mit dem Weißen Haus, ja sogar mit einem Entwicklungshelfer telefonieren, der einfach durchklingelt, um zu fragen, was denn zur Hölle eigentlich vor sich geht. Doch mit den Hubschrauberpiloten über dem Dach kann sich niemand verständigen, weil die auf anderen Frequenzen senden als die wenigen Funkgeräte im Gebäude.

Für Sergeant Harper, den letzten Verteidiger in der Lobby, wird die Kommunikation zur Qual. Seine Funkgeräte sind tot – doch immer wieder mal läutet das Telefon in der Vorhalle, und er springt hin wie eine übereifrige Sekretärin, aus Angst, das Läuten würde die Vietcong-Kämpfer anlocken. Einmal hat er einen Offizier aus Westmorelands Stab am Apparat, der ihn anraunzt: „Was ist eigentlich los, Sergeant?“

Auch in Jacobsons Villa, die von den Angreifern noch gar nicht beachtet worden ist, läutet oft das Telefon; einmal ist Peter Arnett am Apparat, der Korrespondent der Nachrichtenagentur Associated Press in Saigon. Auch er fragt, was denn eigentlich los sei. „Einige Sturmtruppen der Vietcong feiern Tet auf ihre unnachahmliche Art“, antwortet Jacobson.

Etwas später wird Arnett, nachdem er weitere Soldaten und Diplomaten in der chaotischen Nacht befragt hat, melden, dass „etwa 20 Vietcong das Erdgeschoss der Botschaft“ besetzt halten. Der Feind ist mitten in der Residenz!

Die Information wird sofort in den wichtigen US-Fernsehnachrichten verkündet – eine Falschmeldung, denn es ist ja kein Vietcong im Gebäude selbst. Aber niemand hat mehr die Zeit, das zu überprüfen. Im Weißen Haus und im

Außenministerium herrscht nahezu Panik. Die Botschaft gestürmt! Ein Diplomat ruft Westmoreland an: Die Befreiung des Gebäudes sei Washingtons „Hauptsorge“. Ein Offizier aus dem Stab, zermüht von unzähligen Angriffen, bescheidet dem Beamten, es gebe da bei der Befreiung ein „ernsthaftes taktisches Problem“: Die Rebellen seien bereits drinnen, die GIs leider draußen.

Saigon, US-Botschaft, gegen 6.00 Uhr. Tageslicht, endlich. Die Amerikaner greifen ihre eigene Vertretung an: Im Dämmerlicht hat ein Security-Mann schließlich das hineingesprengte Loch entdeckt und ist hindurchgeschlüpft. Fast zeitgleich durchbrechen Militärpolizisten mit einem heranrasenden Jeep ein Tor. Und auf dem Dach setzen Hubschrauber

Ein Junge betrauert seine Schwester, die in Saigon beim Beschuss durch US-Hubschrauber ums Leben gekommen ist. Fotos wie dieses lassen viele Menschen in den USA an der Legitimität des Krieges in Vietnam zweifeln. Auch deshalb ist nach der Tet-Offensive erstmals eine Mehrheit der Amerikaner für die Beendigung des Konflikts – obwohl die Rebellen militärisch eine verheerende Niederlage erleiden



36 Fallschirmjäger der 101st Airborne Division ab. Schweres Feuer, Handgranatenexplosionen. Die meisten Vietcong sterben nun binnen weniger Minuten.

US-Botschaft, 6.45 Uhr. Jacobson, noch immer im ersten Stock der Villa, hört Schüsse. Als er eine Treppe hinunterblickt, erkennt er blutige Fußspuren auf dem Fußboden. Mindestens einer der schwer bedrängten Rebellen ist in das Haus eingedrungen.

Die heftig schießenden GIs, die das Gelände befreien sollen, sind nur wenige Meter entfernt, doch Jacobson kann noch immer niemanden erreichen. Da ruft er das alte, bis 1967 genutzte US-Botschaftsgebäude am anderen Ende Saigons an. Dort hebt ein Soldat ab – und alarmiert seine Kameraden im umkämpften Areal der neuen Residenz. In einer wildwestreifen Aktion hastet ein GI hinter die Villa und wirft eine Gasmasken und einen .45er-Colt durch ein Fenster.

Augenblicke später hört Jacobson tatsächlich Schritte auf der Treppe. Der Vietcong feuert am Treppenkopf mit seiner Kalaschnikow durch die Villa, doch Jacobson ist rechtzeitig in Deckung gegangen. Nach der ersten Salve schießt er selbst – und tötet den Angreifer aus nächster Nähe. Es ist der letzte Tote dieser Nacht. Die amerikanische Botschaft ist wieder frei.

19 „feindliche Körper“ werden die GIs später zählen, ein *body count*, wieder einmal. Zu den 19 toten Vietnamesen, die auf dem Areal liegen, zählen auch die vier Botschaftsfahrer. Drei sind wahrscheinlich Unbeteiligte. Nur neben dem Körper von Nguyen Van De finden Soldaten eine AK-47, zudem trägt er eine Pistole im Gürtel – Indizien dafür, dass der Chauffeur tatsächlich mit den Angreifern gekommen ist.

Nguyen Van Sau, der Bauer, ist einer von zwei Kämpfern, die die Attacke überleben. Er wird gefangen genommen und könnte wahrscheinlich Einzelheiten dieser Nacht enthüllen. Doch er und sein Kamerad verschwinden nach ersten Verhören in südvietnamesischen Gefängnissen und werden nie mehr gesehen.

US-Botschaft, 9.20 Uhr. General Westmoreland betritt die Residenz in einem frisch gebügelten Kampfanzug. Seit dem frühen Morgen schwärmen

Journalisten über das Gelände. Eine Reporterin nennt es „das Schlachthaus im Paradies“: Die zwei toten amerikanischen Marines liegen noch am Tor, betrauert von Kameraden. Im Hof: die Körper toter und sterbender Vietcong. Das massive Gebäude selbst ist von Einschüssen zernarbt, das Große Siegel der USA durch die Wucht einer Explosion abgerissen; es liegt zwischen den Trümmern.

Westmoreland schüttelt Sergeant Harper die Hand. Er telefoniert mit Washington. Dann improvisiert er vor

Die BILDER machen die USA zum Verlierer

der zerschossenen Lobby eine Pressekonferenz. „Die sorgfältig ausgearbeiteten Pläne des Feindes liefen aus dem Ruder“, verkündet er. „Einige oberflächliche Schäden wurden dem Gebäude zugefügt.“

Doch dieser Angriff sei, wie alle anderen, bloß eine „Ablenkung“ von der eigentlichen Schlacht, der Belagerung von Khe Sanh, fährt er fort. „Der Feind exponierte sich aufgrund seiner Strategie und erlitt schwere Verluste. Sobald Präsident Thieu, mit unserer Zustimmung, die Waffenruhe beendete, gingen amerikanische Truppen in die Offensive und verfolgten den Feind aggressiv.“

Die Reporter, wird einer von ihnen später berichten, trauen ihren Ohren nicht: Westmoreland steht in den Trümmern der US-Botschaft und verkündet, dass alles großartig ist. Auch sieben Stunden nach dem Angriff hat der Oberkommandierende nicht begriffen, welche Bedeutung diese Attacke hat.

Und nicht nur diese Attacke.

Die Tet-Offensive ist, und das hat vermutlich nicht einmal der klügste Stratege in Hanoi vorausgesehen, eben auch eine Offensive der Bilder, der Zitate, der Geschichten.

In Saigon können die Journalisten die Kämpfe vom Dach ihres Hotels „Caravelle“ aus beobachten, an anderen Orten folgen sie den GIs in die mörderischen Gefechte. Doch die Reporter, von der Gewalt der Offensive mindestens so überrascht und erschüttert wie die Militärs, melden keine amerikanischen Siege nach Hause, sie berichten von Verlierern.

TV-Aufnahmen von der verwüsteten Botschaft flimmern nur wenige Stunden später in den Abendnachrichten. Überschrift: „Saigon Under Fire“. Was auch immer Westmoreland sagt – gegen *diese* Bilder kommt er nicht an.

Auch nicht gegen Fotos wie jene von Nguyen Ngoc Loan, Chef der südvietnamesischen Polizei. Dem wird am 1. Februar, dem zweiten Tag der Offensive, in einer Straße der Hauptstadt ein gefangener Vietcong-Kämpfer gebracht.

Loan setzt dem Mann ohne Vorwarnung die Pistole an die Schläfe und drückt ab – der Fotograf Eddie Adams von AP steht direkt daneben und macht Bilder dieser Exekution, der Kameramann Vo Suu filmt sie für die Nachrichten von NBC. Den beiden Reportern ruft der General bloß zu: „Buddha wird es verstehen. Sie auch?“ Stunden später sind die Bilder des Sterbenden und seines Henkers in den Zeitungen und im Fernsehen und damit in Millionen amerikanischer Wohnzimmer.

Von der ersten Stunde an erzeugt die Tet-Offensive als eine Art Kollateralschaden solche Bilder der Gewalt. Kein westlicher Fotograf zieht mit den Vietcong los, niemand filmt deren Taten, deren Niederlagen. Was nach draußen dringt, sind allein die Bilder von GIs, die mitten in Südvietnam um ihr Leben kämpfen. Bilder von Soldaten, die aussehen wie Verlierer.

Schlimmer: Die oft genug aussehen, als seien sie zu Recht Verlierer.

In Beiträgen wie denen des AP-Korrespondenten Peter Arnett, der den

Erfolg der Botschaftsangreifer noch drastischer schildert, als er eh schon ist, sieht es nicht bloß so aus, als würden die USA in Vietnam scheitern, sondern als würden sie es auch verdienen, zu scheitern.

Neben dem *militärischen* Desaster lodert die *moralische* Schande, einen Zerstörungskrieg in einem fernen, fremden Land zu führen.

Dabei findet die schlimmste Zerstörung, das grausamste Morden auf der anderen Seite der Front statt: im Norden Südvietnams, wo die Kaiserstadt Hue fast vier Wochen lang umkämpft ist.

In Hue sind, wie überall, die kommunistischen Angreifer in den ersten Stunden des 31. Januar eingedrungen. Es sind 8000 Kämpfer, doppelt so viele, wie gegen Saigon marschieren, fast drei Viertel von ihnen Vietcong, der Rest reguläre nordvietnamesische Einheiten.

Wenn es einen Ort gibt, auf den sich Hanoi Kraft während der Tet-Offensive konzentriert, dann ist es die symbolträchtige Stadt der Kaiser, die nun zur Stadt der Kommunisten wird.

Nur in zwei Basen können sich Amerikaner und Südvietnamesen zunächst halten, ansonsten gehören die verwinkelten Gassen, die Häuser, die mauerumschlossenen Höfe, die buddhistischen Pagoden und die katholische Kathedrale der alten Metropole schon bald den Angreifern. Über der Festung am ehemaligen Kaiserpalast flattert binnen Stunden die Flagge des Vietcong.

Die altertümliche Enge Hues, die unzählige Besucher verzaubert hat, ist für die verteidigenden GIs die Hölle: Hue ist eine Stadt voller möglicher Hinterhalte, in die nun auch Amerikaner und Südvietnamesen Tausende Soldaten werfen. Doch selbst mit Panzern und Kampfhubschraubern kommen sie hier nur wenige Meter voran – pro Tag.

Zeit genug für Kommandos des Vietcong, um durch die eroberte Stadt zu schweifen, um, wie es in ihrem Befehl steht, „bis zum Ende Spione und Reaktionen zu verfolgen“.

Zu diesem Zweck haben sie, wie in Saigon, Todeslisten dabei. Auf einem dieser Verzeichnisse steht geschrieben:

„US-Personal lebt in der Truong-Dinh-Straße Nr. 4. --- Pham Tra Dang, Lehrer, ein extrem antirevolutionäres Element, lebt in der Duy-Tan-Straße Nr. 34. --- Duy-Tan-Straße Nr. 52 ist das Haus der Konkubine von Hauptmann Pham Lien. Er schläft normalerweise nachts im Haus seiner Konkubine.“

Die Agenten des Vietcong müssen zuvor monatelang durch die Stadt gestreift sein, um diese Buchhalterlisten des Todes zusammenzustellen.

Trotzdem irren sie sich hin und wieder: Eine Witwe, die durch den Verkauf von Zigaretten ihr karges Geld verdient, wird vermutlich deshalb getötet, weil die Mörder sie mit ihrer Schwester verwechseln. Das todeswürdige Verbrechen dieser Schwester: Sie ist Sekretärin in einer Behörde und damit also eine vermutliche Kollaborateurin des Regimes.

Wer auf dieser Liste steht, wird von den Angreifern aus dem Haus gezerrt und noch auf der Straße erschossen. Oder in den Urwald verschleppt.

Es sind Soldaten und Beamte aus Südvietnam, Amerikaner, aber auch fast alle anderen westlichen Ausländer. Unter den Entführten sind Geistliche, Intellektuelle und Ärzte – so wie der deutsche Medizinprofessor Horst-Günther Krainick aus Freiburg, der seit 1961

Monate später entdeckt man im Urwald nahe Hue Massengräber. Viele der Opfer sind erschossen worden. Doch manche, wie der beliebte französische Benediktinermönch Urbain, wurden gefesselt und lebendig begraben.

25 Tage dauert die Schlacht um Hue an, es ist die längste des gesamten Vietnamkrieges. Am Ende können Südvietnamesen und US-Truppen die Angreifer vertreiben, doch 40 Prozent der Gebäude sind zerstört, 116 000 der 140 000 Einwohner Hues obdachlos – und etwa 5800 sind tot.

Wer ist im Kreuzfeuer der Kämpfer gestorben? Wer ist von den kommunistischen Truppen ermordet worden? Und wer ist von den siegreichen Südvietnamesen, die nach der Rückeroberung ihrerseits mit Listen von „Vietcong-Sympathisanten“ durch die verwüsteten Gassen gehen, für immer fortgeschafft worden?

Unmöglich, das genau zu beziffern, aber Reporter und US-Beamte werden später allein die Zahl der von den Angreifern in Hue Massakrierten auf etwa 2800 schätzen.

Johnson will nicht mehr PRÄSIDENT sein

eine Medizinische Hochschule in Hue aufbaut. Noch wenige Tage zuvor haben er und seine Frau mit Vietnamesen Tet gefeiert. Nun werden die beiden und zwei weitere deutsche Ärzte fortgebracht und kehren niemals zurück.

Die Tet-Offensive, die nach General Giaps Vorstellung einen Volksaufstand auslösen und binnen acht Monaten zum totalen Sieg führen sollte, endet vielerorts nach nicht einmal acht Stunden mit einer totalen Niederlage seiner Truppen.

In Saigon, wo vier Stunden nach der Attacke auf die US-Botschaft alle Angreifer tot oder gefangen sind, behaupten Amerikaner und Südvietnamesen die meisten Stellungen oder erobern sie in kürzester Zeit zurück. Außerhalb der Metropole wüten die Kämpfe in der Regel nur wenige Tage. In Hue sind es zwar mehr als drei Wochen, doch selbst das ist, vergleicht man es mit den Zielen Hanoi, ein Desaster, denn am Ende stehen Niederlage und Vernichtung.

Besonders lange wird um Khe Sanh gerungen: Vom ersten Schuss, der schon vor der Tet-Offensive abgefeuert wird, bis zum Rückzug der Angreifer vergehen mehr als zehn Wochen.

Doch nie massieren die Nordvietnamesen dort so viele Kämpfer, wie Westmoreland erhofft hat – und nie setzen sie zum großen Sturmangriff an.

Es ist bis heute nicht ganz klar, welche Ziele die Generäle in Hanoi mit ihren Vorstößen bei Khe Sanh verfolgten, doch der Gedanke liegt nahe, dass es sich um simple militärische Strategie handelte: Westmoreland ging davon aus, dass alle anderen Angriffe während der Tet-Offensive nur Ablenkungsmanöver waren – während in Wirklichkeit die Belagerung von Khe Sanh als Ablenkungsmanöver für alle anderen Angriffe während der Großoffensive diente.

Im Prinzip aber erfüllt die Tet-Offensive trotzdem Westmorelands Hoffnungen. Endlich stellt sich der Feind! Endlich kämpft er! Endlich gerät er in das Schussfeld der Amerikaner!

Nach dem ersten Schock sammeln sich überall die GIs und schlagen zurück. 3895 Amerikaner fallen während der Tet-Offensive und 4954 Südvietnamesen – doch 40 000 bis 72 000 Kämpfer Giaps, also zwischen 50 und 90 Prozent der vermutlich 80 000 Angreifer.

„Wir verloren unsere Besten“, wird ein führender Funktionär später gestehen, und selbst das ist wohl untertrieben.

Vor allem die Vietcong-Einheiten erleiden in wenigen Tagen so hohe Verluste wie wohl in all den Jahren zuvor zusammen nicht. Die Zahl der Gefallenen ist derart dramatisch, dass sie als Kampftruppe praktisch ausgelöscht werden. Bis zum Ende werden es nun hauptsächlich reguläre nordvietnamesische Truppen sein, die diesen Krieg führen.

Eigentlich ist die Tet-Offensive also ein Desaster für Hanoi. Von Giaps drei Zielen ist nur eines in Ansätzen erreicht: Die südvietnamesische Armee hat zwar mancherorts gekämpft, doch ihre Moral ist beschädigt. Im Juli 1968 werden innerhalb von vier Wochen 13 500 Soldaten desertieren.

Doch von einem „allgemeinen Aufstand“ ist der Süden weit entfernt, weiter sogar als vor der Offensive. Im Volk wirkt weniger die Propaganda des Vietcong und der nordvietnamesischen Kader, sondern die Massaker von Hue.

Die Amerikaner schließlich sind kaum geschwächt: Am Ende haben sie nicht bloß alle Stellungen behauptet, sie sind jetzt stärker als zuvor, da die Feinde

dezimiert wurden. Für eine zweite Tet-Offensive fehlen Nordvietnam auf Jahre Kraft und Wille, der Vietcong ist beinahe bedeutungslos geworden.

Rein militärisch sind die USA in Vietnam nach und dank der Tet-Offensive tatsächlich zum ersten Mal überhaupt praktisch unbesiegbar.

Die USA VERLIEREN den Krieg an der Heimatfront

Die entscheidende Niederlage erleiden die GIs anderswo – in Washington. Westmoreland hat ja nur Wochen vor der Tet-Offensive zu Hause verkündet, dass „das Ende in Sicht“ sei. Und nun das. Der eigene Oberbefehlshaber steht als ahnungsloser Stratege da, wenn nicht als zynischer Lügner.

Jedenfalls glaubt ihm niemand mehr, erst recht nicht, als er im gebügelten Kampfanzug in den Trümmern der US-Botschaft auftritt und den Sieg verkündet. Westmoreland hat keine Chance, diesen Eindruck je wieder zu korrigieren: Die Amerikaner haben ja kein Land erobert, keine feindliche Hauptstadt besetzt, da ist nichts, nichts, nichts.

Die GIs stehen bloß da, wo sie vorher schon Stellung bezogen hatten, nur sind jetzt fast 4000 Soldaten tot. Und der Feind ist wieder im Urwald verschwunden, wie er schon tausendmal im Urwald verschwunden ist – und wer kann sagen, wann er aus diesem Versteck zu einem neuen Schlag ansetzt?

Nach der Tet-Offensive sind in einer Umfrage erstmals mehr Amerikaner für eine rasche Beendigung des Konflikts als für dessen Fortführung: Der Vietnamkrieg wird in den US-Wohnzim-

mern verloren, nicht in den Straßen von Saigon und Hue.

Die Amerikaner halten zwar militärisch die Stellung, doch nun erodiert der politische Wille, den Krieg zu gewinnen. Als Westmoreland nach den Kämpfen weitere gut 200 000 Mann Verstärkung fordert, löst das einen Skandal aus.

Hat er nicht Ende 1967 das baldige Ende verkündet? Wie lange soll das noch weitergehen? Wie viele GIs sollen noch geschickt werden?

Westmoreland wird das letzte Opfer von Tet: Ein paar Monate später wird er aus Vietnam abberufen.

Der Feldherr fällt gemeinsam mit seinem Gönner: Präsident Lyndon B. Johnson ist durch den Krieg politisch derart beschädigt, dass er auf eine erneute Kandidatur bei der Wahl 1968 verzichtet.

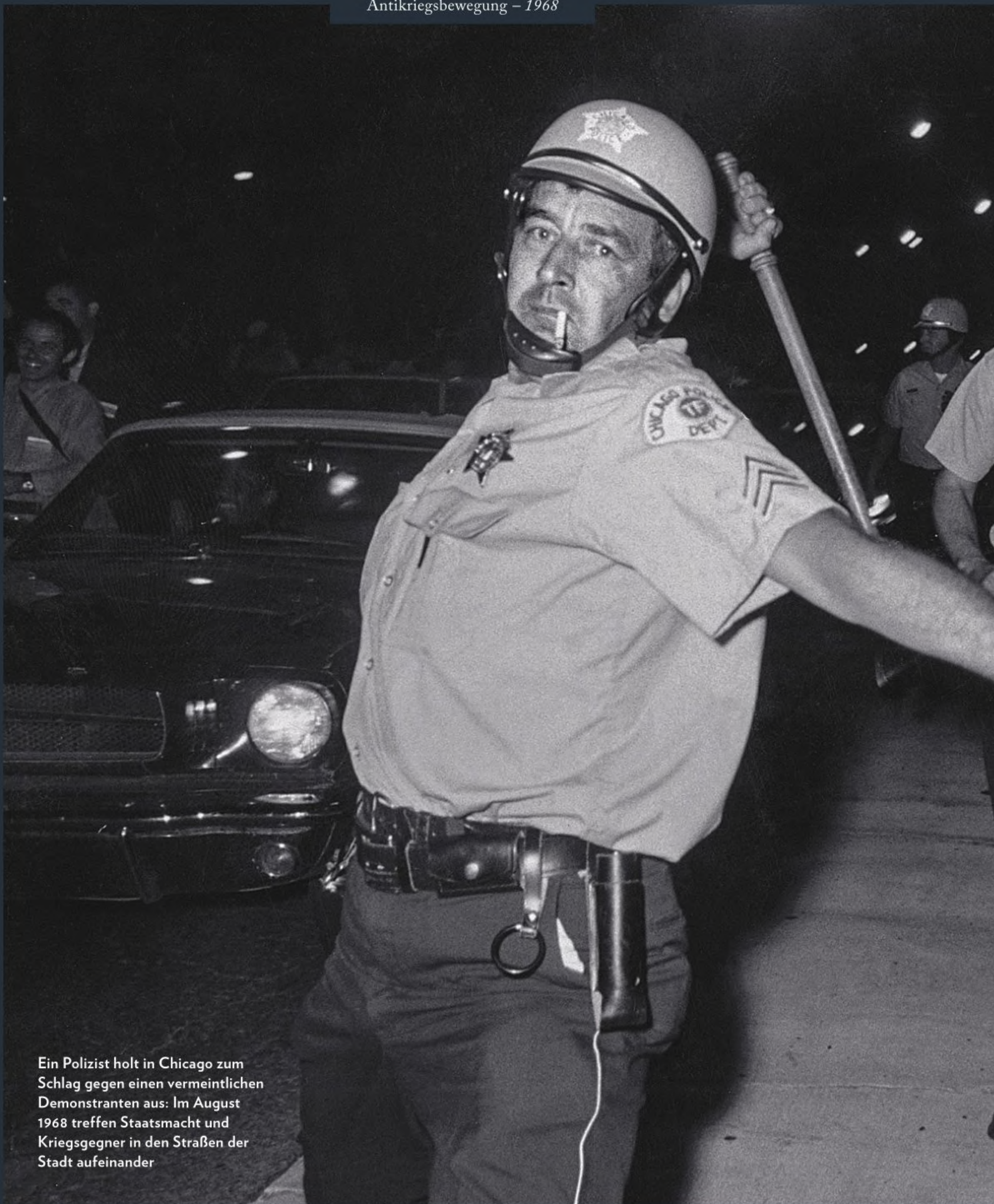
Damit erringt Hanoi als Spätfolge der Tet-Offensive einen Sieg, der in den drei Zielen von General Giap nicht einmal genannt worden ist: Denn gleichgültig, welche Regierung 1968 in Washington gewählt werden wird – sie muss dafür sorgen, dass die GIs Vietnam wieder verlassen. Die Öffentlichkeit wird keine weitere Eskalation erlauben.

Von nun an kann es nur noch (ein sehr relatives „nur“, denn es gibt noch viele Tausende Tote) darum gehen, wann und wie die Amerikaner sich zurückziehen werden. Die Niederlage ist besiegelt, nur ihr Zeitpunkt ist es noch nicht.

General Giap wird später sagen: „Bis Tet dachten die Amerikaner, dass sie diesen Krieg gewinnen könnten. Dann wussten sie, dass sie es nicht können.“ ●

Für Cay Rademacher, Jg. 1965, gehören Fernsehbilder des Vietnamkrieges zum Hintergrundrauschen seiner frühen Kindheit.

LITERATUREMPFEHLUNGEN. James H. Willbanks, *„The Tet Offensive, A Concise History“*, Columbia University Press: solide, präzise Darstellung der militärischen und politischen Motive, Ereignisse und Folgen, für die amerikanische wie für die vietnamesische Seite. Don Oberdorfer, *„Tet! The Turning Point in the Vietnam War“*, Johns Hopkins University Press: packend geschrieben, in der Schilderung noch immer unübertroffen. Ein Klassiker.



Ein Polizist holt in Chicago zum Schlag gegen einen vermeintlichen Demonstranten aus: Im August 1968 treffen Staatsmacht und Kriegsgegner in den Straßen der Stadt aufeinander

A black and white photograph of several US soldiers in Vietnam. They are wearing helmets and carrying rifles, walking in a line. The image is dark, with some light reflecting off the soldiers' uniforms and helmets. The title 'DIE GESPALTENE NATION' is overlaid in large, bold, white letters.

DIE GESPALTENE NATION

Anfangs befürwortete eine große Mehrheit der Amerikaner den Militäreinsatz in Vietnam. Doch die Zweifel wachsen, je mehr der Krieg eskaliert, je mehr Fotos gedruckt werden, je mehr Särge heimkehren. Und schließlich fällt die Gewalt auf die Heimat zurück — Text: REYMER KLÜVER



Kriegsgegner demonstrieren vor dem Weißen Haus. Immer wieder greifen sie Präsident Lyndon B. Johnson persönlich wegen der Eskalation des Konflikts an, skandieren etwa: »LBJ, how many boys did you kill today?«

K

Kein Ereignis seit dem Bürgerkrieg zerreißt die USA so wie der Konflikt in Vietnam. Nie zuvor ist in dem nordamerikanischen Land ein derartiger Protest gegen einen Krieg aufgebrandet, eine derartige Wut gegen die Regierung und das Establishment, hat sich eine derartige Zwietracht zwischen den Bürgern aufgetan.

Denn es geht um weit mehr als einen Waffengang in Südostasien: Es geht um Weltanschauung und Moral, das Verhältnis der Generationen und Ethnien zueinander, um das Selbstverständnis einer Nation und darum, wie das Amerika der Zukunft aussehen soll.

Der Vietnamkrieg hat auch in den USA dramatische Folgen: Er bringt das Land in einen tiefen Konflikt mit sich selbst. Und der muss sich entladen. So wie am Abend des 28. August 1968.

„Peace now“, rufen die Menschen. Ein Chor aus tausend Kehlen. Ungedul-

dig, aufsässig. Frieden jetzt. Die Hände recken sie in den abendlichen Großstadthimmel, Zeige- und Mittelfinger zum „V“ gespreizt, zum Friedenszeichen.

Jung sind sie, die meisten im Studentenalter, manche in Schlips und Kragen, andere mit langen Haaren und in wallenden Hippie-Kleidern. Wieder andere haben Helme dabei, Steine und Zementbrocken sowie Plastikbeutel, gefüllt mit Urin und Säure. Hier und da flattert die rot-blau gestreifte Fahne des Vietcong.

Vielleicht 7000 Menschen drängen in Chicagos Innenstadt auf die Kreuzung vor dem „Hilton“-Hotel. Friedlich gestimmt sind nicht alle.

In dem Hotel logieren Delegierte der Demokratischen Partei, die in Chicago ihren Kandidaten für den kommen-

den Präsidentschaftswahlkampf nominieren wollen. 89 Millionen Amerikaner verfolgen im TV die mehrtägige Kandidatenkür, die am 26. August begonnen hat. Amerika schaut nach Chicago.

Aber die Menschen vor dem Hotel sind nicht gekommen, um den neuen Mann der Demokraten zu feiern, im Gegenteil: Sie wollen diesen Parteitag durcheinanderbringen. Störenfriede wollen sie sein, weil sie selbst zutiefst verstört sind. Entgeistert darüber, was GIs im Namen von Freiheit und Demokratie in Vietnam anrichten. Für sie ist der Name des Landes längst ein Signum der Schande, Amerikas nationales Kainsmal.

Ein paar Reden haben sie am Nachmittag im benachbarten Grant Park gehört. Alle richteten sich gegen den Krieg in Vietnam. Doch was den weiteren Ablauf der Proteste anging, waren die Redner unterschiedlicher Meinung.

David Dellinger, Mitte 50 und einer der bekanntesten Pazifisten des Landes, hat die Menge aufgefordert, friedlich zum Kongresszentrum am Rande der Chicagoer Schlachthöfe zu ziehen, wo die Hauptveranstaltung des Parteitags stattfindet, um dort ruhig zu demonstrieren.

Tom Hayden, ein junger Wortführer der radikalen Linken, hat dagegen dazu aufgerufen, den Protest gewaltsam in die Straßen der Stadt zu tragen. Vielen im Park ist da nicht ganz wohl.

Die Staatsmacht jedenfalls hat längst aufgerüstet. Blau-weiße Transportwagen der Polizei sind aufgefahren, die Nationalgarde blockiert die meisten Zufahrtswege zum Park.

Es ist ein martialisches Aufgebot, mit Maschinengewehren auf den Ladeflächen der Fahrzeuge und Granatwerfern für Tränengaskartuschen. Vor die Kühler ihrer Jeeps hat die Garde manns hohe Stahlgitter montiert und mit Stacheldraht umwickelt. Niemand soll zu den Schlachthöfen ziehen.

Gegen 19 Uhr schieben sich viele Demonstranten zum „Hilton“: Es ist der einzige Weg, den die Polizei ihnen vor dem Park frei lässt. Die Umgebung des Hotels hat sie zuvor besonders gesichert.

Vizepräsident Hubert Humphrey, der designierte Kandidat der Demokraten, hält sich dort gerade in einer Suite im 22. Stock auf. Vor dem Hotel haben die drei großen Fernsehsender des Landes ihre Kameras aufgestellt. Und dort stehen auch Polizisten, aufgereiht in dichten Ketten. Männer in kurzärmeligen himmelblauen Hemden, mit himmelblauen Helmen, langen hölzernen Schlagstöcken – und grimmigen Gesichtern. Angestrengt, übernächtigt nach tagelangen Zwölf-Stunden-Schichten.

Ihr Dienstherr, Chicagos Bürgermeister Richard Daley, ist ein prominentes Mitglied der Demokratischen Partei und hat schon Monate zuvor zu verstehen gegeben, dass er sich das Weihefest seiner Partei in seiner Stadt nicht kaputt machen lassen werde. 12 000 Polizisten hat er aufgestellt und 5600 Nationalgar-

Die Proteste beginnen friedlich – und enden **blutig**

disten. Zudem stehen noch 7500 Soldaten vom 3. Army Corps als Reserve bereit, eingeflogen aus dem texanischen Fort Hood. Ein beispielloses Aufgebot.

Seit drei Tagen läuft nun bereits der Parteikongress, und so lange schon herrschen Wut und Gewalt in Chicago. Tagsüber versammeln sich die Demonstranten, abends machen Polizisten Jagd auf alle Protestler, die sich nicht rechtzeitig abgesetzt haben. „Schweine“, rufen die den Ordnungshütern zu, werfen Steine nach ihnen. Die revanchieren sich mit Schlagstöcken. Die Stadt kocht.

Inzwischen ist es kurz vor 20 Uhr. Die Scheinwerfer der TV-Teams erleuchten die Kreuzung vor dem „Hilton“. Polizei und Protestler stehen sich hier direkt gegenüber. Einige Kriegsgegner werfen Steine, Flaschen, Abfall, alles, was sie finden. Die Ordnungskräfte bewahren Ruhe. Doch jeder Kollege, der getroffen wird, steigert ihre Wut.

Die meisten Demonstranten setzen sich auf den Asphalt. Ein paar skandieren: „The whole world is watching.“ Bald ist es ein mächtiger Chor. Halb herausfordernd klingt das, halb ängstlich. Als ahnten die Protestler, was nun kommt.

Dann gibt der Kommandeur der Polizisten den Befehl, die Kreuzung zu räumen. Ein paar Demonstranten stehen freiwillig auf, doch plötzlich stürmen behelmte Polizisten aus den Mannschaftswagen, die in Seitenstraßen parken. „Kill, kill, kill“, brüllen einige von ihnen. Binnen Sekunden stürzen sie sich auf die am Boden sitzenden Menschen, schlagen sie, treten, boxen, sprühen ihnen Pfefferspray ins Gesicht. Tränengasgranaten der Nationalgarde krachen in die Menge.

Polizisten zerren Männer an deren langen Haaren in Gefangenentransporter. Manche krümmen sich vor Schmerzen, doch Daleys Leute prügeln weiter. Am Restaurant des „Hilton“ geht eine Schaufensterscheibe zu Bruch, weil Polizisten eine Gruppe Demonstranten in die Enge getrieben haben, die Menschen werden einfach gegen das Glas gedrückt. Selbst in den Scherben liegende, blutende Verletzte bekommen noch Hiebe ab.

Es sind Szenen, so gibt es noch am Abend ein Senator erregt zu Protokoll, die an mittelalterliche Höllenbilder gemahnen. Ein traumatisches Ereignis.

Überhaupt ist 1968 ein traumatisches Jahr für die USA. Schlag folgt auf Schlag. Erst die Tet-Offensive im Januar, der

Ansturm der kommunistischen Kämpfer in Vietnam, den die überrumpelte US-Armee nur unter Opfern abwehren kann (siehe Seite 76). Dann, Ende März, Lyndon B. Johnsons unerwarteter Verzicht auf eine erneute Kandidatur. Der Präsident hatte einen Sieg in Vietnam mit immer mehr Soldaten erzwingen wollen. Doch er spürt, dass er keinen Rückhalt mehr hat in der Öffentlichkeit und auch nicht im Kongress.

Tage später der Mord an Martin Luther King, dem Bürgerrechtler und Kriegsgegner. Über Jahre hatte er den Kampf der Schwarzen gegen Diskriminierung und Rassismus angeführt, war zum moralischen Gewissen der Nation geworden. Es ist ein Anschlag auf das neue, moderne Amerika. Schwarzenviertel in mehr als 110 Städten brennen.

Schließlich die Todesschüsse auf Robert F. Kennedy, den Bruder des ermordeten Präsidenten und früheren Justizminister, der sich an die Spitze der Friedensbewegten gestellt hatte und für viele die letzte Hoffnung gewesen ist, dass sich die US-Demokratie erneuern könnte.

Und nun die Straßenkämpfe in Amerikas zweitgrößter Metropole, von den TV-Nachrichten in die Wohnzimmer übertragen: Junge Menschen, die genug haben von dem fernen Krieg, werden verprügelt. Als würde sich die Gewalt in Indochina gegen das eigene Land wenden. Die Nation, notiert ein Berater von Präsident Johnson alarmiert, „droht aus den Angeln gehoben zu werden“.

Gerade vier Jahre ist es her, dass viele Amerikaner zum ersten Mal von Vietnam gehört haben: Damals lässt Johnson die Öffentlichkeit wissen, dass sich nordvietnamesische Patrouillenboote im Golf von Tonkin mit einem Schiff der US-Navy angelegt hätten (siehe Seite 46). Amerika müsse den Kommunisten mit einem Vergeltungsangriff eine Lektion erteilen. Er bekommt dafür in

der US-Bevölkerung breite Unterstützung: 85 Prozent der Amerikaner billigen seinen harten Kurs.

Aber schon wenige Monate später regt sich erster Protest gegen das militärische Engagement. Im Februar 1965 demonstrieren 300 Aktivistinnen einer pazifistischen Frauengruppe vor dem Weißen Haus; in den großen Zeitungen erscheinen Anzeigen gegen den Krieg.

Kurz darauf versammeln sich an der University of Michigan mehr als 3000 Studenten, Dozenten und Professoren. Eine Nacht lang diskutieren sie in Seminarräumen und Vorlesungssälen über den Krieg, es ist Protest in Debattenform, das erste *teach-in*. Die Kriegsgegner überwiegen hier bereits, Befürworter des US-Engagements müssen sich rechtfertigen.

Schnell gibt es Nachahmer: Allein im Frühjahr 1965 kommt es an mehr als 100 Hochschulen zu Teach-ins. Am Ostersonnabend organisiert der Studentenbund SDS die bis dahin größte nationale Kundgebung gegen den Krieg: Im weiten Kreis umstellen 20 000 Menschen das Weiße Haus, eine Sängerin intoniert Bob Dylans „The Times They Are a-Changin‘“ – die Hymne einer neuen Zeit.

Der Widerstand wird zur Massenbewegung

Das Land gerät in Bewegung. Pazifismus und Protest gegen Krieg haben Tradition in den USA. Die Quäker – protestantische Dissidenten, die im 17. Jahrhundert Zuflucht in Pennsylvania gefunden haben – verweigern seit jeher den Kriegsdienst aus religiösen Gründen. Und als Reaktion auf das Wettrüsten im Kalten Krieg haben Pazifisten und Intellektuelle schon Ende der 1950er Jahre zahlreiche Antikriegsgruppen gegründet.

Doch die sich nun entwickelnde Massenbewegung hat eine andere Qualität. Fast 25 Millionen Amerikaner sind unter 25 Jahre alt, noch nie studierten so viele Menschen. Und noch nie war das Land so politisiert, waren so viele Menschen von einem derartig starken Drang nach gesellschaftlichem Fortschritt und Gleichberechtigung erfüllt.

Bürgerrechtler erzwingen das Ende der Rassendiskriminierung, Frauen verlangen Chancengleichheit, Studenten begeistern sich für alternative Lebensentwürfe, entziehen sich der strengen Leistungsethik, kritisieren die krassen Gegensätze des Kapitalismus. Eine ungekannte Aufbruchsstimmung herrscht in Gesellschaft und Kultur.

Für die meist jungen Protestler ist die Entscheidung zwischen Krieg und Frieden vor allem eine moralische Frage. Ihre Regierung mischt sich in einen fernen Bürgerkrieg ein, junge Amerikaner müssen sterben – aber nicht, um wie früher den Faschismus zu bekämpfen oder auf die Aggression einer Großmacht zu antworten, sondern um in Südvietnam eine korrupte Regierung zu stützen.

Wie kein zweites Thema beherrscht der Vietnamkonflikt fortan die Diskussion in den USA – und der wachsende Widerstand gegen diesen Krieg. Der Protest geht quer durch die Gesellschaft.

Da ist die Hausfrau, die Nachbarinnen zum Kaffee bittet, um sie gegen den Krieg der Männer zu mobilisieren. Da ist der Dichter, der eine Einladung ins Weiße Haus ausschlägt, weil er das US-Engagement für verwerflich hält.

Da ist der Weltkriegsveteran, der auf dem Bürgerkriegsschlachtfeld von Gettysburg, einem nationalen Heiligtum, gegen das Sterben in Vietnam protestiert.

Der Rekrut, der jenen Einberufungsbefehl verbrennt, den viele Wehr-



Neben Studenten und Pazifisten protestieren auch Ex-Vietnam-Soldaten, die desillusioniert sind, verbittert – und oft versehrt. Mehr als 1000 dieser Veteranen versammeln sich im April 1971 in Washington

pflichtige bekommen. Tausende werden seinem Beispiel folgen – und dafür ins Gefängnis gehen.

Der gläubige Christ, der gemeinsam mit 800 anderen zum Verteidigungsministerium marschiert und dort sechs Stunden lang ausharrt in stiller Andacht.

Der Student, der an Rekruten Flugblätter verteilt mit den Worten: „Moralisch ist, sich gegen den unmoralischen Krieg in Vietnam zur Wehr zu setzen und die Kriegsmaschinerie lahmzulegen. Unmoralisch ist, den Befehlen eines unmoralischen Staates Folge zu leisten.“

Der Mann, der mit einem Pick-up Lkw verfolgt, die Munition für Vietnam geladen haben, auf der Ladefläche des Wagens ein knallgelbes Hinweisschild: „Gefahr, Napalmbomben voraus“.

Und dann die schockierende Eskalation des Widerstands: Anfang November 1965 übergießt sich der Quäker Norman Morrison vor dem Verteidigungsministerium mit Kerosin und zündet sich aus Protest gegen den Krieg an. Wenige Tage später folgt ihm ein katholischer

Pazifist vor dem UN-Hauptquartier in New York in den Flammentod.

Es sind verzweifelte Einzelaktionen, und es gibt vorerst keine koordinierte Bewegung gegen den Krieg – doch der Protest bekommt immer mehr Aufmerksamkeit, nicht zuletzt in den Medien.

Entsprechend sinkt die Zustimmung zum Krieg: 57 Prozent der Amerikaner stützen Ende 1965 zwar noch den Kurs des Präsidenten, doch fast ein Viertel der US-Bürger hält das Vietnam-Engagement bereits für einen Fehler. Noch ist die Zahl der klaren Kriegsgegner deutlich in der Minderheit.

Lyndon B. Johnson, mit einer untrüglichen Witterung für politische Stimmungen ausgestattet, aber ist beunruhigt: Der Protest gegen den Krieg erreicht allmählich die Mitte der Gesellschaft.

Ganz besonders trifft es den Präsidenten, dass die Aktionen ihm persönlich gelten: Im Februar 1966 erhält er im feinen New Yorker „Waldorf Astoria“-Hotel einen Preis für seinen Einsatz für den Frieden in der Welt, gestiftet von einer den Demokraten nahestehenden Organisation. Vor der

Tür demonstrieren 4000 Menschen, die diese Ehrung für blanken Zynismus halten. Einer der Pazifisten schafft es in die Veranstaltung und ruft laut: „Mr. President, Frieden in Vietnam.“

Fortan ist jeder Auftritt Johnsons von Zwischenrufen begleitet – und die werden immer aggressiver. „Hey, hey, LBJ, how many boys did you kill today?“, lärmen die Demonstranten.

Die Kriegsskepsis frisst sich bald auch in die Washingtoner Politik. Senator William Fulbright, ein Parteifreund Johnsons und der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses

im Senat, beraumt öffentliche Anhörungen zur Lage in Vietnam an: Sechs Tage lang rechtfertigen Generäle und Regierungsvertreter vor den Kongressangehörigen das Militärengagement.

Fulbright ist längst der Überzeugung, dass die USA in Vietnam keine strategischen Interessen haben – und hält dagegen. Die Anhörungen werden im TV übertragen. Damit haben die Zweifel am Krieg das Zentrum der Macht erreicht, der Protest lässt sich nicht mehr als Verirrung einiger Spinner abtun.

Die Zustimmung zur Vietnam-Politik nimmt weiter ab, im Juni 1966 liegt sie erstmals unter 50 Prozent. Johnson weiß um die Bedeutung der öffentlichen Meinung in den USA: „Das größte Problem ist nicht Ho Chi Minh“, sagt er, „sondern die Situation hier zu Hause.“ Und es sind nicht die Demonstranten, die ihm allein Sorgen bereiten, es sind die Amerikaner, die nie auf die Straße gehen würden, aber dennoch seine Strategie der Eskalation immer skeptischer beurteilen.

Ende des Jahres zeigt sich in New York eine neue Facette des Protests: 3000

junge Leute, meist in bunten Gewändern, beteiligen sich an einem Friedensmarsch durch Manhattan, lärmend, lachend, viele im Drogenrausch.

„Hippies“ werden sie genannt, oder „Blumenkinder“, weil sie die Gewalt der Zeit mit der Macht der Liebe besiegen wollen; die Blumen sind ihr Symbol der Gewaltlosigkeit.

Auch in der Politik wird die Kritik immer lauter. „Ich bin gegen den Krieg in Vietnam, weil ich Amerika liebe“, bekennt der schwarze Bürgerrechtler Martin Luther King am 25. März 1967.

Der Friedensnobelpreisträger ist eine Instanz im Land. „Ich melde mich zu Wort, mit dem leidenschaftlichen Wunsch, dass unser geliebtes Land wie-

der als ein moralisches Vorbild für die Welt dastehen möge“ – und seine Soldaten nicht im Namen der Demokratie die Hütten von Reisbauern anzünden.

King bringt den Krieg mit dem schwelenden Rassenkonflikt in den USA in Verbindung. Denn unter den GIs und den Gefallenen in Vietnam sind unverhältnismäßig viele Schwarze; viele von ihnen sind aufgrund mangelnder beruflicher Qualifikation in Kampfeinheiten gelandet. Sie müssten, so King, sterben zur Verteidigung von Freiheiten, die ihnen ihr eigenes Land nicht gewähre.

Für die weitaus radikalere Black-Power-Bewegung ist der Konflikt ohnehin ein Krieg der Weißen. Und für viele junge weiße Männer wiederum ein Krieg

der Reichen auf Kosten der Armen: Für Studenten gibt es derart viele Ausnahmeregelungen für den Wehrdienst, dass am Ende gut drei Viertel der Rekruten aus der bildungsfernen Arbeiterschicht kommen. Auch den späteren Präsidenten Bill Clinton und George W. Bush gelingt es mit Geschick und Glück, eine Einberufung nach Vietnam zu vermeiden.

Sein Bekenntnis macht Martin Luther King auf einen Schlag zu einem der prominentesten Kriegsgegner. Aber er bleibt nicht allein: Boxweltmeister Muhammad Ali verweigert den Wehrdienst, auch für ihn ist der Vietnamkrieg ein Konflikt des weißen Amerika: „Ich hab keinen Streit mit den Vietcong. Kein Vietcong hat mich je ‚Nigger‘ genannt.“

Ein Nationalgardist stoppt ein Auto am Rande des Protests in Chicago: Hier will die Demokratische Partei im August 1968 einen Präsidentschaftskandidaten nominieren. Lyndon B. Johnson hat auf eine weitere Amtszeit verzichtet



Prominente wie der Chemie-Nobelpreisträger Linus Pauling, der Schriftsteller Norman Mailer und der katholische Bischof von Rochester, einer der angesehensten Kirchenvertreter der USA, kritisieren den Krieg als Verbrechen. Angeführt von Martin Luther King und dem Musiker Harry Belafonte kommen am 15. April 1967 rund 300 000 Menschen zu einem Protestmarsch in New York zusammen – die bis dahin größte Demonstration in der US-Geschichte.

Doch vielen reichen verbaler Protest und Aufruf zum zivilen Ungehorsam nicht mehr. Ende Oktober demonstrieren wieder einmal Zehntausende friedlich am Lincoln Memorial in Washington. Ein Drittel aber zieht danach weiter zum Verteidigungsministerium. Soldaten einer Eliteeinheit blockieren den Eingang mit aufgefplanten Bajonetten. Die Kriegsgegner reagieren mit Sitzblockaden auf den Zufahrtswegen. Einen ganzen Tag währt die Belagerung der Kommandozentrale des US-Militärs. Immer wieder kommt es zu Handgemengen, mehr als 800 Demonstranten werden festgenommen.

Der Rückhalt für Johnsons Kurs schwindet unterdessen weiter. Vier von zehn US-Bürgern halten den Krieg inzwischen für einen Fehler. Nur noch 31 Prozent billigen ihn.

Der Krieg spaltet die USA in zwei unversöhnliche Lager: auf der einen Seite die Kriegsgegner in den großen Städten, an der Ost- und Westküste, in Kirchen und Colleges, die ethnischen Minderheiten. Auf der anderen Seite *middle America*, das konservative, in der Regel weiße Amerika: vor allem die Arbeiter im Industriegürtel von Chicago über Pittsburgh nach New York, die Bewohner der Kleinstädte im Mittleren Westen.

Die aggressive Rhetorik der Rebellion und die Militanz linker Kriegsgegner sind diesen Bürgern verhasst. Nicht

wenige wären bereit, das Demonstrationsrecht abzuschaffen. Viele halten den Protest der Linken und Hippies für Eskapaden verwöhnter Großstadtkinder.

Anfang 1968 kommt es zur Tet-Offensive. Der überraschende Ansturm der kommunistischen Kämpfer in Südvietnam schockiert die Amerikaner. Die Medien schildern die Geschehnisse als Desaster – für die US-Streitkräfte. Dabei bringen die GIs dem Gegner schreckliche Verluste bei und schlagen ihn zurück. Doch in den Köpfen setzt sich der

Für das Treffen in Chicago rüsten beide Seiten auf

Eindruck fest, dass der Krieg nicht nur dreckig und brutal ist, sondern auf Dauer auch nicht zu gewinnen.

Den entscheidenden Anteil daran haben die Fernsehbilder. In fast 95 Prozent aller Haushalte läuft inzwischen ein TV-Gerät, die Abendnachrichten haben Zeitung und Radio als wichtigste Informationsquelle abgehängt. Und seit 1964 kommt alles auch noch in Farbe.

Der Vietnamkrieg ist der erste auf den Bildschirm übertragene Krieg. Das vor Ort gedrehte Material der Filmteams wird noch in Vietnam entwickelt, in die USA transportiert und ist dort knapp 30 Stunden später sendebereit.

Anfangs haben die US-Medien noch fast durchgängig positiv berichtet. Die US-Boys wurden *in action* gezeigt, unterwegs in Hubschraubern, auf Patrouillen, patriotische Heldengeschichten zumeist. Blut und Tod waren selten zu sehen, und wenn Verwüstungen des Krieges sichtbar wurden, brennende Bauernhütten etwa, begleitete die Bilder

meist der Kommentar, dass die Zerstörungen nötig seien, um den Feind zu schwächen. Es gab zwar schon kritische Berichte, etwa in der „New York Times“, doch blieben sie die Ausnahme.

Das ändert sich mit der Tet-Offensive. Die skeptischen Beiträge häufen sich. Sie zeigen den Krieg nun nicht mehr als eine Serie von Siegen, sondern als Folge abstumpfender Abwehrkämpfe.

Die größte Wirkung hat der CBS-Nachrichtenmann Walter Cronkite. Der schnauzbärtige Moderator ist seit Jahren eine Institution, eine nationale Vaterfigur; er gilt als Mann, „dem die Amerikaner am meisten vertrauen“.

Ende Februar 1968 reist Cronkite nach Südvietnam und berichtet in Stahlhelm und Schutzweste aus dem Land. „Wir sind in einem Patt festgefahren“, konstatiert er düster. Die US-Regierung müsse schleunigst Verhandlungen über ein Ende des Krieges aufnehmen – und zwar „nicht als Sieger“. Präsident Johnson weiß das richtig einzuschätzen: Mit Cronkite, konstatiert er im Weißen Haus, habe er *middle America*, also seine politische Basis, verloren.

Die Zustimmung zum Krieg in Vietnam sinkt weiter. Nur noch einer von vier Amerikanern unterstützt den Präsidenten. Ein Tiefstand.

Am 31. März 1968 zieht Lyndon B. Johnson die Konsequenz. In einer Fernsehrede verzichtet er auf eine weitere Präsidentschaftskandidatur und bestätigt in vergleichsweise harmlosen Worten das Unverkennbare: „Es herrscht Zwietracht im amerikanischen Haus.“

Die Kriegsgegner sind zunächst enttäuscht, denn ihrer größten Feindfigur sind sie nun beraubt. Doch ahnen sie eine große Chance: Die Demokratische Partei muss auf ihrer National Convention in Chicago Ende August einen neuen Kandidaten für das Präsidentenamt aufstellen – eine ideale Bühne für den

ENTFESSELTE GEWALT

Mehr als 200 Kriegsverbrechen begehen die Amerikaner in Vietnam. Am bekanntesten wird das Massaker von My Lai

Am 16. März 1968 verüben GIs in den Weilern von Son My das vielleicht schrecklichste Massaker des Vietnamkrieges. Als „My Lai (4)“, benannt nach dem benachbarten Gemeindeteil, bezeichnet die US Army die beiden eng beieinanderliegenden Dörfer Xom Lang und Binh Tay in Südvietnam. Dort werden bis zu 250



Mit vorgehaltener Waffe verhören ein GI und ein Südvietnamese eine Frau, die sie für eine Vietcong halten (1967)

Vietcong vermutet (tatsächlich verbergen sich dort weniger als zehn Rebellen). An jenem Tag erreichen 99 mit Hubschraubern eingeflogene GIs die Dörfer. Die Einheit unter Captain Ernest Medina ist in drei Platoons aufgeteilt, das erste führt Lieutenant William L. Calley, Jr.

Schon zuvor haben US- und mit ihnen verbündete südkoreanische Verbände in der Region Gräueltaten verübt. Im Januar 1968 beklagt etwa ein General in einem Memorandum „Vergewaltigungen, Plünderungen und Brutalitäten“. Konsequenzen hat das aber nicht.

Medina befiehlt, alle Häuser zu zerstören, Nutztiere zu töten, Brunnen umzustürzen. Morde an Zivilisten ordnet er nicht ausdrücklich an, doch fast allen Anwesenden ist klar, dass er genau dies erwartet. So gibt es beispielsweise, anders als üblich, keine Anweisungen, wie Gefangene abtransportiert werden sollen.

Das Massaker beginnt um 7.25 Uhr mit Artilleriefeuer und Beschuss aus Hubschraubern. Die Soldaten feuern mit ihren Gewehren, noch ehe sie überhaupt die erste Hütte erreicht haben. Die Operation ist von der ersten Sekunde an ein wahlloses Morden: Kinder, Frauen, Greise – die GIs drücken, oft aus kürzester Distanz, auf alles ab, was sich bewegt.

Viele Taten werden vom ersten Platoon verübt. Dessen Anführer Calley ist von Medina schon mehrfach gedemütigt worden (er nennt ihn „Schätzchen“), den meisten seiner untergebenen Soldaten gilt er als „Niete“. Nun entfesselt Calley, erniedrigt und überfordert, die Gewalt, erschießt persönlich Frauen und Kinder und droht einem GI, der sich nicht beteiligen will, mit dem Kriegsgericht. Auch Medina beteiligt sich an Morden.

Die meisten Soldaten töten systematisch und kaltblütig. Dorfbewohner werden in Bunker getrieben und anschließend in die Luft gesprengt, Frauen vor ihrer Erschießung vergewaltigt, Leichen verstümmelt und skalpiert.

In Xom Lang sterben etwa 350 Zivilisten, in Binh Tay 50. In einer der umliegenden Gemeinden verübt eine weitere Einheit zeitgleich ebenfalls ein Mas-

saker. Insgesamt kommen an jenem Morgen etwa 500 Unschuldige ums Leben.

Als Hugh Thompson, der Pilot eines Helikopters, der zur Beobachtung über den Weilern kreist, das Morden beobachtet, ist er schockiert. Er landet den Hubschrauber zwischen einer Gruppe versteckter Dorfbewohner und angreifender GIs, lässt die Zivilisten in zwei Helikopter einsteigen, um sie in Sicherheit zu bringen – und befiehlt seinem Bordschützen, auf die eigenen Soldaten zu feuern, sollten die weiter töten.

Doch erst als immer mehr Hubschrauberpiloten über Funk von einem „Blutbad“ berichten, lässt Captain Medina etwa um 10.30 Uhr das Feuer einstellen: „Die Party ist vorbei.“

Das Morden wird vertuscht, offiziell melden die Einheiten, es habe sich bei den Toten um 128 Vietcongekämpfer gehandelt. Erst im März 1969 beschreibt ein an dem Geschehen nicht beteiligter GI den Exzess, von dem er Soldaten hat reden hören. Im November 1969 schließlich wird er publik – ein Skandal, der das furchtbare Antlitz des Krieges vollends zu offenbaren scheint.

Und tatsächlich ist das Massaker kein Einzelfall, sondern Beispiel für den

Die US Army vertuscht das Massaker von My Lai – hier ein teils verpixeltes Foto von einigen der Opfer – erst, dann spielt sie es zum Einzelfall herunter. Tatsächlich aber nimmt sie derartige Taten in Kauf im brutalen Kampf gegen die Guerilla



auf beiden Seiten brutalisierten Konflikt. Mehr als 200 Gräueltaten und Kriegsverbrechen der Amerikaner sind dokumentiert, viele weitere werden vermutet. Die ständige Bedrohung durch tödliche Guerillaattacken, die Frustration und Wut über einen nicht fassbaren, sich unter die Bevölkerung mischenden Feind, gepaart mit einem Hasstraining in der



Leid der Zivilisten: Die neunjährige Kim Phuc (3. v. l.) überlebt einen südvietnamesischen Napalmangriff schwer verletzt

Ausbildung sowie Rassismus gegenüber den Vietnamesen führen zu Gewalt und Verrohung. Allerdings sind die Überfälle der kommunistischen Soldaten kaum weniger brutal.

Im Fall von My Lai ermittelt nach der Veröffentlichung die Army und stellt fest, dass 44 Mann verdächtig sind, Morde und Vergewaltigungen begangen zu haben. Sie klagt aber nur vier Offiziere an (von denen drei freigesprochen werden, darunter Captain Medina) und zwei Sergeants. Am Ende wird nur Calley, der rangniedrigste Offizier, zu lebenslanger Haft verurteilt. 1974 lässt ihn Präsident Nixon jedoch bereits nach 44 Monaten Hausarrest wieder frei.

Am 6. März 1998 erhalten der Hubschrauberpilot Thompson und seine beiden damaligen Besatzungsmitglieder für ihren Rettungseinsatz in My Lai die Soldatenmedaille der US Army – 30 Jahre nach dem Massaker.

Cay Rademacher

Antikriegsprotest, da in jenen Tagen die gesamte Nation nach Chicago schaut.

„Es wäre ein Fehler, anzunehmen, den Kampf gegen den Krieg an der Wahlurne gewinnen zu können. Am Ende muss er auf den Straßen gewonnen werden“, schreibt der Pazifist Dellinger.

Chicagos Bürgermeister Daley, der Gastgeber der Convention, ist nicht unbedingt ein Freund von Johnsons Vietnampolitik, aber noch viel weniger kann er als konservativer Demokrat den Protest auf der Straße ausstehen. Eine Friedensdemonstration in Chicago Ende April 1968 lässt er von seiner Polizei mit Schlagstöcken auflösen.

Die Botschaft ist klar: Radikale Protestierer sollen bestraft und moderate Demonstranten abgeschreckt werden. Das Kalkül geht auf. Kriegsgegner innerhalb der Demokratischen Partei raten ihren Anhängern, von der Stadt fernzubleiben. Viele weiter links stehende Antikriegsgruppen sind untereinander zerstritten und können sich nicht auf einen gemeinsamen Aufruf zur Demonstration einigen. So kommen Ende August anstatt von erhofften Hunderttausenden nur wenige Tausend nach Chicago.

Doch das reicht für einen Aufruhr.

Am 23. August, dem Freitag vor der Parteitagswche, beginnt alles zunächst harmlos: Einige Hippies nominieren ihren eigenen Präsidentschaftskandidaten, einen Eber namens „Pigasus“, und lassen ihn durch Chicagos Innenstadt laufen. Polizisten fangen das Schwein ein und bringen es ins Tierheim. Teilnehmer eines anderen Protestmarsches beachten sogar die Ampelsignale.

Dann verschärft sich die Situation. Einige Hundert Demonstranten ignorieren ein nächtliches Kundgebungsverbot und skandieren: „Die Straße gehört dem Volk.“ Bereitschaftspolizisten gehen mit Schlagstöcken gegen sie vor.

Nacht für Nacht wiederholt sich nun das Spektakel. Es spielt sich am Lincoln Park ab, etwa sieben Kilometer entfernt von den Hotels der Delegierten und noch weiter weg vom Parteitag neben dem Schlachthofgelände.

Doch am Nachmittag des vorletzten Tags der Convention, am 28. August 1968, versammeln sich die Demonstranten im Grant Park, unweit des „Hilton“,

in dem viele Delegierte und der Kandidat untergekommen sind. Bald darauf beginnt die Schlacht um den Parteitag.

Nur 20 Minuten währt der Gewaltexzess auf der Kreuzung vor dem Hotel. 20 ewige Minuten. Hunderte Menschen werden von den Polizeiknüppeln getroffen, keuchen schwer im Tränengasnebel, Kundgebungsteilnehmer, aber ebenso unbeteiligte Passanten, während die Polizisten zu ihren Gasmasken greifen können.

Einige Demonstranten attackieren nun selber ohne jede Rücksicht, werfen Steine, stürzen sich in kleinen Gruppen auf einzelne Polizisten, treten, schlagen sie, sprühen ihnen ätzende Flüssigkeiten ins Gesicht.

Gegen 20.10 Uhr nehmen die Kämpfe am „Hilton“ allmählich ab. Doch noch über Stunden kommt es in den Straßen der Chicagoer Innenstadt zu Scharmützeln zwischen vereinzelt Trupps militanter Demonstranten und Polizisten.

Am Ende sind rund 1000 Menschen verletzt, darunter 192 Polizisten. 160 Läßierte müssen ins Krankenhaus. 662 Demonstranten werden festgenommen. Die TV-Nachrichten zeigen Bilder voller Blut, Gewalt und Tränen, Demonstranten zwischen Wut, Ohnmacht und Verbitterung.

Noch am Abend schleudert ein Senator Bürgermeister Daley auf dem Parteitag entrüstet ein Wort entgegen, das als wohl höchste politische Beleidigung gilt: „Gestapo-Taktiken“. Richard Daley reagiert mit wütenden Zwischenrufen.

Der Krieg zerreißt die Demokraten so wie die amerikanische Gesellschaft im Ganzen: „Während wir Vietnam zerstören“, notiert der Journalist Izzy Stone, „zerstört der Krieg unser Land.“

Gewalt regiert die Straßen. In Chicago, in anderen US-Städten, weltweit. Überall gibt es inzwischen Proteste gegen den Krieg. Die Mitarbeiter des

US-Außenministeriums registrieren in 25 Ländern Studentenunruhen, Auslöser ist zumeist der US-Krieg in Vietnam.

In London gehen die Menschen bereits seit Herbst 1967 auf die Straße, einmal versucht die aufgebrachte Menge sogar die US-Botschaft zu stürmen. In Frankreich wird der US-Vizepräsident bei einem Besuch mit Farbe, Eiern und Steinen beworfen. Als die Polizei in Paris im Frühjahr 1968 schärfer gegen die Antikriegsdemonstranten vorgeht, löst sie die größten Straßenproteste seit einem Jahrhundert aus. Die Fünfte Republik gerät an den Rand des Kollaps. Auch in Italien protestieren die Studenten, Hunderttausende sind es in Japan.

In der Bundesrepublik wandelt sich die anfängliche Unterstützung für den Krieg der Amerikaner schnell. Bereits im Sommer 1966 lehnt ihn eine Mehrheit in Umfragen ab. Selbst Altbundeskanzler Konrad Adenauer fordert die US-Regierung zum Rückzug aus Vietnam auf.

1967 wird der Protest auch in Berlin schärfer. Die Studenten der APO, der Außerparlamentarischen Opposition, skandieren wie ihre amerikanischen Freunde „Ho, Ho, Ho Chi Minh“.

Und wie bei der Linken in den USA wird aus dem Abscheu über den Krieg rasch grundsätzliche Kritik am demokratisch-kapitalistischen System, das so einen Krieg und den „amerikanischen Imperialismus“, wie sie es formulieren, überhaupt erst möglich macht.

Für die USA selbst sind die Zusammenstöße in Chicago eine Art Wasserscheide. Johnsons Eskalationskurs ist nicht mehr



Johnsons Nachfolger Richard Nixon zieht Truppen aus Vietnam ab – und geht zugleich hart gegen Proteste vor. Im Mai 1970 schießen Nationalgardisten an der Kent State University auf Demonstranten, vier Studenten sterben

durchsetzbar. Zwar will keiner der beiden Präsidentschaftskandidaten von Republikanern und Demokraten im Herbst 1968 den sofortigen Abzug der US-Truppen aus Vietnam, wie ihn die Kriegsgegner fordern. Aber beide erklären, sie würden das US-Engagement reduzieren.

Die Mehrheit der Amerikaner lehnt den Krieg mittlerweile klar ab – 53 Prozent bezeichnen es als Fehler, überhaupt Truppen dorthin entsandt zu haben. Ein Erfolg der Antikriegsbewegung.

Zugleich aber symbolisiert Chicago deren großen Misserfolg: Denn Gewalt im eigenen Land mögen Amerikaner ebenfalls nicht. Und die Schuld daran geben sie in ihrer Mehrheit den militanten Demonstranten. 56 Prozent billigen das Vorgehen von Daleys Polizei.

Der Protest auf der Straße bleibt trotz aller Abneigung gegen den Krieg verpönt – er ist in den Augen vieler Amerikaner weiterhin die Sache radikaler junger Menschen und exaltierter Pazifisten. Eine politische Mehrheit, den Krieg sofort zu beenden, so wie es die Kriegsgegner vehement verlangen, findet sich eben auch nicht.

Die Mehrheit will einen Ausstieg, aber nicht sofort, sondern auf Raten.

Richard Nixon, der Kandidat der Republikaner, gewinnt im November 1968 die Wahl gegen Hubert Humphrey klar und reagiert auf beide Entwicklungen: Allein 1969 ordnet er diverse Truppenabzüge an, zusammen sind es mehr als 100 000 Mann. Zugleich lässt er die Behörden aber scharf gegen den radikalen Protest vorgehen.

Im März 1969 werden acht Organisatoren der Demonstrationen von Chicago, darunter David Dellinger und Tom Hayden, wegen Anstiftung zu Unruhen angeklagt. Zwei werden gleich freigesprochen, gegen die anderen fünf verwirft ein Berufungsgericht zwei Jahre später die Anklage (der achte Angeklagte, der Black-Panther-Führer Bobby Seale, wird in einem separaten Verfahren wegen Missachtung des Gerichts verurteilt).

Angesichts des Drucks radikalisieren sich einige Protestler weiter, gründen die „Weathermen“, eine militante Splittergruppe, die später in den Untergrund geht. Ihre Aktivisten wollen bewusst „den Krieg nach Hause bringen“, wie es einer ihrer Vordenker formuliert, und

organisieren im Herbst 1969, wieder in Chicago, die „Tage der Wut“.

Ein Polizistendenkmal fliegt in die Luft, Läden werden verwüstet, Autos demoliert. Später beschädigen Bomben Gerichts- und Bürogebäude. Die gewalttätigen Zusammenstöße vergrößern die Vorbehalte gegen den Antikriegsprotest in der Bevölkerung.

Diese Stimmung versucht Richard Nixon auszunutzen. In einer Fernsehrede am 3. November 1969 bekräftigt der Präsident seine Strategie des allmählichen Abzugs – und spricht von der *silent majority* seines Landes, die genau dies wolle. Alle Proteste der Kriegsgegner stellt er als Versuch einer lautstarken Minderheit dar, eben dieser „schweigenden Mehrheit“ ihren Willen aufzuzwingen.

Das ist raffiniert, aber hinterhältig: In Wahrheit haben weder der Krieg noch die militanten Proteste eine Mehrheit im Land. Kurzzeitig versucht das Weiße Haus sogar, eine Gegenbewegung zur Protestbewegung zu erschaffen, mit Stickern und Sternbanner-Buttons, um Konservativen die Chance zu geben, ihre Gesinnung zu zeigen. Doch die Kampagne scheitert.

Denn am 13. November 1969 erscheinen erste Berichte und Fotos zum Massaker im süd-vietnamesischen My Lai, wo US-Soldaten etwa 500 wehrlose Zivilisten ermordet haben (siehe Seite 100). Die US-Öffentlichkeit reagiert schockiert. Eine Antikriegsdemonstration in Washington zwei Tage später bringt eine halbe Million Menschen auf die Beine.

Einen weiteren Höhepunkt erreichen die Proteste, als Präsident Nixon am 30. April 1970 die Invasion Kambodschas verkündet. Die Hochschulen sind nun in offenem Aufruhr, an fast 1350 Colleges und Universitäten kommt es zu Kund-

gebungen, mehr als vier Millionen Schüler und Studenten beteiligen sich an Streiks.

In Ohio schickt der Gouverneur die Nationalgarde, eine Einheit eröffnet am 4. Mai an der Kent State University das Feuer auf eine Gruppe von 15 Demonstranten, die Gründe dafür werden nie ganz geklärt. Vier junge Menschen sterben. Nur zehn Tage später werden zwei Studenten im US-Bundesstaat Mississippi erschossen. In 21 Universitäten rückt zeitweise die Nationalgarde ein, 30 Rekrutierungsbüros der Armee gehen in Flammen auf. Die USA scheinen am Abgrund zu stehen.

Doch nun setzt eine allgemeine Erschöpfung ein. Im Herbst 1970 gibt es kaum noch größere Proteste. Präsident Nixon kündigt in dem Jahr den Abzug weiterer 190 000 Soldaten an.

Damit scheint ein Weg aus der Eskalationsspirale gefunden zu sein, die den Widerstand gegen den Krieg in den

Die Risse durch das Land bleiben lange spürbar

Johnson-Jahren immer wieder angetrieben hatte. Die Demonstrationen gehen zwar weiter, Hunderttausende zeigen sich im April 1971 wieder auf den Straßen.

Aber so wie das militärische Engagement der USA nachlässt, so nimmt allmählich auch die Intensität der Proteste ab.

Einmal allerdings wird der Krieg die amerikanische Öffentlichkeit noch empören: Am 13. Juni 1971 veröffentlicht die „New York Times“ einen Artikel über die „Pentagon Papers“, ein Dokumenten-Dossier über die US-Vietnampolitik der vorangegangenen zwei Jahrzehnte. Die Sammlung hat Daniel Ellsberg, ein Mit-

arbeiter im Verteidigungsministerium, für einen internen Bericht zusammengetragen. Nun jedoch hat er aus Ärger über den Zynismus der Washingtoner Politiker die streng geheimen Dokumente Journalisten überlassen.

Die Unterlagen zeigen, dass alle Präsidenten seit Harry S. Truman ihre Mitbürger über die wahren Absichten in Vietnam im Unklaren gelassen haben.

So hatte schon Truman die Franzosen in ihrem Kolonialkrieg in Vietnam unterstützt, Kennedy die Ausweitung des US-Militäreinsatzes angeordnet und Johnson Geheimdienstoperationen gegen Nordvietnam in Auftrag gegeben, die zur Eskalation des Konflikts beitrugen.

Nixon versucht die Veröffentlichung der Papiere zu verhindern, scheitert aber am Obersten Gerichtshof. Die Enthüllungen erscheinen vielen Kriegsgegnern wie eine Bestätigung ihres Misstrauens gegenüber der eigenen Regierung.

Zugleich breitet sich ein neuer Verdacht aus, der die Nation fortan quälen wird: die Vermutung vieler Amerikaner, dass ihre Präsidenten sie offenbar belügen und betrügen.

Es ist ein weiterer Riss durch das Land, und auch er lässt sich auf einen mehr als 10 000 Kilometer entfernten Krieg zurückführen. ●

Reymer Klüver, Jg. 1960, war sieben Jahre lang Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“ in den USA. Dort lernte er auch zwei der Hauptorganisatoren der Proteste von Chicago kennen.

LITERATUREMPFEHLUNGEN. Tom Wells, „The War Within: America's Battle Over Vietnam“, Open Road Distribution: Überblickswerk zur Frage, wie die Proteste die US-amerikanische Vietnampolitik beeinflusst haben. Charles De Benedetti, „An American Ordeal: The Antiwar Movement in the Vietnam Era“, Syracuse University Press: Porträt einer Generation.

Zwischen den Fronten

Nicht weit von der alten Kaiserstadt Hue entfernt liegt das Dorf Thuy Phuong, eine Siedlung wie unzählige andere in Südvietnam. Die meisten Bewohner erhoffen sich von einem Sieg der kommunistischen Rebellen eigenes Land für den Reisanbau und ein besseres Leben. Doch dann schickt die US-Armee Tausende Soldaten in den Krieg gegen die Vietcong-Kämpfer – und errichtet am Ortsrand eine riesige Basis

Text: CONSTANCE KINDEL



»Suchen und vernichten«
lautet der Einsatzbefehl dieses
US-Soldaten. In den Dörfern
können die Truppen den Feind
aber kaum von unbeteiligten
Bauern unterscheiden



Die Maschinen kommen zu Beginn des Jahres 1968 nach Thuy Phuong. Am Rand des Dorfes fressen sie sich ins Land, stählerne Schilde voran. Hinter den letzten Häusern, wo die Toten begraben liegen, wälzen sie sich über sandige Hügel, reißen den Boden auf, der die Knochen der Verstorbenen birgt, verwandeln heilige Erde in Dreck. Lassen die Geister der Ahnen rastlos zurück und die Lebenden in ohnmächtiger Wut.

Jahrelang haben die Menschen von Thuy Phuong zugesehen, wie der Krieg um sie herum immer erdrückender wurde. Jetzt nimmt er selbst ihren Toten den Frieden. Den Seelen der Vorfahren, an deren Glück das Schicksal ihrer Familien gebunden ist, unlösbar und ewig. Ein Pakt zwischen den Welten, in dem Gebete und Opferrituale das Wohl der Toten in der anderen Welt sichern und der Segen der Ahnen das Leben ihrer Nachfahren schützt. Wer die Geister stört, bringt Unheil über die Lebenden.

Aber die Lebenden bleiben stumm und still in ihrer Wut. Niemand, der all das aufhalten könnte, die Maschinen, Bulldozer, die sich auf schweren Ketten mit stampfenden Motoren über Grabhügel und Gebeine schieben, die Stück für Stück die Welt, wie sie immer war, verschlucken. Die Männer, Amerikaner, die mit den Maschinen ins Dorf kommen, um von hier aus ihren Krieg ins Umland zu tragen, den Krieg, von dem sie behaupten, dass er allen hier ein besseres Leben bringen wird.

Die meisten Menschen in Thuy Phuong sind Bauern, und lange bevor der Krieg kam, hat das Leben sie gelehrt, dass ein Mann, der überleben will, sein muss wie der Bambus, der entlang der schattigen Wege im Dorf wächst. Dass er sich biegen muss mit dem Wind, sich

den Umständen zu beugen hat, die er nicht ändern kann.

Thuy Phuong liegt elf Kilometer südöstlich der alten Kaiserstadt Hue in der Ebene zwischen Bergen und Meer, ein Dorf mit wohl 7000 Einwohnern, geteilt von der Nationalstraße 1, die sich von Nord nach Süd durchs Land zieht, und von der Stahlspur der Bahnschienen.

Spitze Dächer aus Blech und hölzerne Strommasten, Dschungelgrün und roter Staub. Kleine Häuser aus Holz und Mauersteinen, dicht gedrängt in der Mitte des Dorfes, weit verstreut im Osten und Süden. Die Pavillons und Gärten der alten buddhistischen Pagode am Fuße eines Hügels nahe den Gleisen, der graue Bau des *dinh*, der Versammlungshalle, in der in Zeremonien der Schutzgeist des

Dorfes geehrt wird und alles besprochen, was die Gemeinschaft betrifft. Flache Boote auf den Kanälen und kleinen Flüssen, die sich durch Weiler und das weite Sattgrün der Reisfelder winden.

Seit Jahrhunderten leben die Menschen hier vom Reisanbau. Die meisten Familien bewirtschaften ein Stück Land, selbst wenn es klein ist, die Ernte allein sie nicht ernähren kann und sie dazuerdienen müssen. Die Arbeit auf den Feldern bestimmt die Tage im Dorf, auch für viele der Händler, Tischler und Maurer, für Schneider, die vor ihren surrenden Nähmaschinen sitzen, Fischer, die an einem Fluss im Dorf Aale, kleine Fische und Frösche fangen, Frauen, die auf dem Markt Gemüse aus ihren Gärten und an Imbissständen Nudelsuppe verkaufen.

Vor allem Reisbauern wohnen in Dörfern wie Thuy Phuong. Wasserbüffel ziehen den Pflug, nach der Ernte dienen ihre stampfenden Hufe als Dreschflegel



Die Arbeit auf den Feldern ist hart, vom Ertrag können viele Bauern kaum leben. Und die Regierung hilft ihnen selten: Korrupte Beamte vergeben kostbares Land lieber an ihre Günstlinge



Schmale Erdwälle teilen die Reisfelder des Dorfs in Rechtecke. Von den zwei Ernten des Jahres wächst die bessere von November bis März, wenn der Nordostmonsun feinen Regen bringt und die Ebenen in dichten Nebel hüllt.

Der Reisanbau ist knochenschwere Arbeit, oft ohne Pause vom Morgengrauen bis zum Einbruch der Dunkelheit. Wasserbüffel ziehen Pflüge über die Erde, in der nach der Aussaat die jungen Reispflanzen gezogen werden, bis jede einzelne in den schlammigen Boden der mit Wasser gefluteten Reisfelder versetzt wird, wo sie wächst bis zur Ernte.

Mitten im leuchtenden Grün der Reisfelder steht zwischen niedrigen Bäumen ein Schrein: vier schmale Stützen und ein Dach zu Ehren der Geister der Erde und der Reispflanzen. Jede Nacht stakt der Hüter des Schreins in einem Boot auf dem Kanal hinaus zu dem Heiligtum, zündet einige Räucherstäbchen an, hinterlässt den Geistern manchmal Früchte als Opfergaben, um Glück und eine gute Ernte zu beschwören.

Thuy Phuong ist ein Dorf wie Tausende in Vietnam. Und wie Millionen andere auf dem Land sind die Menschen hier seit Jahren gefangen in einem Krieg, den andere in ihrem Namen um ihre Zukunft führen. Einem Krieg, in dem beide Seiten den Bauern ein besseres Leben ankündigen und ihnen abverlangen, sich zu entscheiden, zu bekennen.

Der Krieg zehrt und zerzt an den Dörfern, mit Waffen und Worten, mit Vernichtung und Versprechen. Er bringt Zerstörung, überall.

Nach Thuy Phuong bringt er im Januar 1968 die Bulldozer der Amerikaner.

Über Hunderte von Jahren hat das Land dem Leben im Dorf seine Ordnung gegeben. Über den Platz einer Familie in der Gemeinschaft entschieden die Menge an Grund und Boden, die sie besaß, und die Zahl der Jahre, die sie hier schon lebte. Ganz unten in der Hierarchie waren die Ärmsten, die kein eigenes Land bewirtschafteten und als Tagelöh-

ner auf den Feldern der anderen arbeiteten. An der Spitze standen seit alten Zeiten die fünf bis zehn Männer des Rats, den anderen im Dorf an Alter, Bildung, Reichtum überlegen.

Der Rat trieb Steuern ein für den Kaiser und warb Soldaten für seine Armee, er schlichtete Streitigkeiten und verteilte jenes Land, das im Besitz der Dorfgemeinschaft war, zur Pacht, auf zwei oder drei Jahre. Je mehr Kinder eine Familie hatte und je ärmer sie war, desto mehr konnte sie auf eine Zuteilung hoffen. Das Dorf vertraute auf die Gerechtigkeit des Rats. Bis die Europäer kamen und mit ihnen eine andere Welt.

Die ersten weißen Männer erreichten die Siedlung Ende des 19. Jahrhunderts. 1885 trugen Kulis in einer Sänfte den französischen Entdecker Camille Paris ins Dorf, der im Dienst der Telegraphengesellschaft reiste. Seine Ankunft war wie das Vorzeichen einer neuen Zeit.

Denn in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts begann das Dorf, sich zu verändern. In der nahen Kaiserstadt Hue regierten jetzt die französischen Kolonialherren und ihre Bürokraten. Im Dorfrat saßen nun jene Großgrundbesitzer und Händler, die enge Verbindungen zu den Kolonialbeamten pflegten. Und wenn sie das Land, das dem Dorf gehörte, zur Pacht verteilten, dann vergaben sie die besten Stücke an sich selbst, an ihre Familien und Freunde. Hohe Pachtabgaben und Steuern machten die Menschen arm, der Hunger ging um im Dorf.

Wer in Not war, fand nun kaum mehr Hilfe. Die Armen konnten nicht mehr darauf hoffen, dass die Reichen ihnen Geld oder Arbeit gaben. Die Vereinigungen, in denen sich Familien zusammenfanden, um sich gegenseitig mit Krediten auszuhelfen, in denen Freiwillige im Dienst der buddhistischen Pagode Alte und Kranke versorgten, lösten sich auf.

Anfangs flüsterten die Menschen im Dorf ihren Protest nur. Bis sich Männer fanden, die bereit waren, gegen die Franzosen zu kämpfen. 1941 formierte sich die Organisation der Vietminh, die den



Über die Häuser und ihre Bewohner regiert meist ein Dorfrat. In Thuy Phuong paktieren dessen Mitglieder mit den Machthabern in Saigon – und entscheiden oft zum eigenen Vorteil



Den Rebellen gehört die Sympathie der meisten Landbewohner. Doch als der Konflikt eskaliert, zwingen sie kriegsmüde Bauern auch mit Gewalt zu Abgaben und Arbeitseinsätzen

Vietcong haben einen südvietnamesischen Soldaten gefangen genommen. Sie sehen sich als Beschützer der Bauern vor plündernden Regierungstruppen, nehmen sich aber auch selbst, was sie brauchen



Guerillakampf aufnahm, zunächst gegen die Kolonialherren, dann auch gegen die Japaner, die Vietnam während des Zweiten Weltkriegs besetzten. Nach der Kapitulation Japans übernahmen die Vietminh für kurze Zeit die Macht in vielen Teilen des Landes. Sie senkten die Pachtabgaben, schafften Steuern ab, verteilten Land um, schrieben den Geldverleihern niedrigere Zinsen vor und trieben den Beamten die Korruption aus.

Doch nach gut einem Jahr beanspruchten die Franzosen ihre Macht zurück. Hunderte ihrer Soldaten rückten

in die frühere Kaiserstadt Hue ein, sodass die Kader und Kämpfer der Vietminh in den Untergrund verschwanden und im Dorf wieder ein Rat regierte, der aufseiten der Kolonialherren stand. Aber nachts besuchten Anhänger der Vietminh die Siedlung und baten um Spenden für die Kämpfer, um Geld für Waffen und Verpflegung. Sie organisierten öffentliche Proteste gegen die Korruption bei der Landverteilung, sie drohten heimlich Grundherren, wenn die die Pacht erhöhten. Und immer mehr Einwohner stellten sich an ihre Seite.



In vielen Dörfern gründen Bewohner örtliche Komitees der Befreiungsfront. Mit Flaggen und Transparenten machen sich ihre Anhänger hier auf den Weg zu einer politischen Versammlung

Die kommunistischen Kader erziehen Kinder schon früh gemäß ihrer Ideologie, denn Kämpfer rekrutieren sie aus der Bevölkerung. Als Freiwillige – oder unter Zwang



Es waren Menschen wie Binh, der Reisbauer, der mit seiner Frau und sechs Kindern in einem Holzhaus lebte. In einem Jahr, als der Monsun schwere Überschwemmungen brachte und der Sommer Dürre, musste er einen Kredit aufnehmen, um Pacht und Steuern zahlen zu können, und schließlich doch sein Land verkaufen. Er war einer von vielen, die Preise fielen, Land war billig zu haben für die Reichen im Dorf.

Oder Tri, der in einem der Weiler in den Reisfeldern wohnte. Schon in besseren Zeiten konnte er allein mit seinem

Pachtland nicht seine Frau, sechs Kinder und die Eltern ernähren, nun verlor er ebenfalls sein Land. Er heuerte bei einer Firma in Hue an, lud schwere Reissäcke auf Lastwagen. Und er schloss sich den Vietminh an, schmuggelte Nachrichten, versteckt in Zigarettenschachteln.

So wurde der Bauer Tri ein Teil der Revolution. Und die Siedlung zu einem Dorf der Vietminh.

Im Jahr 1954, als Vietnam geteilt wurde, verließen manche Vietminh das Dorf in Richtung Norden, überquerten wie Zehntausende andere auf Umwegen und Pfaden durch Dschungel und Berge die Grenze des 17. Breitengrads.

Im Süden versprach die neue Regierung unter Präsident Ngo Dinh Diem Wohlstand und Frieden. Aber es dauerte nicht lange, bis sie ihre Versprechen brach.

In Thuy Phuong unterstützten zu-meist jene Familien die Regierung, die früher zu den Kolonialherren standen, vornehmlich Großgrundbesitzer, reiche Händler und ein paar Beamte.

Sie lebten in großen Häusern, aßen besser als ihre Nachbarn, kleideten sich westlich und schickten ihre Kinder auf Privatschulen in Hue. Die meisten traten zum Katholizismus über, der Konfession des Präsidenten. In einem der Weiler in den Reisfeldern bauten sie eine kleine katholische Kirche und später eine größere an der Nationalstraße, in die ein Priester kam, um die Messe zu lesen.

Aber die Regierung hatte keine echte Kontrolle über die Menschen auf dem Land, etwa 80 Prozent der Bevölkerung, verteilt auf mehrere Tausend Dörfer. Viele von ihnen machte sie sich irgendwann zu Feinden: mit Denunziationenkampagnen und der erbarmungslosen Verfolgung ihrer Gegner. Mit der Abschaffung der gewählten Dorfräte. Mit einer Landreform, bei der Hunderttausende Hektar Land an den Staat und an Schützlinge der Regierung fielen.

In Thuy Phuong trieb die Wut über die Korruption der Regierungsangestellten die Menschen um. Wut über die Mitglieder des Rats, die Pachtland nur noch gegen Bestechungsgelder vergaben und bei Streitigkeiten unverhohlen par-

teisch urteilten. Über die Krankenschwester in der kleinen Station, die sich für alle Medikamente, Impfungen, Behandlungen zusätzlich bezahlen ließ.

Anderswo war es die Verbitterung über einen Plan, mit dem die Regierung mehr Einfluss auf dem Land gewinnen und den der im Süden verbliebenen ehemaligen Vietminh zurückdrängen wollte: Ganze Gemeinden sollten zwangsumgesiedelt werden in befestigte Dörfer, für deren Bau manche Bauern ihre Felder während der Erntezeit verlassen mussten. Die Regierung hoffte auf stärkere Kontrolle über die Landbevölkerung in den neuen „Agrovilles“ und versprach den Menschen im Gegenzug Schutz und ein leichteres Leben.

Aber viele weigerten sich umzuziehen, andere kehrten nach wenigen Wochen in ihre Heimat zurück, in die Dörfer, in denen die Gräber ihrer Ahnen lagen. Kaum denkbar, sie zu verlassen, ihre Seelen aufzugeben, einzutauschen gegen neue Häuser, Schulen, bessere medizinische Versorgung, die die Regierung versprach. Viele Tausende wurden so zu erbitterten Gegnern des Regimes.



Als das Jahr 1960 zu Ende geht, nimmt die neu gegründete „Nationale Front für die Befreiung Südvietnams“, eine Widerstandsbewegung, den Kampf auf gegen das Regime. In Thuy Phuong finden sich im Jahr darauf Dorfbewohner zu einem Komitee der Front zusammen, vielleicht zehn Männer, alle ehemalige Kämpfer der Vietminh. Anfangs bewegen sie sich meist im Schutz der Dunkelheit durchs Dorf, besuchen Familien und sprechen über die politische Lage und die Ziele der Front.

In den Gesprächen, in Flugblättern und Radioübertragungen, ausgestrahlt von Geheimsendern aus den entlegenen

Bergregionen, berichtet die Front von ihrem Kampf, von der US-Hilfe für das Regime in Saigon, von Demonstrationen gegen die Regierung vielerorts im Land, schürt den Hass und die Hoffnung.

Und in Thuy Phuong sprechen die Menschen wieder von Revolution.

Die Regierung hat ihre Truppen in der Umgebung des Dorfs mit den Jahren nach und nach weiter verstärkt. Immer wieder durchkämmen Soldaten und Polizisten den Ort, um Guerillakämpfer aufzuspüren. Meist schlagen sie am frühen Morgen zu, wenn die Siedlung allmählich aufwacht, bevor die Männer zur Arbeit auf die Felder gehen.

Soldaten rücken dann mit Waffen und Funkgeräten in einer Reihe vor. Stürmen in Häuser, in denen Frauen Tee kochen und Reistöpfe für den Tag aufsetzen. Verlangen Ausweispapiere, bellen Fragen. Prüfen, wühlen, durchsuchen, verhören. Nehmen jeden Erwachsenen fest, der keine vollständigen Papiere hat, und alle, die ihnen verdächtig erscheinen.

Und sie plündern und stehlen, Fahrräder, Nähmaschinen, Geld, Tiere.

Manche der Soldaten und ihrer Vorgesetzten sind bei den Menschen im Dorf mit Namen bekannt. Zum Beispiel Phuoc, der Leutnant, der schon in der Kolonialarmee der Franzosen gedient hat, ein gläubiger Katholik aus einem Vorort von Hanoi, nach der Teilung des Landes als Flüchtling in den Süden gekommen. Mehrere Spitzel im Dorf erstatten ihm Bericht über all jene, die die Regierung kritisieren, er handelt schnell, wenn sie zu ihm kommen, lässt festnehmen, drohen, foltern, verhören.

Oder Hung, der Sergeant, der einen Teil der Steuern und Pachtabgaben für sich beansprucht. Oder Tu, der Offizier, den sie „Tu der Hund“ nennen, weil er bei Verhören so grausam ist.

Oft bringen Anschläge der Rebellen als Reaktion die Soldaten ins Dorf. Wenn die Kämpfer aus dem Hinterhalt auf Militärpatrouillen schießen, wenn sie vor dem Haus eines korrupten Polizisten zur Warnung einen Sprengsatz explodieren lassen, dann müssen die Menschen in Thuy Phuong mit Durchsuchungen, Festnahmen, Verhören rechnen. Dennoch hegen die meisten keinen Groll gegen die Aufständischen. Stattdessen



Die Amerikaner schicken ihre Patrouillen in die Sümpfe, den Dschungel – und in die Siedlungen der Bauern. Am Rand des Dorfes Thuy Phuong errichtet die Armee 1968 eine gewaltige Truppenbasis für Tausende Soldaten, zum Teil auf den heiligen Gräbern verstorbener Dorfbewohner



Wachsam beobachtet ein GI Bauern auf den Feldern, denn viele Landbewohner helfen der Befreiungsfront aktiv: Sie spenden Geld und Reis, basteln Fallen, graben Tunnel oder arbeiten als Späher



Mit vorgehaltenen Waffen verhören US-Soldaten einen vermeintlichen Rebellen. Viele Bauern wechseln mehrmals die Lager, bekennen sich stets zu der Seite, von der gerade die größere Gefahr ausgeht – um irgendwie zu überleben

Obwohl die Vietcong-Kämpfer Kollaboration ächten, verdienen sich manche Bauern Geld, indem sie für die GIs kochen, waschen, sie mit Lebensmitteln versorgen. Für Annäherung sorgen diese Kontakte aber kaum



bringt wohl jede Aktion der Regierung der Befreiungsfront mehr Anhänger.

Deren Kader erlegen sich strenge Verhaltensregeln auf, Genügsamkeit, Ehrlichkeit, Achtung von Privatbesitz. In Sitzungen üben sie Selbstkritik. Jeden Einzelnen fordern die Anführer auf, über seine Stärken und Schwächen nachzudenken und öffentlich zu sprechen.

In Thuy Phuong reichen solche Ideale der Aufständischen meist, um die Menschen von ihren Zielen zu überzeugen. Funktioniert dies nicht, setzen die Kader der Front auch auf Angst und brutale Gewalt, köpfen ihre Kämpfer mitunter Dorfräte vor den Augen der Bevölkerung, entführen Regierungsanhänger und erschlagen sie oder begraben sie bei lebendigem Leib.

Schon kurz nach Gründung der Befreiungsfront stehen vermutlich rund drei Viertel aller Menschen in Thuy Phuong aufseiten der Rebellen; vielleicht die Hälfte unterstützt die Kämpfer aktiv, arbeitet ihnen zu als Boten und Späher, bastelt Fallen, gräbt Tunnel, zahlt Geld, je wohlhabender die Familie, desto höher die Beiträge. Wer kein Geld hat, gibt ein wenig ungekochten Reis.

Diejenigen, die zögern, die Aufständischen zu unterstützen, müssen den Druck aushalten, den Nachbarn, Freunde, Familien ausüben. Sie werden lächerlich gemacht, die Gerüchte, die über sie verbreitet werden, sind mindestens ebenso schlimm wie die über Anhänger der Regierung.

Manchmal greift die Front auch zu anderen Mitteln, lässt Männer von Bewaffneten aus ihren Häusern holen und in die Hügel westlich des Dorfes bringen, wo sich die Guerillakämpfer verstecken. Dort sagt man ihnen, dass sie hiermit der Front beigetreten seien.

In anderen Regionen hat die Bewegung bereits das Kommando übernommen, hat die Regierungsbeamten vertrieben oder ermordet, Land umverteilt, ein eigenes Steuersystem geschaffen, vor allem in den Bergen im Westen des Landes.

In vielen Gebieten sind die Dörfer umkämpft. Nur über die großen Städte und deren Umland

herrscht die Regierung noch weitgehend unangefochten.

Es gibt viele Menschen im Land, die in dieser Zeit, um 1964, den Sieg der Befreiungsfront nahe glauben, so überlegen scheinen ihre Kämpfer, so schwach und hilflos ist die Regierung. Bis US-Kampftruppen in diesen Krieg von Vietnamesen gegen Vietnamesen eingreifen.

Die ersten Amerikaner kommen 1965 nach Thuy Phuong. Sechs Kilometer südöstlich des Dorfes schlägt eine Kampfeinheit der Marines ihr Lager auf. Eine Abteilung vietnamesischer und amerikanischer Soldaten bezieht Quartier in einem Gebäude im Dorf selbst, das die Amerikaner an der Nationalstraße errichtet haben. Wenn es Nacht wird, beginnen sie zumeist ihre Patrouillen, die Kämpfer der Befreiungsfront aufspüren sollen und deren Unterstützer.

Überall um Thuy Phuong wird bald gekämpft. Über dem Dorf liegt das Dröhnen der Helikopter, die Soldaten in den Einsatz bringen, Verwundete und Gefangene ausfliegen. Manchmal schießen die GIs aus der Luft auf Menschen, die wenige Meter unter ihnen vor dem Lärm der Rotoren flüchten – wohl weil jeder, der davonläuft, sich verdächtig macht. Und weil die Soldaten ihre Erfolge in diesem Krieg ohne klare Fronten, ohne erkennbare Gebietsgewinne schon nach kurzer Zeit vor allem an der Zahl der Toten messen, die sie hinterlassen.

Fast täglich rollen nun die Konvois der Amerikaner auf der Nationalstraße durchs Dorf. Von den Ladeflächen der Lastwagen werfen Soldaten ihre Rationsdosen, die vor Einsätzen als Verpflegung an die Kampftruppen ausgegeben werden, auf Häuser, Hütten, Menschen, schnell und hart. Manche schießen auf Wasserbüffel, die zum wertvollsten Besitz vieler Familien gehören.

Sie tun es vermutlich aus schwelendem Hass gegen Menschen, von denen jeder zu ihren Feinden zählen könnte, vielleicht aber auch aus Frustration über einen Krieg, den sie nicht kämpfen wollen, oder aus schierer Langeweile.

Die Rebellen vervielfachen ihre Angriffe auf Amerikaner, vietnamesische Soldaten und Beamte. Es gibt nun immer mehr Heckenschützen, Hinterhalte, Sprengsätze. Die Guerilleros bauen ein

unterirdisches Labyrinth aus, in das sie nach ihren Aktionen flüchten. Es sind Tunnel, die mehrere Eingänge haben, sich meist über riesige Gebiete erstrecken und in denen die Kämpfer sich und ihre Waffen und Vorräte verstecken.

In Versammlungen, auf Flugblättern, im Radio rufen die Kader der Befreiungsfront die Menschen auf: „Vereint das Volk, wehrt euch gegen die Amerikaner, rettet die Nation.“

Sie verdammen die Feinde der Revolution: die Soldaten und Beamten, die in den Reihen der Regierung dienen. Die Front verspricht Land und Gerechtigkeit für die Armen, Glück und Frieden, ein besseres Leben, das allein der Sieg über die Fremden und die Regierung bringen kann. Auch die Regierung macht den Menschen Versprechungen für die Zeit nach einem Sieg über die Front.

Aber ihr gelingt es nicht wie den Widerstandskämpfern, die Menschen zu einen in Hoffnung und Hass. Es ist die ständig angefachte Wut gegen die Bedrohung von außen, die die Menschen in Thuy Phuong zusammenbringt.



Zudem sichern sich die Anhänger der Befreiungsfront durch konkrete Aktionen neue Gefolgsleute. So boykottieren sie einen Händler, der überteuerte Waren verkauft und enge Verbindungen zu Geldverleihern pflegt, bis er seine Preise senkt und die Geldverleiher ihre Zinssätze. Oder sie helfen der Witwe eines Regierungssoldaten und deren vier Kindern, mit Geld, mit Reis, eine Familie überlässt ihr ein Stück Land, Männer reparieren das Dach ihres Hauses.

Daher stehen in Thuy Phuong immer mehr Menschen aufseiten des Vietcong, wie die Befreiungsfront inzwischen genannt wird (der Name ist ein Kürzel und steht für „vietnamesische Kommu-

nisten“). Von denen, die zögern, sich zu einer Seite zu bekennen, versuchen manche, sich Zeit zu erkaufen, indem sie beiden Seiten Steuern zahlen, ihre Söhne auf beiden Seiten kämpfen lassen.

Wann immer sich das Machtgleichgewicht im Dorf deutlich verschiebt, sinkt die Zahl der Unentschlossenen, wechseln manchmal selbst bekennende Anhänger des anderen Lagers auf die Seite der Stärkeren.

Anfang 1968 scheint die Zeit gekommen, in der es sich entscheidet, wer der Stärkere ist in diesem Krieg.

In den letzten Januartagen des Jahres 1968 beginnen Bulldozer im Südwesten von Thuy Phuong den Boden für ein neues Hauptquartier der Amerikaner zu planieren. Sie reißen Bäume und Sträucher aus, machen das Land am Rand des Dorfes, wo der Friedhof liegt, flach und leer. Niemand, der sie aufhalten könnte in diesem Augenblick.

Aber von denen, die der Zerstörung zusehen in stummer Wut, wissen, ahnen manche, was die Front in diesen Tagen vorbereitet: eine Offensive, wie sie das Land noch nicht gesehen hat – die bis dahin größte dieses Kriegs. Zu Tet, dem Neujahrsfest, sollen ihre Kämpfer los schlagen, mitten in der Waffenruhe, die für die Festtage vereinbart ist. Die Offensive soll einen allgemeinen Aufstand im Land vorbereiten (siehe Seite 76).

Am Morgen des 31. Januar greift die Befreiungsfront an, in Städten und Dörfern im ganzen Land, mit Zehntausenden Kämpfern, unterstützt von nordvietnamesischen Truppen. In der ehemaligen Kaiserstadt Hue attackieren sie die alte Zitadelle. In Thuy Phuong werfen sie Sprengsätze auf die Häuser von Regierungsangestellten, schießen auf Truppen, auf fast jedes Militärfahrzeug, das sich durchs Dorf bewegt. Die Beamten und Soldaten der Regierung flüchten.

Der staatliche Radiosender bringt wenig Nachrichten und viel patriotische Musik. Die Befreiungsfront beschwört in ihren Übertragungen die Möglichkeit des Triumphs über die Aggressoren aus den Vereinigten Staaten von Amerika.

Nur Tage nach Beginn der Offensive schlagen Einheiten der Regierung

und der Amerikaner zurück. Rund um Thuy Phuon fallen Bomben. Nach einer Woche kommen die ersten US-Patrouillen wieder ins Dorf, und die Rebellen ziehen sich zurück, in ihre Häuser, in die Tunnel, in die Hügel. Überall im Land müssen sie ihre Schlacht verloren geben. So schwer sind ihre Verluste, dass die Tet-Offensive sie auf Jahre schwächen wird.

In Thuy Phuon bauen die Amerikaner ihren Stützpunkt weiter aus. Tonnen von Stacheldraht schließen sich um das Camp, eine Fläche von über 1270 Hektar – staubiges Land, auf dem kein Baum, kein Strauch mehr gedeiht, alles Grün getilgt mit chemischen Entlaubungsmitteln. Als wüchse hinter der Grenze ein neuer Kosmos heran, ein fremder Wüstenplanet.

Stählerne Aussichtstürme ragen in den Himmel und Bunker in die Erde. Soldaten bauen Straßen, Baracken, Kantinen, eine Kapelle, ein Kommandohauptquartier, gesichert mit Stapeln von Sandsäcken. „Welcome to Eagle Country“, verkündet ein Schild am Weg zum Hubschrauberlandeplatz.

Tausende Soldaten der 101st Airborne Division, der „Screaming Eagles“ genannten Luftlandedivision, ziehen in das Camp, zeitweise mehr, als das Dorf Einwohner zählt. Sie versorgen Artilleriestützpunkte in der ganzen Provinz mit Männern und Munition, liefern Vorräte und Ausrüstung für Bodenoperationen, bilden vietnamesische Soldaten aus und Neuankömmlinge aus den USA.

Ständig rollen ihre Konvois über die Nationalstraße, steigen ihre Helikopter in Staubstürmen in den Himmel über dem Dorf, durchkämmen ihre Patrouillen auf der Suche nach Kämpfern des Vietcong Thuy Phuon und die Nachbardörfer, bei Tag und Nacht. Im Schutz der Dunkelheit liegen GIs mit Sturmgewehren, Granatwerfern und Minen im Hinterhalt, die Gesichter mit schwarzer Tarnfarbe eingerieben, und warten auf Feinde, die sich Camp Eagle nähern.

Dem Grenzzaun zu nahe zu kommen kann für die Menschen von Thuy Phuon zum tödlichen Risiko werden.



Viele Dörfer werden von der US-Armee oder Vietcong-Kämpfern zerstört. Rund drei Millionen Menschen siedelt die Regierung bis 1967 um oder evakuiert sie in Flüchtlingslager – mehr als die Hälfte der Bauern Südvietnams

Im Dorf erzählen sie sich von dem Bauern, der mit einem Sohn die Gräber seiner Familie besuchen wollte, um sie zu pflegen, als neben ihnen Geschosse einschlugen. Oft prasseln Kugeln wie Regen auf das Dorf, die Amerikaner scheinen ins Nichts zu zielen. In der Dunkelheit feuern sie Leuchtmunition in die Luft, um den Boden zu erhellen, als stünden sie ständig unter Angriff.

Manchmal zieht Tränengas in beißenden Schwaden ins Dorf, macht die Menschen blind und würgt sie im Hals. Oder es lodert eine Wand aus Feuer um das Camp, wenn eine der mit Brandmittel gefüllten und entlang des Zauns eingegraben Minen explodiert.

In Thuy Phuon schickt die US-Armee ihre Patrouillen vor allem in die Ansiedlungen in den Reisfeldern, wo die meisten Bewohner die Front unterstützen. Sie suchen nach Verdächtigen und Waffen, beschlagnahmen Reis und Vorräte, zerstören Tunnel der Guerilla, verhaften und töten Menschen, von denen manche zu den Aufständischen gehören und manche nicht. Viele Familien ver-

lassen ihre Häuser in den Weilern und ziehen in die Mitte des Dorfs.

Camp Eagle schwächt die Befreiungsfront in Thuy Phuon. Einige ihrer Kader und Kämpfer werden getötet oder gefangen genommen, etliche der Verbliebenen ziehen sich in den Dschungel zurück. Ihre Angriffe werden seltener und schwächer. Viele im Dorf beginnen nun die Mitglieder der Front zu meiden, entziehen ihnen die Unterstützung, auch wenn sie ihre Überzeugungen teilen. Immer mehr wollen sich in diesem Krieg zu keiner Seite mehr bekennen.

Und viele wollen für die Amerikaner arbeiten, gegen alle Forderungen der Front, denn immerhin zahlt die US-Armee so viel, wie ein Arbeiter in der nahen Großstadt Hue verdient.

Am Ende sind es aber nur ein paar Dutzend Menschen aus Thuy Phuon, die Beschäftigung finden auf der Basis. Für die GIs sind Arbeiter aus der Nachbarschaft des Camps ein Sicherheitsrisiko, denn besser noch als Beschäftigte von anderswo könnte jeder von ihnen den Stützpunkt auskundschaften für Angrif-

fe der Guerilla. Trotzdem warten jeden Morgen auch Dorfbewohner in der Menge vor dem Haupttor des Camps darauf, dass die Soldaten unter Hunderten ihre Arbeiter für den Tag auswählen.



Es sind niedere Jobs, die die Soldaten zu vergeben haben, aber die Wartenden reißen sich darum: Hilfsjobs in der Wäscherei des Camps, die von Koreanern betrieben wird, in den Kantinen oder in der Verkaufsstelle. Gräben schaufeln. Papier aufsammeln und Müll. Die Fäkalien aus den Latrinen entsorgen.

Auf dem Gelände südlich des Camps, wo Lastwagen den Abfall abladen, wühlen jeden Tag ein Dutzend Kinder und Frauen im Müll der Amerikaner: nach Essen, Kleidung, Verpackungen aus Pappe und Metall. Manchmal klettern Kinder auf die Wagen, die ihre Ladung abkippen, und werden darunter begraben.

Den Bauern von Thuy Phuong erscheint Camp Eagle wie eine andere Welt – lauter, greller, schneller. Filmvorführungen, Barbecues und Bühnenshows auf dem Gelände unterhalten die Soldaten sowie ein eigener TV-Sender.

Am Weihnachtstag 1969 bringt der Entertainer Bob Hope seine Show ins Camp; eine Big Band, Miss World sowie der Astronaut Neil Armstrong treten vor mehr als 18 000 Zuschauern auf.

Abgesehen von Einsätzen und Patrouillen ist Thuy Phuong für die Soldaten verbotenes Gebiet. Aber sie verstößen oft gegen die Regeln, und so siedeln sich kleine Läden entlang der Straße zum Camp an, die Geld wechseln, Soft-

drinks verkaufen und Bier, Marihuana und andere Drogen.

Manche Familien waschen Wäsche für die Amerikaner, auf den Dächern ihrer Häuser trocknen Uniformen und Unterwäsche. Ein Regierungssoldat versorgt die Soldaten mit Prostituierten. Zuweilen kommen die GIs aber auch mit Wohltaten ins Dorf. Dann bauen sie Klassenzimmer und Brunnen, schicken Ärzte, verteilen Essen und Kleider, Geschenke an vietnamesischen Feiertagen.

Überall in Südvietnam finanzieren die USA Programme, die den Bauern das Leben erleichtern sollen. Aber die Menschen in Thuy Phuong trauen den Plänen nicht. Denn jeder weiß, dass der Dorfrat Hilfgelder unterschlägt, wenn der Markt instandgesetzt wird, eine Brücke, die Krankenstation. Und wann immer Brunnen gegraben werden, liegen sie in der Nähe jener Häuser, in denen Ratsmitglieder wohnen, wann immer Kanäle ausgehoben werden, bringen sie Wasser auf deren Reisfelder.

Als die Amerikaner 1970 dem Dorf einen Traktor übergeben, entscheidet der Rat, dass eines seiner Mitglieder, ein Großgrundbesitzer, Hüter der Maschine werden soll. Fünf der ärmsten Männer im Dorf, die seine Felder bis dahin bewirtschaftet haben, verlieren daraufhin ihre Arbeit. Und der Großgrundbesitzer verleiht den Traktor an andere, die ihrerseits Löhne sparen und Arbeiter entlassen.

Die verbliebenen Kader der Befreiungsfront bestärken die Menschen in ihrem Misstrauen gegen die Programme – selbst gegen die lang ersehnte Landreform, die das Kabinett des neuen Präsidenten Nguyen Van Thieu im Frühjahr 1970 beschlossen hat. Die sieht vor, jenen, die das Land bestellen, nun auch das Besitzrecht zuzusprechen.

Kein Bauer soll mehr nur Pächter sein auf dem Acker, den er bearbeitet, auch alle Reisfelder, die dem Staat oder den Dörfern gehören, sollen nun an diejenigen fallen, die dort pflügen, säen, ernten.

Statt wie bislang 100 Hektar dürfen Großgrundbesitzer zudem



GIs warten neben einem Flugzeugwrack auf ihren Abtransport. Bald geben die Amerikaner auch ihr Camp in Thuy Phuong auf. Für die Bauern des Ortes aber wird der Krieg noch Jahre andauern

THUY PHUONG



Das Dorf Thuy Phuong liegt in Südvietnam, rund 100 Kilometer von der Grenze zum kommunistischen Norden des Landes entfernt – und unweit der Stadt Hue, in der bis 1945 der Kaiser residierte

nur noch höchstens 15 besitzen, für ihre Verluste werden sie entschädigt. In den Gebieten, in denen die Front das Land bereits umverteilt hat, bestätigt das Gesetz die neuen Eigentümer.

Aber dem südvietnamesischen Regime gelingt es selbst mit dieser Reform nicht, alle Bauern auf ihre Seite zu bringen. Auch weil die Kader der Front den Menschen erklären, dass man einem Dieb, der gestohlenen Land zurückgibt, keine Dankbarkeit schuldet.

Gleichzeitig rüstet die Regierung auf. Überall beginnen ihre Truppen, die Amerikaner abzulösen, die sich nach und nach aus Vietnam zurückziehen.

Die meisten jungen Männer von Thuy Phuong werden zum Militärdienst eingezogen, weil ihnen das Geld fehlt, um sich freizukaufen, so wie die Söhne der reichsten Familien des Dorfs. Doch viele Regierungssoldaten setzen sich alle paar Wochen ab, kehren in ihre Heimatorte zurück und verstecken sich für einige Tage bei ihren Familien.

Auch in den Dörfern lässt die Regierung aufrüsten. Überall auf dem Land

zwingen die Behörden die Menschen, Selbstverteidigungseinheiten beizutreten, denen sie Waffen und eine kurze Ausbildung geben und die Sicherung ihrer Gemeinden überlassen. Mehr als 2000 Mitglieder hat die Einheit am Ende in Thuy Phuong, darunter auch Frauen, Alte, Jugendliche. Doch nur wenige Hundert von ihnen wären fähig zum Kampf.

Fast auf den Tag genau vier Jahre nachdem ihre Bulldozer ins Dorf gekommen sind, am 17. Januar 1972, übergibt die 101st Airborne Division das Camp Eagle an eine Einheit der Regierung, alle Gebäude sind mit Brettern vernagelt. Wenig später beginnen die südvietnamesischen Soldaten ihren Beutezug: Zu Fuß, auf Motorrädern, mit Jeeps oder Lastwagen bringen sie weg, was sie verkaufen können, ganze Dächer, Leuchten, Vorräte.

Die Amerikaner ziehen ab, den Krieg aber lassen sie da: die Kämpfe rund um Thuy Phuong, die Durchsuchungen, Festnahmen, Verhöre, die Überfälle der Rebellen.

Im Dorf nimmt die heimliche Unterstützung für die Befreiungsfront wieder zu. Und die Aufständischen warten, bis ihre Zeit gekommen ist.

Mit Beginn des Jahres 1975 schlagen sie los, in einer neuen Offensive. In den ersten Märztagen fallen Granaten auf das einstige Camp der Amerikaner.

Vietcong-Rebellen, verstärkt von nordvietnamesischen Soldaten, überfallen die Weiler in den Reisfeldern sowie zwei Nachbardörfer, die Regierung schlägt mit Helikoptern und Fallschirmjägern zurück.

Im Dorf liegt zwei Tage lang die Leiche eines Mannes, den Soldaten erschossen haben, auf dem nassen Asphalt der Nationalstraße, die Füße mit einem Seil gefesselt, vielleicht ein Aufständischer, vielleicht nicht. Der Anblick soll den Menschen vermutlich Angst einjagen, in diesen Tagen, in denen sie beginnen, an den Sieg der Front zu glauben.

Rund um Hue rücken nun nordvietnamesische Truppen und Rebellen vor, reihen sich zugleich Regierungssoldaten und Beamte in den Strom Hunderttausender Flüchtlinge, fliehen in Taxis, Bussen, Jeeps, auf Motorrollern

und Fahrrädern, zu Fuß, mit ihren Habseligkeiten in Karren und Körben.

All jene, die in Thuy Phuong aufseiten der Regierung stehen, Beamte, Polizisten, Großgrundbesitzer, reiche Händler, packen ihre Sachen. Nachbarn sitzen vor ihren Häusern und verfolgen die Fluchtvorbereitungen.

In den letzten Märztagen stehen Kämpfer der Befreiungsfront am Rand der Nationalstraße und winken Soldaten der Regierungstruppen zu, die ihre Uniformen wegwerfen und in ihre Heimatdörfer laufen. Anschließend kommen die Panzer der Nordvietnamesen, die auf der Nationalstraße in Richtung Hue rollen. Am 26. März weht über der Zitadelle der ehemaligen Kaiserstadt eine neue Flagge.

Für Thuy Phuong ist der Krieg damit beendet.

Im Westen des Dorfes, wo das Land sich in sanften, sandigen Hügeln wellt, steht am Fuße eines Banyanbaums ein kastenkleiner Schrein aus Holz und Beton, dem Geist des Baumes geweiht.

Eine winzige Glaslampe brennt darin, immer und ewig. Nie dürfe ihre Flamme verlöschen, sagt die alte Frau aus der Nachbarschaft, die den Schrein jeden Tag besucht, um die Blätter aufzusammeln, die rund um das Heiligtum gefallen sind, jede Woche, um Öl in die Lampe zu gießen. Wenn die Flamme erlösche, komme Unglück über das Dorf.

All die Jahre hat die Flamme gebrannt, doch das Unglück ist trotzdem gekommen. Aber vielleicht ist es wie mit dem Bambus, der sich dem Wind beugen muss, um zu bestehen: Immerhin hat das Dorf überlebt. ●

Constanze Kindel, Jg. 1979, schreibt häufig für GEOEPOCHE. Die Schilderungen über Thuy Phuong basieren auf den Recherchen des Amerikaners James W. Trullinger, der von 1969 bis 1972 für die Entwicklungsbehörde USAID in Vietnam war und 1974 noch einmal für eine soziologische Studie über die Kriegsjahre im umkämpften Dorf Thuy Phuong zurückkehrte. Trullinger hielt sich von November 1974 bis Ende März 1975 in der Siedlung auf, führte Gespräche und Interviews mit über 100 Einwohnern und verließ den Ort erst kurz vor Einzug der nordvietnamesischen Truppen.

Leben in der Blase

Kinos, Supermärkte, Go-Kart-Bahnen: Die US-Militärbasen gleichen amerikanischen Städten, mitten in einem vom Krieg verwüsteten Land. 1969 stehen nicht einmal 15 Prozent der Soldaten an der Front, doch die Stimmung ist schlechter denn je. Viele GIs nehmen Drogen – und manche versuchen, ihre Offiziere zu töten — Text: JÖRG-UWE ALBIG



Connie Stevens singt vor 20 000 GIs: Seit Kriegsbeginn organisiert die US-Armee Shows für die in Vietnam stationierten Truppen

D

Die Stadt könnte Fargo heißen, South Bend oder Wichita Falls. Ein Ort mit 60 000 Einwohnern, gepflegten Rasenflächen und drei Buslinien, die viertelstündlich verkehren. Es gibt ein Einkaufszentrum mit Supermärkten und zwei Geschenke-Shops, einem Ledergeschäft, einem Optiker und einer Werkstatt für handgefertigte Möbel. Es gibt zwölf Schwimmbäder, 81 Basketballfelder und sechs Tennisplätze; es gibt Partyzonen, Grillplätze und ein Amphitheater. Es gibt Freilichtkinos, einen Schönheitssalon und 40 Nachtclubs. Es gibt eine Go-Kart-Bahn mit Boxen und Haarnadelkurven, und es gibt ein Bordell.

Das Essen könnte aus dem Mittleren Westen stammen: Hamburger und Maiskolben, *french fries* und *cherry pie*. Das Gemüse kommt mit Schiffen aus Japan, Australien oder von den Feldern Kaliforniens. Jeden Tag liefert „Uncle Jimmie’s Donut Shop“ 7000 Zuckerkringel, und gut 40 Fabriken fertigen Eiscreme in zwölf Geschmacksrichtungen.

Die Stadt könnte Wilmington heißen, Flint oder Centennial. Doch sie heißt Long Binh und ist eine Militärbasis etwas nördlich von Saigon. Das Amerika, das sie ihren Einwohnern vorgaukelt, ist ein Trugbild, eine Halluzination – eine Fata Morgana im tropischen Flimmern Südostasiens, ein surreales Stück Heimat, eine unwirkliche Komfortzone, mitten im wirklichen Krieg.

Die Amerikaner in Vietnam: Das sind nur zum Teil Napalm, Hubschrauber und Märsche im Dschungel. Vor allem sind es Supermärkte, Produktionsstätten, Amtsstuben und Dienstleistungsbetriebe – eine wahre Planwirtschaft, die drittgrößte der Welt nach China und der Sowjetunion.

Denn die gewaltige Mehrheit der US-Streitkräfte bedient den Krieg aus dem Hintergrund der Etappe, kennt den Kampf nur aus der Ferne. Und seit Präsident Nixon 1969 die „Vietnamisierung“ des Krieges angeordnet hat, ist der Anteil dieser Handwerk- und Schreibkraft-Truppe noch einmal gewachsen.

Den wirklichen Krieg überlässt Amerika seither Stück für Stück den Soldaten Südvietnams. Dafür rüstet es die Armee des Staatschefs Nguyen Van Thieu mit Gewehren und Granatwerfern auf, mit Helikoptern, Schiffen und Kampfflugzeugen. Südvietnams Truppenstärke wächst von 850 000 Mann auf über eine Million – mehr als ein Drittel aller jungen Männer zwischen 18 und 35. Und Saigons Luftwaffe wird binnen weniger Jahre zur viertgrößten der Welt.

Dafür verlassen Amerikas Krieger nach und nach das Land – im Frühjahr 1972 werden es gerade noch 95 000 sein. Und statt eines knappen Siebtels dienen dann nur noch rund sechs Prozent in kämpfenden Einheiten. Und so vollzieht sich der Alltag der US-Truppen, je länger der Krieg andauert, immer stärker im Abseits der Geschichte; in künstlichen Städten wie Long Binh.

Von Beginn an hat dieser Krieg etwas Verschwommenes gehabt, eine seltsame Unschärfe. Die Front war nicht zu erkennen, der Gegner meist unsichtbar, versteckt im Unterholz, getarnt zwischen

Bauern; ein allgegenwärtiges Phantom, das aus dem Nichts zuschlug. Selbst die Verbündeten waren undurchschaubar, ihre Sprache, Mimik und Absichten kaum zu entziffern. Und die Bemessung des militärischen Erfolgs nach dem *body count*, der schieren Zahl getöteter Menschen, hat den Krieg zu einer Frage der Statistik gemacht, zur abstrakten Arithmetik des Todes.

So hat auch das Land seine Wirklichkeit verloren. Ist zur phantasmagorischen Blase geworden: zu einem Reich „außerhalb der verdammten Welt“, wie ein GI sich erinnern wird. „The world“ – so nennen die Soldaten alles, was jenseits dieser Blase liegt. Ihr Innenraum aber heißt: „the Nam“.

The Nam: Das ist kein Territorium, sondern, so die US-Historikerin Meredith Lair, ein „soziales und psychologisches Konstrukt“. Ein Land als Seelenraum. Ein Niemandsland zwischen Frieden und Krieg, in dem allmählich jede Orientierung schwinden muss.

Ist es da ein Wunder, dass manche der Kämpfer das Geschehen mit Musik unterlegen wie einen Spielfilm? Dass bisweilen Panzer zu den Tonbandklängen von „Let It Be“ rollen, wie ein Fotograf berichtet, und Steppenwolfs „Monster“ das Sperrfeuer der Artillerie untermalt? Dass manche das Schlachten zum ästhetischen Erlebnis umdichten, von den „strahlenden weißen Federn“ einer Phosphor-Explosion schwärmen oder von den aufsteigenden Leuchtspuren der feindlichen Flak?

Doch nun, im Zuge der „Vietnamisierung“, kämpfen die GIs fast alle nicht mehr an der Front, sondern fahren Lastwagen und verschreiben Tabletten, reparieren Maschinengewehre, Duschen und Kühlschränke, bauen Straßen, Häfen und Flugfelder. Sie kochen, schlachten und backen, füllen Regale auf, servieren in Bars und Eisdielen.

Vor allem aber arbeiten sie an Schreibtischen: als Stenographen, Gerichtsdiener und Postverteiler, als Sachbearbeiter für Verwaltung und Personal, für Proviant und Finanzen. Unter Neonlicht, zwischen Aktenschränken und „Charlie Brown“-Comics an der Wand legen sie Statistiken über *body counts* und erbeutete Waffen an, organisieren Ehrungen für die Gefallenen – immer in polierten Stiefeln und makelloser grüner Kluft, die dank der üppigen Verpflegung oft schon über dem Bauch spannt.

Sie schlagen keine Feinde tot, sondern die Zeit. Manche brühen, um Minuten zu schinden, in halbstündigen Ritualen Kaffee auf oder lesen die „Encyclopedia Britannica“ oder liefern sich „Faulenzer-Wettbewerbe“, bei denen verliert, wer als Erster einen Finger rührt.

Vom Krieg erfahren sie nur aus Armeezeitschriften oder über Radio- und Fernsehprogramme, die oft per Seekabel vom Armeesender in Los Angeles kommen. Da aktuelle Gemetzel fehlen, tun es auch die Schlachten von gestern: Besonders beliebt ist bei den Truppen die TV-Weltkriegsserie „Combat“.

Das Leben draußen, in der grünen Hölle, wo jetzt weitaus weniger Frontkämpfer ihr Leben riskieren, gibt es für die meisten GIs nun nur noch als Themenpark – etwa im „Nature of the War“-Museum, einer Ausstellung über das „Wesen des Krieges“ in Long Binh. Dort können sie sich vor der nachgebauten Hütte eines

Vietcong-Dorfs fotografieren lassen, komplett mit strohgedecktem Buddha-Tempel, Leimbunker und Heu-Versteck, mit unterirdischen Gängen, Minen und Grubenfallen aus angespitzten Bambusstöcken.

Oder sie kaufen auf dem Schwarzmarkt, für 25 Dollar das Stück, eine der angeblich in der Schlacht erbeuteten Vietcong-Flaggen, die natürlich gefälscht

**Drogen sind
in Vietnam
viel billiger
als daheim**

sind: Green-Beret-Elitesoldaten lassen sie zu Hunderten von Vietnamesinnen nähern und dann mit Schlamm und Hühnerblut zur Kriegstrophäe veredeln.

Der Horror als Simulation: Das ist ein Symbol für diesen Krieg nach Jahren seines Tobens. Es ist ein Krieg, dem die militärischen Ziele abhanden gekommen sind. Ein Krieg, der sich selbst auffrisst – und zugleich nur noch um sein eigenes Überleben kämpft. Ein Krieg, der zur „Agonie“ geworden ist, wie es Henry Kissinger, der Sicherheitsberater des US-Präsidenten, später notiert.

ausbrechen auslebt. Ein Zerrissener, der Angriffsbefehle bei neoklassizistischer Musik in verdunkelten Zimmern ausbrütet – und dann wieder wild um sich schlägt: „Also“, brüllt er dann und trommelt auf den Tisch, „fickt die Wichser.“

Mitunter stöhnt dann selbst sein loyaler Sicherheitsberater Kissinger: „Wir haben einen Verrückten am Hals.“

Als Mann des Friedens ist Nixon angetreten: Binnen sechs Monaten werde er den Krieg beenden, hat er im Wahlkampf angekündigt. Von einem „siegreichen“ Frieden hat er sich da bereits

de, warum die USA trotz aller Rückschläge noch immer in Vietnam kämpfen, soll er einmal, wie ein US-Historiker kolportiert, den Hosenstall geöffnet und erklärt haben: „Deshalb.“

Nixon aber erhebt das Irrationale zur Strategie. Vor Vertrauten beschreibt er sein Kalkül als *madman theory*, als „Theorie des Verrückten“: Es gehe darum, unberechenbar zu erscheinen. Der Gegner soll glauben, man sei buchstäblich zu jedem Irrsinn bereit.

Es ist ein Theater des Wahns, das Nixon in immer hemmungsloseren Bombenangriffen inszeniert. Entscheidend ist, keine Rücksicht zu nehmen, weder auf die Zivilisten, die es treffen könnte, noch auf die Bedenken der eigenen Amtsträger, die Nixon als „unmögliche Schwuchtel“ beschimpft: „Einfach losbomben“, so sein pragmatisches Motto, „und wir sparen uns den Streit.“

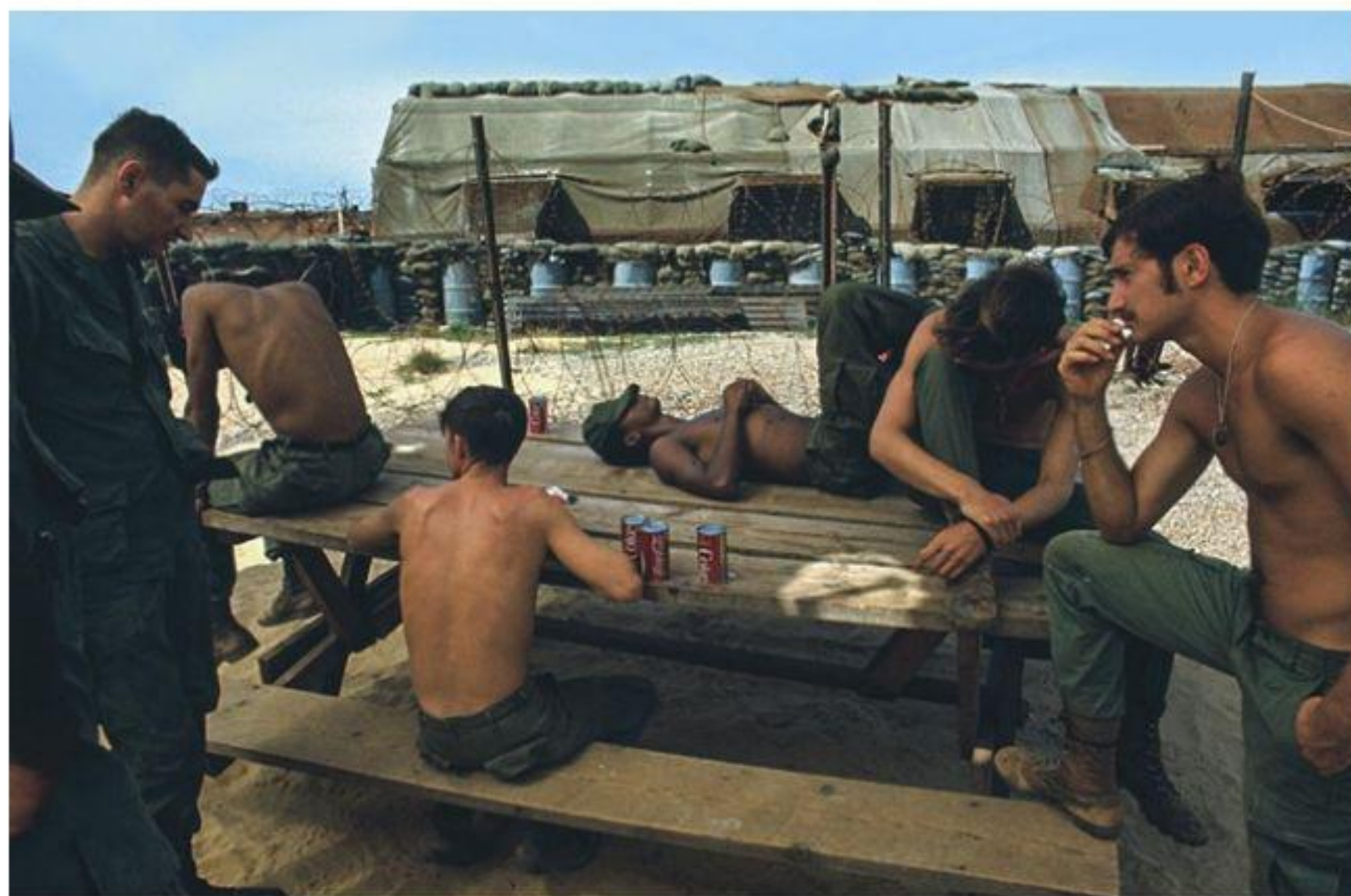
So befiehlt er im Februar 1969, gegen den Rat von Verteidigungsminister Melvin Laird und Außenminister William Rogers, die Bombardierung von Kambodscha, wo der Vietcong ein Hauptquartier unterhalten soll.

In 14 Monaten fliegen US-Bomber 3875 Angriffe. Doch das Hauptquartier bleibt unentdeckt. Auch den Dschungelpfaden, auf denen die Nordvietnamesen Waffen und Versorgungsgüter transportieren, können die Bomben wenig anhaben. Stattdessen treiben sie den Vietcong ins Landesinnere, wo er für weit gefährlichere Unruhe sorgt (siehe Seite 142).

Dennoch schickt Nixon in immer kürzeren Abständen seine Bomber los – nicht nur über Kambodscha, sondern auch über Südvietnam, wo sich 1969 die Zahl der Bombenflüge im Vergleich zu 1967 verdreifacht, und über das (eigentlich neutrale) Nachbarland Laos.

Längst scheint es nicht mehr um strategische Ziele zu gehen, sondern um eine Lektion in Wahnwitz – die, wie Kissinger erklärt, Amerikas Verhandlungsposition stärken soll. „Sie werden sagen: ‚Dieser Kerl wird jetzt irrational, lasst uns lieber mit ihm einig werden‘.“

Und während der Präsident dem Feind mit Bombenschlägen seine Unberechenbarkeit demonstriert, wird auch für die GIs der Krieg immer weniger fassbar. Dies ist, so schwant vielen längst,



Und wie die Agonie eines Menschen, so hat auch dieser Todeskampf seine Phasen: Zeiten der Schwäche und des Aufbäumens, Wechsel von Passivität und Aggression. Und jenen schleichen den Abschied von der Wirklichkeit, der Halluzinationen gebiert.

Niemand verkörpert diesen Realitätsverlust so getreu wie der US-Präsident Richard Milhous Nixon, am 5. November 1968 mit 43,5 Prozent der Stimmen gewählt. Ein labiler Politiker, gebeutelt von Unsicherheit, Misstrauen, Machtgier und Wut. Ein ungeliebtes Kind aus kleinen Verhältnissen; ein paranoider Charakter, der Juden, Kommunisten und Schwarze hasst und seinen Grimm in Alkoholräuschen und Wut-

Weißer GIs verbringen ihre Freizeit meist unter sich. Afroamerikaner müssen rassistische Parolen ertragen, sind in vielen Bars unerwünscht – und oft kommt es zu Schlägereien zwischen beiden Gruppen

verabschiedet – doch ein „ehrenhafter“ Friede müsse es schon sein.

Es geht nur noch um die Wahrung des Gesichts, das mannhafte Durchhalten auf verlorenem Posten. „Nichts fürchtete er mehr“, wird sich Kissinger erinnern, „als schwach zu erscheinen.“

Schon Nixons Vorgänger Lyndon B. Johnson hat den Erfolg in Indochina gewissermaßen als Problem der Potenz begriffen: Auf die Frage in kleiner Run-

kein heldenhafter Kampf für die Freiheit, in dem sich ein ehrlicher amerikanischer Junge bewähren kann. Zwar führt die „Vietnamisierung“ dazu, dass weniger GIs sterben: Die Zahl der Gefallenen sinkt von 4200 im Jahr 1970 auf 1300 im Jahr darauf. Der Sinn des Einsatzes aber, schon von Beginn an nur vage erkennbar, schwindet zusehends vor den Augen der Soldaten dahin. Sie fühlen sich als Nachhut, deren Tage gezählt sind – und als Platzhalter in einem Feldzug, der an den Sieg nicht mehr glaubt.

„In der US Army erfahrt ihr, was es bedeutet, sich wie ein Mann zu fühlen“, hat ihnen ein Werbeslogan der Truppe versprochen – in der Dienstleistungsarmee von „the Nam“ sehen sie sich nun zu Putzfrauen degradiert.

Ihr Leben in der Etappe ist eingezwängt in das tägliche Einerlei läppischer Pflichten, in die Monotonie der Aufsteh-, Arbeits- und Essenszeiten, zwischen den Stiefelappell am Morgen und das Bier und das Fernsehprogramm am Abend. In die „kleinlichen Belästigungen einer Organisation, die wenig zu tun hat und zu viele Leute dafür“, wie ein Fotoreporter berichtet, der den Alltag in den Militärbasen dokumentiert.

„This place“, erklärt ein enttäuschter Neuankömmling, „just isn't John Wayne.“

Viele versuchen verzweifelt, ihr Selbstbild als Kämpfer zu retten. Sorgsam ramponieren sie ihre Stiefel, damit sie aussehen wie in Dschungelmärschen zerschissen, weigern sich, abgewetzte Uniformhosen durch frische zu ersetzen. Lassen sich, wenn die Arbeit als Bademeister getan ist, in ungelungenen Kriegerposen fotografieren, die Maschinenpistole im Schoß – „um die Mädchen zu Hause zu beeindrucken“, wie einer der Möchtegern-Fighter offenherzig bekennt.

Andere flüchten sich in den Spott. Nähen sich Abzeichen auf die Uniform, auf denen zwei große runde Ohren über einer Schwertschneide schweben – Feldzeichen jenes „Mickymaus-Krieges“, als der ihnen das Geschehen erscheint. Oder sie gravieren sich die berühmten vier U's auf Stahlhelme und Feuerzeuge: „Wir

sind die Unwilligen“, heißt das, „geführt von den Unqualifizierten, um für die Undankbaren das Unnötige zu tun.“

„Sie sind nicht nur verbittert“, fasst 1971 ein General die Stimmung zusammen. „Sie sind auch gelangweilt.“

Mit einer Freizeitoffensive, die in der Kriegsgeschichte ohne Beispiel ist,

mittags im Schwimmbad des „Club Nautique“, wetten nachmittags auf der Pferderennbahn, spielen abends Billard im „Hotel Victoria“.

Sie schlemmen im „Brodard“, im „La Pagode“ oder in den schwimmenden Restaurants auf dem Saigonfluss. Nehmen den Sundowner auf der Terrasse des



Eine fast unwirkliche Erinnerung an die Heimat: Soldaten lassen sich mit Darstellerinnen des Musicals »Hello, Dolly!« fotografieren

versucht die Armeeführung, die Leere zu füllen. Wenn schon nicht militärisch, so soll sich der Einsatz wenigstens touristisch lohnen. Handbücher der Truppe verklären den Kriegsschauplatz zum Fernwehziel, schwärmen vom „geschäftigen Treiben“ Saigons, den Kähnen auf dem Parfümfluss und den Königsgräbern bei Hue, empfehlen „Sightseeing“ in den Bergen von Da Lat. Animatoren organisieren „Kulturtouren“ zu Tempeln und Kirchen, bieten Angel-Kreuzfahrten an, mit Dinner und Kinoprogramm.

Und so bummeln die Soldaten eben durch Saigon, das „Paris des Ostens“, mit seiner französischen Architektur, seinen Parks und seinen breiten, von Baumkronen überwölbten Alleen.

Sie gondeln auf Rikschas durch das Gewühl der Lkw, Jeeps und Fahrradherden, durch das Spalier der Straßenjungen, die Geld wechseln, Marihuana und schlüpfrige Fotos verkaufen, durch die Weihrauchschwaden aus den Kirchen und den Glockenklänge aus buddhistischen Tempeln. Sie fahren sonntagmorgens Wasserski auf dem Fluss, planschen



„Hotel Continental“, auf dem Dach des „Caravelle“ oder in den Bars und Bordellen an der Tu-Do-Straße zwischen Kathedrale und Ufer, wo die Animierdamen sich gefärbtes Wasser als „Saigon Tea“ spendieren lassen und vietnamesische Country-and-Western-Bands „Green, Green Grass of Home“ spielen.

Oder sie verziehen sich, falls sie schwarz sind und daher an den Trinkplätzen der Weißen unerwünscht, in die Rhythm-’n’-Blues-Schuppen an der Trinh-Minh-Straße, der „Soul Alley“.

Für den Kurzurlaub zwischendurch stehen im ganzen Land Ferienanlagen bereit, mit Sehnsuchtsnamen wie „Waikiki East“. Eigene Baderesorts der Streitkräfte locken mit Hotels, palmenumkränzten Pools und Busausflügen, mit seidigen Stränden, an denen die Soldaten surfen und segeln, schnorcheln und Wasserski fahren – und bisweilen sogar echte Kriegsereignisse aus sicherer Entfernung als entrücktes Schauspiel verfolgen können:

„Es war wie zu Hause im Autokino“, staunt ein sonnenbadender Soldat nach einem Helikopterabschuss am Horizont. „Ich fragte mich, was sie wohl morgen spielen würden.“

Höhepunkt des Kriegs-Tourismus aber ist die Fernreise nach Übersee, die jedem Soldaten im Lauf seiner einjährigen Dienstzeit zusteht – zu Traumzielen wie Bangkok, Taipei oder Hawaii. Eine Flucht, die mit zunehmender Kriegsdauer immer mehr GIs begierig ergreifen: Von 1969 bis 1971 steigt der Durchlauf in den Unterkünften am Flugfeld des armeeeigenen Touristikzentrums „Camp Alpha“ auf das Vierfache.

Doch mehr als gestaute Reiselust ist es das Heimweh, das an der Moral nagt.

Ein Kriegsschiff wird zur Bühne eines Komikers: Bob Hope – begleitet von der Schauspielerin Carroll Baker – bei einem Auftritt vor 2500 Seeleuten auf einem Flugzeugträger

Und da die Männer nicht nach Hause dürfen, bringt die Armee eben das Zuhause zu ihnen: Stars aus Amerikas Traumfabriken schweben in Militärflugzeugen vom Himmel, bringen Glamour in die Amphitheater der Basen oder auf improvisierte Bühnen im Dschungel.

Der Komiker Bob Hope kommt zu Besuch, den Golfschläger unter dem Arm; die Popsängerin Nancy Sinatra singt von Stiefeln, die zum Marschieren gemacht sind („These Boots Are Made for Walking“). Leinwandhelden wie John Wayne, Footballstars und Ausklappschönheiten aus dem „Playboy“ gehen auf *handshake tour*, verteilen Autogramme und posieren für Fotos.

Kettenbehängt, in Karohosen und Glitzerhemd, umwirbelt von Gogo-Girls in Miniröcken und Hotpants, tanzt der Entertainer Sammy Davis Jr. vor GIs. Oder schwebt mit dem Hubschrauber ein, um im Kreis kauender Soldaten auf der roten Erde eines Dschungellagers a cappella Hits zum Besten zu geben.

Die Mehrzahl der Unterhalter sind freilich keine Stars, sondern Newcomer, die für zehn Dollar am Tag plus 150 Dollar Wochengehalt in Vietnam ihre Künste zeigen – und sich nicht zu schade sind, den Sound der Bassgitarre mit dem Mund nachzumachen, wenn der Strom mal wieder ausfällt.

Genau 5559 Shows stellen die Truppenbespaßer von den „United Service Organizations“ während des Krieges auf die Beine – und derart verlässlich hämmert ihr Entertainment-Dauerfeuer, dass das Publikum an den größeren Standorten weniger prominente Talente oft nur noch mit einem Gähnen empfängt.

Denn so unermüdlich die Spektakelmaschine auch rotiert: Den Sinnverlust kann sie nicht ausgleichen. Den Armee-Werbeslogan „Fun, Travel and Adventure“, abgekürzt FTA, buchstabieren die GIs bald in „Fuck the Army“ um.

Und aus den Stereoanlagen dröhnt in Dauerrotation der Hit der Animals: „We Gotta Get out of This Place“ – wir müssen hier raus.

Dabei ist seit Nixons „Vietnamisierung“ der Song längst offizielle Politik: 1970 zieht die US-Armee weitere 175 000 Soldaten ab. Am Bodenkrieg nehmen Amerikaner nur noch begleitend teil –



etwa im April 1970, als sie gemeinsam mit Truppen Saigons in Kambodscha einmarschieren, um erneut Nachschublinien des Vietcong zu attackieren. Doch Südvietnams Armee ist ein wenig effizienter Mitstreiter. Korruption und Vetternwirtschaft lähmen ihre Schlagkraft; der Hass der Bevölkerung und das Misstrauen der politischen Führung, die ständig in Angst vor einem Militärputsch lebt, machen ihr das Leben schwer.

Und so scheitert auch diese Attacke. Erneut gelingt es nicht, das Vietcong-Hauptquartier aufzustöbern – und die eroberten Gebiete lassen sich nicht halten ohne dauerhafte Präsenz.

Dafür sind nach Ende der Invasion 344 GIs und 818 südvietnamesische Soldaten gefallen und 130 000 Kambodschaner auf der Flucht.

Ein Fiasko – das für Nixon, wie sein Stabschef später urteilen wird, den „Beginn seiner Abwärtsfahrt“ einleitet. Der US-Kongress beschließt nun ein Verbot amerikanischer Bodeneinsätze in Laos. So hat Südvietnams Armee, die auf eigene Faust in das Nachbarland einmarschieren soll, um dort nordvietnamesische Stellungen aufzuspüren, keine Chance: Sinnlose Kommandos, strategische Fehler und mangelnde Moral machen den Feldzug zum Desaster.

In der laotischen Stadt Tchepone geraten die südvietnamesischen Soldaten unter Beschuss dort aktiver kommunistischer Kämpfer und treten den Rückzug an. US-Hubschrauber müssen eingreifen, um sie zu retten: Manche der überforderten Soldaten klammern sich, um nicht zurückzubleiben, in Panik an die Kufen der Helikopter.

Und als im April 1972 zwölf Divisionen Hanoi in Südvietnam einrücken, große Teile der Provinz Quang Tri besetzen und auf die Stadt An Loc vorrücken, rund 100 Kilometer westlich von Saigon, gelingt es den Truppen des

Südens trotz überlegener Zahlenstärke nicht, sich wirksam zu verteidigen. Ende des Monats erobern die Nordvietnamesen die Hauptstadt der Provinz. Selbst General Creighton Abrams, Oberbefehlshaber der US-Truppen seit Juni 1968, hat mittlerweile den Verdacht, „die ganze Sache könnte verloren sein“.

Der Erfolg sei nur eine Frage des Willens, beharrt dagegen Nixon – und setzt den Luftkrieg noch brutaler fort. „Wir werden dieses gottverdammte Land dem Erdboden gleichmachen“, kündigt er an. „Jetzt haben wir, verdammt noch mal, nichts mehr zu verlieren.“

Sechs weitere Monate lang lässt er 155 000 Tonnen Bomben auf Vietnams Norden regnen, darunter erstmals computergesteuerte *smart bombs* – ohne damit aber „unüberwindliche Schwierigkeiten für das nordvietnamesische Regime“ zu schaffen, wie ein Bericht der CIA nüchtern vermerkt.

Nach wie vor stehen 140 000 Soldaten Hanoi in Südvietnam. Und sie halten mehr Territorium als je zuvor.

Nixons „ehrenhafter Friede“ rückt in weite Ferne – und die Motivation der GIs sinkt ins Bodenlose. Selbst hohe Offiziere können ihre Skepsis nicht mehr verdrängen: Fast 70 Prozent der US-Generäle in Vietnam fragen sich, so eine Umfrage, was der Krieg überhaupt bezwecken soll. Mehr als 50 Prozent von ihnen glauben, die USA hätten sich nie einmischen dürfen.

Während die Oberen zweifeln, haben viele ihrer Untergebenen längst resigniert. Die Moral der Truppe, klagt ein Oberst 1971 im „Armed Forces Journal“, nähere sich „dem Zusammenbruch“ – vor allem in den potemkinschen Welten der Etappe. Nirgendwo werden so viele Beschwerden verfasst wie in den kampf-

fernen *support units*. Viele der Frustrierten halten sich mit kleinen Diebstählen schadlos, zweigen Kerosin ab, Blech, Öl, Zement oder Handgranaten, die dann auf dem Schwarzmarkt an Saigons Einkaufsstraße Le Loi landen, in Da Nang oder Nha Trang – und schließlich nicht selten bei den Vietcong.

Und je weniger Sinn dieser Krieg noch für die GIs bereithält, desto eifriger suchen sie ihren Daseinszweck auf vertrautem Terrain: im Konsum. In riesigen Einkaufszentren, die den Malls in der Heimat in nichts nachstehen, bietet die Armee, um die Moral zu stärken, nicht nur Waren des täglichen Bedarfs feil, sondern auch Schmuck und Uhren, Porzellan und Silbergeschirr, Stereoanlagen, Kameras und Fernsehgeräte – alles steuerfrei und billiger als daheim.

Denn nichts schmeckt so intensiv nach Heimat wie *shopping*. Der Umfrage eines Militärsoziologen zufolge bedeutet Amerika für die GIs in Vietnam nicht so sehr Freiheit und Demokratie – sondern vielmehr Autos und Kühlschränke. Und so weitet die Armee das System ihrer PX-Läden, die bereits seit 1895 US-Truppen am Einsatzort mit bescheidenen Gütern wie Zeitschriften, Rasiercreme oder Konserven versorgt, in Vietnam zum Füllhorn für Luxusgüter.

Es fühlt sich an wie ein heimlicher Befehl: Wer nicht mit einem TV-Gerät, einer Stereoanlage oder einer Kamera nach Hause kommt, kann nicht behaupten, in Vietnam gewesen zu sein. Großzügige Gepäckregelungen sichern den kostenlosen Transport nach Ohio oder Texas. Und immer gibt es Rabatte.

Ohnehin ist ja der Spaß preiswert in diesem Land: Sex kostet in einem der „Massagesalons“ gerade mal zwei Dollar; für einen Dollar erhält man einen Kasten Bier. Und so verzichten 88 Prozent der Soldaten auch im Dienst nicht auf ihren Drink, so eine Studie des Verteidigungsministeriums. Rund zwei Drittel gelten als „schwere“ oder „Problemtrinker“. Und wer die illegalen Rausche von Marihuana oder Heroin bevorzugt, findet in Vietnam erst recht sein Paradies.

Zwar haben die GIs die Lust am Rausch nicht erst in Vietnam gelernt: Rund ein Drittel der Soldaten hat, befeuert durch die Gegenkultur der 1960er

Zwei von drei GIs sind schwere Trinker



Hinter den Linien

Jahre, schon daheim Drogen ausprobiert. Doch nirgendwo ist die Ware so stark, so billig und so allgegenwärtig wie in Vietnam: Taxifahrer und Straßenhändler bieten ein Päckchen mit Joints für weniger als einen Dollar an; ein Viertelgramm Heroin kostet das Doppelte. Und manche Soldaten geben bei Befragungen tatsächlich an, nur wegen der Drogen nach Vietnam gekommen zu sein.

Wie viele der GIs in die künstlichen Paradiese flüchten, ist ungewiss. Verschiedene Studien schätzen den Anteil der Heroinkonsumenten im Jahr 1971 auf elf bis 28,5 Prozent aller in Vietnam stationierten Soldaten. Und die Zahl derer, die gelegentlich Marihuana rauchen, schwankt zwischen der Hälfte und zwei Dritteln der Soldaten.

Amerikas Medien konstatieren eine „Epidemie“. Reporter berichten von heroinabhängigen Ärzten, von GIs, die mit frischen Einstichen von Spritzen im Arm zum Dienst erscheinen, von Panzerfah-

Fern der Gefechte erfahren die meisten US-Soldaten vom Kriegsverlauf nur über Armeezeitschriften, TV-Berichte und Radio (Auftritt einer Musikertruppe aus Chicago)

ren, die im Rausch plötzlich auf ihre Kameraden zurollen, von entrückten Infanteristen, die auf die eigenen Leute feuern. Sie erzählen von der GI-Kifferrunde, die einen Helikopter unter Beschuss nimmt, und von dem Berauschten, der in 300 Meter Höhe aus einem Hubschrauber springt im Glauben, er könne fliegen.

Skeptiker werden viele Berichte später für übertrieben erklären: Sie hätten vor allem den „Krieg gegen die Drogen“ munitionieren sollen, den der Präsident im Juni 1971 erklärt – nicht zuletzt, um damit die kriegsfeindlich gesinnte Gegenkultur in den USA zu treffen.

Doch auch die GIs werden „the Nam“ im Rückblick oft als „feuchten Traum“ erinnern, als „psychedelische Or-

gie“, als „Reise in ein Land ohne Zwang und Reue“. Als Schlaraffia aus „Schnaps, Drogen, Rock 'n' Roll und Huren“, wie ein Veteran schwärmt: „Für mich war der Krieg nichts weiter als ein Karneval.“

Ein rechtsfreier Raum – in dem die Disziplin der Truppe zerfließen muss. Meutereien und Befehlsverweigerungen nehmen zu, die Zahl der Deserteure erhöht sich, viele werden inhaftiert. Immer mehr GIs erklären sich für homosexuell oder seelisch labil, um so der Armee zu entkommen.

Soldaten treten mit langen Haaren, Dreitagebärten, bunten Armbändern oder Peace-Medaillons zum Dienst an. Und im Juli 1971 versammeln sich rund 1000 GIs am Luftwaffenstützpunkt Chu Lai zu einer Antikriegsdemonstration – die ganz nebenbei, wie ein Teilnehmer berichtet, zur „größten Pot-Party in der Geschichte der Army“ wird.

Auch vom Protest der Schwarzen bleibt „the Nam“ nicht unberührt: Afro-

Auch jenseits des von der Army organisierten Spaßprogramms suchen die Soldaten Unterhaltung: Hier bieten vietnamesische Prostituierte ihre Dienste an

amerikanische GIs paradieren mit Spazierstöcken aus Ebenholz, den Knauf zur Black-Power-Faust geformt, durch die Straßen Long Binhs. Sie tragen „Sklavenarmbänder“ aus Schnürsenkeln ums Handgelenk und den Slogan „Black is Beautiful“ auf dem Stahlhelm. Sie begrüßen einander mit einem komplexen Ritual aus Handschlagen, Fingerhakeln und Stoßen von Faust an Faust, das oft mehrere Minuten lang dauert – und viele Vorgesetzte derart entnervt, dass sie es schließlich verbieten.

Denn die Gleichheit im Angesicht des Feindes, die sich mancher Schwarzer vom Militärdienst erhofft hat, erweist sich für viele als Illusion. Immer wieder beschwerten sich schwarze Soldaten, dass sie für Vergehen härter bestraft werden als Weiße; dass Schwarze 58 Prozent der Insassen in den Militärgefängnissen stellen – obwohl sie nur neun Prozent der Truppenstärke in Vietnam ausmachen.

Schon steht manchen Afroamerikanern der vietnamesische Feind näher als der weiße Kamerad: Für die Schwarzen in seiner Einheit etwa, erklärt ein schwarzer Marinesoldat, sei Ho Chi Minh ein *soul brother*.

In Cam Ranh Bay kommt es zu Rassenunruhen, zwei weiße Offiziere werden verletzt; in Da Nang und Long Binh rebellieren schwarze Insassen von Militärgefängnissen gegen Demütigungen durch die weißen Wärter.

Und vor allem in der Etappe, wo keine Gefahr die Männer zusammenschweißt, halten Schwarz und Weiß misstrauisch Abstand, kritzeln *rednecks* rassistische Parolen an die Barackenmauern, brechen immer wieder Konflikte aus, bei denen bisweilen Steine fliegen.

Es sieht aus, als finde die Gewalt, die den Feind nicht mehr sehen kann, nur noch ein Ventil: die eigenen Leute.

Das *fragging*, die Mordanschläge auf Vorgesetzte oder Kameraden mit Splitterhandgranaten (*fragmentation gre-*

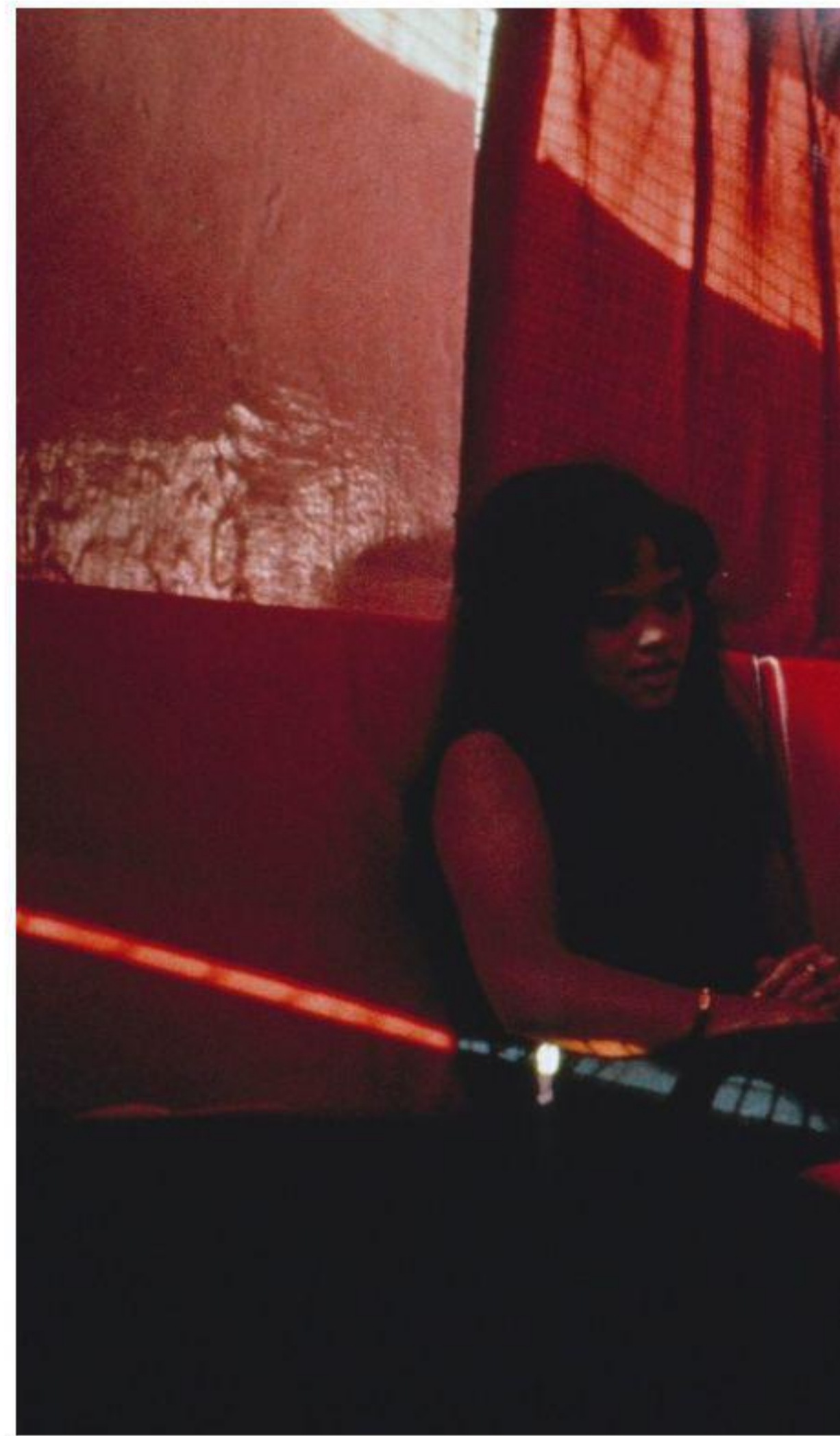


Bordell in Saigon. Selbst auf Basen werden Freudenhäuser geduldet. Und die Disziplin bröckelt: Viele GIs verweigern Befehle, andere desertieren

nades) oder anderen Waffen, breitet sich aus: Ein Untersuchungsbericht kommt später zu dem Schluss, allein nach 1969 habe es rund 1000 (meist nicht tödliche) Attacken gegeben. Wahrscheinlich aber waren es viel mehr: Richter der obersten Justizinstanz der US-Streitkräfte schätzen, dass nur zehn Prozent dieser Vorfälle vor ein Kriegsgericht kamen.

Untergrund-Soldatenzeitungen kürten jeden Monat einen besonders ungeliebten Offizier, den sie zum Abschuss freigeben. Für die Tötung des Lieutenant Colonel Weldon Honeycutt, der im Mai 1969 die blutige, aber sinnlose Erstürmung des „Hamburger Hill“ befohlen hat, loben Überlebende sogar ein Kopfgeld von 10 000 Dollar aus (Honeycutt übersteht angeblich sieben Anschläge).

Und aus Angst vor Angriffen schlafen manche Offiziere nur noch mit einer geladenen Pistole unter dem Kopfkissen oder verbarrikadieren sich im Bunker.



Während der Krieg derart in die Paranoia abgleitet, scheint die Madman-Strategie des Präsidenten aber plötzlich aufzugehen: Hanoi, so wirkt es, verliert die Nerven. Am 8. Oktober 1972 bietet Nordvietnam einen neuen Waffenstillstand an – ohne wie bisher auf die Absetzung des Saigoner Staatschefs Thieu zu bestehen. Stattdessen soll ein gemeinsamer Ausschuss allgemeine Wahlen für Südvietnam vorbereiten.

Für Kissinger bedeutet dieser Vorschlag: Der Norden hat endlich kapituliert. Nixon öffnet zur Feier des Tages eine Flasche kostbaren 1957er Château Lafite-Rothschild. Nur die Verbündeten stellen sich quer: Thieu fürchtet, seine Armee hätte nach dem Abzug der Amerikaner Nordvietnams Streitkräften nicht mehr viel entgegenzusetzen. Und da



Nixon es nicht wagt, seinen Statthalter in Südostasien zu verprellen, schickt er Kissinger zu den 1968 begonnenen Verhandlungen nach Paris – mit 69 neuen Forderungen. Die freilich sind, wie der Sicherheitsberater später einräumt, „so absurd“, dass Nordvietnams Verhandlungsführer Le Duc Tho kaum anders kann, als sie abzulehnen – und nun auch noch die bereits gemachten Zugeständnisse zurückzieht.

Zwar weiß Nixon, dass er für eine neue Eskalation keinen Rückhalt mehr hat. Seine Regierung, der Senat, Teile der Wirtschaft und selbst der Generalstab drängen mit Macht auf den Ausstieg. Dennoch will er noch einmal versuchen, „den Krieg mit militärischer Gewalt zu gewinnen“.

Vier Tage später fliegen seine B-52 und F-111 einen beispiellosen Angriff auf nordvietnamesische Städte. Sie verwüsten Wohngebiete in Hanoi und Hai-

phong, zerstören das Krankenhaus von Bach Mai und beschädigen acht ausländische Botschaften. Zwölf Tage lang fliegen die Bomber fast 3500 Einsätze rund um die Uhr; nur zwölf Prozent der Attacken gelten militärischen Zielen.

Dass Hanoi nicht mehr als 2200 Tote und knapp 1600 Verletzte beklagt, liegt nur daran, dass während der Angriffe im Frühjahr bereits die Hälfte der Bewohner aus der Kapitale evakuiert wurde.

Nixon aber brüstet sich, jetzt müssten auch Beijing und Moskau ihn endgültig für verrückt halten. Und Kissinger lobt die „brutale Unberechenbarkeit“ seines Präsidenten. (Zu dieser Unberechenbarkeit zählt aber auch, dass Nixon, der harte Kalte Krieger, seit einiger Zeit zugleich eine Entspannungspolitik gegenüber der Sowjetunion und China orchestriert, geheime diplomatische Gespräche initiiert und im Frühjahr 1972

sogar Beijing und Moskau besucht – nicht zuletzt, um über die beiden sozialistischen Großmächte weiteren Druck auf Nordvietnam aufzubauen.)

Amerikas Presse beklagt nach dem heftigen US-Bombardement auf Nordvietnam den „Regen des Todes“, den „neuen Wahnsinn“, die „amerikanische Schande“. Papst Paul VI. bekundet Trauer, die Regierungen Dänemarks, Finnlands, der Niederlande und Belgiens legen Protest ein. Und sämtliche NATO-Verbündete wenden sich von Nixons Politik ab.

Tatsächlich sind die politischen Resultate des Bombardements dürftig. Nachdem die Piloten abgezogen sind, treffen sich in Paris erneut die Unterhändler. Am 11. Januar 1973, nach über viereinhalb Verhandlungsjahren, einigen sie sich auf einen Vertrag, dem auch Thieu widerstrebend zustimmt – der sich freilich kaum von dem unterscheidet, den Nordvietnam schon im Oktober angeboten hatte.

Für dieses Ergebnis sind allein seit Nixons Amtsantritt 15315 amerikanische, 107504 südvietnamesische und schätzungsweise 400 000 nordvietnamesische Soldaten gefallen. Die bombardierten Gebiete liegen in Schutt.

Doch dafür hat Nixon seinen „ehrenhaften Frieden“. Sein Gesicht, sein Stolz, seine Männlichkeit sind intakt.

Und so kann er sich nun, zwölf Tage nach dem Abkommen, vor seinem Kabinett brüsten, „dass wir standhaft geblieben sind“. ■

Jörg-Uwe Albig, Jg. 1960, Autor im Team von GEOEPOCHE, hat sich während seiner Recherchen noch einmal Francis Ford Coppolas legendären Film „Apocalypse Now“ angesehen und war beim Anblick der surfenden Soldaten erstaunt, wie sehr filmische Fantasie und historische Realität übereinstimmen.

LITERATUREMPFEHLUNGEN. Jeffrey Kimball, „Nixon's Vietnam War“, University Press of Kansas: umfassende Darstellung von Nixons erratischer Politik. Meredith H. Lair, „Armed with Abundance. Consumerism & Soldiering in the Vietnam War“, University of North Carolina Press: scharfsinnige Studie über die Freizeitkultur der GIs.



Am 27. April 1975 sind die Soldaten des Nordens nur noch wenige Kilometer von Saigon entfernt, und so machen sich dort Zehntausende auf die Flucht – wie der Pilot dieses Militärflugzeugs, der bei dem Versuch, sich in Sicherheit zu bringen, in einem Vorort von Saigon abstürzt

Der Fall von Saigon

Im Frühjahr 1975 rücken Nordvietnams Truppen unaufhaltsam Richtung Süden vor. Dem von Washington nur noch halbherzig unterstützten Regime in Saigon droht ein Sturmangriff. Um zumindest ihr Gesicht zu wahren, versuchen die USA, ihre Staatsbürger sowie Verbündete in einem geordneten Rückzug außer Landes zu bringen. Doch in den letzten Tagen des Krieges erfährt die Supermacht eine weitere Demütigung — Text: OLIVER FISCHER





Es ist ein Werk mit sperrigem Titel, verfasst in der spröden Sprache der Diplomatie. Und doch ist es ein Stück Literatur. Ein Text aus dem Reich des Was-wäre-wenn. Eine Fiktion. Und die beiden Männer, die die „Vereinbarung zur Beendigung des Krieges und Wiederherstellung des Friedens in Vietnam“ aufgesetzt haben, sind das, was alle guten Autoren sein müssen: Illusionskünstler.

Henry Kissinger und Le Duc Tho verlassen am Mittag des 23. Januar 1973 das Internationale Konferenzzentrum in Paris. Der Sicherheitsberater des US-Präsidenten und das Politbüro-Mitglied aus Hanoi haben das Abkommen eben paraphiert. Unbeeindruckt vom Nieselregen laufen sie vor bis zum Straßenrand, wo die Fotografen warten. Demonstrativ lächelnd schütteln sie sich die Hände, Kissinger legt seine Linke für einen Moment vertraulich auf Thos Unterarm.

Vielleicht glauben sie in diesem Moment wirklich, dass der Vertrag den Durchbruch bringt. Dass es ihnen gelungen ist, den längsten Krieg des 20. Jahrhunderts zu beenden, einen ehrbaren Frieden zu begründen. Doch eigentlich müssten sie wissen, dass es nicht funktionieren kann. Dass sie sich viel zu weit von der Realität entfernt haben.

Zwar verpflichten sich in dem Abkommen die kommunistischen Herrscher Nordvietnams und die von den

Amerikanern unterstützten Südvietnamesen, in genau fünf Tagen alle Kämpfe einzustellen. Doch die Kommunisten haben durchgesetzt, dass all jene ihrer Soldaten und Verbündeten, die bereits nach Südvietnam vorgedrungen sind, nicht von dort abziehen müssen.

Mehr als 200 000 feindliche Kämpfer sollen also in dem Land bleiben, im Mekongdelta, in den Bergen, in der Nähe der Hauptstadt Saigon. Südvietnam ist durchsetzt von kleineren und größeren Stellungen seiner Gegner. Es müsste wie im Märchen zugehen, wenn es hier auf Dauer friedlich bleiben sollte.

Zum Doppelspiel mit der Realität gehört auch, dass die USA in dem Vertrag ein vermeintliches Zugeständnis machen, das in Wirklichkeit ihr seit Langem ersehntes Ziel ist: Sie ziehen ihre letzten Soldaten aus Vietnam ab – und haben mit dieser Absprache, so glauben sie, endlich eine Möglichkeit gefunden, sich einigermaßen achtbar aus dem nicht zu gewinnenden Krieg zu verabschieden.

Wie aber Südvietnam ohne die GIs überleben soll, dazu sagt dieser Vertrag nichts. Nguyen Van Thieu, der Chef des korrupten südvietnamesischen Militärregimes, hat sich daher auch lange geweigert, dem Abkommen zuzustimmen.

US-Präsident Richard Nixon hat ihm gleich mehrere Briefe geschrieben, hat Milliarden Dollar Militär- und Wirt-

schaftshilfe versprochen. Und er hat ihm – im Geheimen – zugesagt, dass die USA wieder Bombenangriffe gegen die Kommunisten fliegen, sollten die das Abkommen brechen.

Erst dann hat Thieu akzeptiert. Die Briefe mit Nixons Garantien sind ihm so wichtig, dass er sie fortan im Schlafzimmer seines Palastes aufbewahrt, wie einen Talisman in einer Sage.

Dabei ist auch Nixons heimliches Versprechen in gewisser Weise fiktiv, denn es ist völlig unklar, ob der US-Präsident es jemals wird halten können. Zumindest für die Milliarden-Überweisungen braucht er die Zustimmung des US-Kongresses. Und es kann ihm eigentlich nicht entgangen sein, dass die meisten Abgeordneten keine neuen Verwicklungen in Vietnam wünschen.

Henry Kissinger jedenfalls scheint in manchen Momenten zu ahnen, dass das Abkommen keinen Frieden bringen wird, zumindest nicht für Amerikas Verbündete in Saigon. Dass es eben nur die Fiktion einer dauerhaften Einigung ist:





Busse, Jeeps, Militär-Lkw und Privatfahrzeuge: In Gefährten aller Art fliehen Zivilisten und Soldaten im Frühjahr 1975 vor den kommunistischen Truppen. Rechtzeitig wollen sie in Gebiete gelangen, welche die südvietnamesische Regierung noch kontrolliert

„Wenn sie Glück haben“, erklärt er im vertrauten Kreis über die Lage Südvietnams, „werden sie sich anderthalb Jahre halten können.“

Kissinger verschätzt sich nur ein wenig: Es sind noch exakt zwei Jahre, drei Monate und sieben Tage. Und am Ende wird nicht nur Südvietnam kollabieren – sondern auch der Versuch der USA, einen achtbaren Abschluss zu finden. Stattdessen werden sie eine weitere große Demütigung erleben.

Die Scharade von Kissinger und Le Duc Tho platzt bereits, kaum dass sie begonnen hat. Kurz nach dem Beginn des Waffenstillstands am 28. Januar 1973 um 8.00 Uhr liegt in der südvietnamesischen Provinzhauptstadt Tay Ninh Rauch in der Luft, brennen Hunderte Häuser. Stunden zuvor sind kommunistische Truppen in den Ort knapp 100 Kilometer nordwestlich von Saigon ein-

gedrungen, haben zudem in anderen Teilen des Landes mehr als 400 Dörfer besetzt: letzte Eroberungen vor der vereinbarten Kampfpause.

Südvietnams Präsident Thieu nimmt das nicht hin, sondern startet Gegenangriffen: Obwohl die Waffenruhe inzwischen offiziell bereits begonnen hat, holt er sich Tay Ninh und andere verlorene Gebiete wieder zurück. Auch in den folgenden Wochen und Monaten gehen

Die Kommunisten stürmen fast ungehindert voran

die Kämpfe weiter. Schon bald ist kaum auszumachen, ob eine Seite angreift oder nur auf einen Angriff des anderen Lagers reagiert. Dringt etwa eine Patrouille der Südvietnamesen auf Gebiete der Kom-

munisten vor, fühlen die sich berechtigt, eine Stellung von Thiens Armee zu beschießen – woraufhin die zur Vergeltung Stützpunkte der Feinde bombardiert.

Nicht eine einzige Stunde lang halten Saigon und Hanoi die Feuerpause ein. Allein bis Mitte Februar sterben auf beiden Seiten mehr als 7000 Soldaten.

Im Frühjahr dann gehen Thiens Truppen immer mehr in die Offensive, dringen in Gebiete vor, die die Kommunisten bereits seit Langem halten. Es ist ein klarer Bruch der Waffenruhe – doch die USA ignorieren ihn, genauso wie frühere Verstöße Südvietnams gegen die Pariser Vereinbarung.

Denn für die obersten Politiker in Washington ist es außerordentlich nützlich, an der Friedensillusion von Paris festzuhalten. Den kriegsmüden US-Bürgern sind zwei Punkte des Vertrages besonders wichtig: der Rückzug all ihrer Truppen und die Freilassung der letzten knapp 600 GIs aus nordvietnamesischer Gefangenschaft.

Beides soll in den ersten 60 Tagen nach Inkrafttreten des Vertrags umgesetzt werden. In dieser Zeit darf er nicht scheitern – es ist also besser, wenn die Regierung so tut, als liefe in Vietnam alles weitgehend nach Plan.

Zudem hat Richard Nixon bald ganz andere Probleme: Zeitungen berichten, dass enge Mitarbeiter des Präsidenten in einen Einbruch ins Hauptquartier der Demokratischen Partei im Watergate-Gebäude im Jahr zuvor verwickelt waren. Diese Vorwürfe abzuwehren hat für Nixon höchste Priorität; mit Schießereien in vietnamesischen Dschungeldörfern kann er sich daher kaum noch beschäftigen.

Und auch den Nordvietnamesen nützt es, an der Friedensfiktion festzuhalten. Nach den US-Luftangriffen im

Geschichte erleben.

Spannende Reisen in die Vergangenheit: Jetzt GEO EPOCHE lesen oder verschenken!

”

GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

Herzlichst
Ihr

Michael Schaper

“

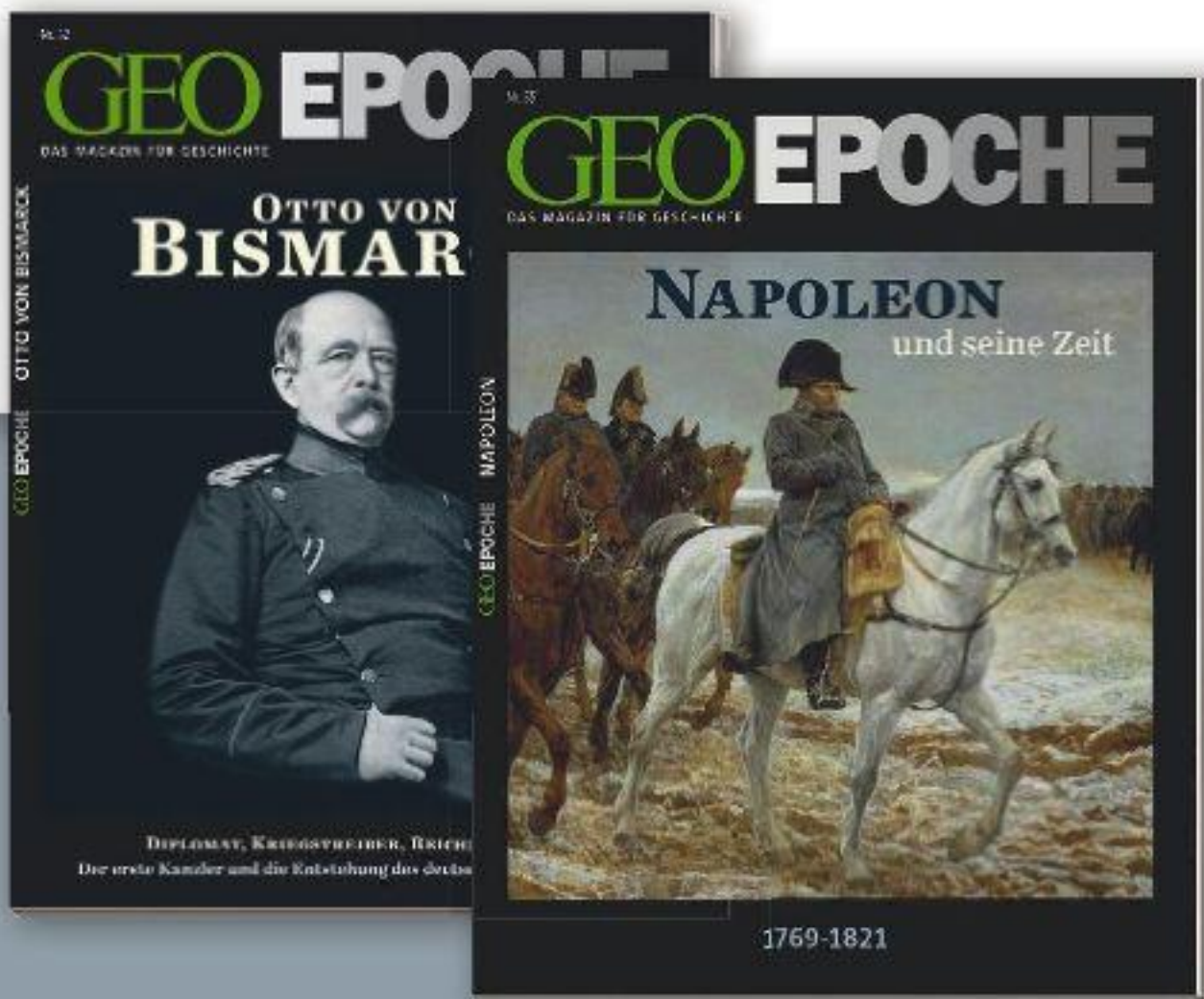


Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE



IHRE Abovorteile

- 1. Wunsch-Prämie**
Zur Begrüßung als Dankeschön.
- 2. Jederzeit kündbar**
Nach Ablauf des 1. Jahres.
- 3. Bequem**
Portofreie Lieferung nach Hause.
- 4. eUpgrade**
Nur 2,- € extra pro Ausgabe.
Sie sparen als Abonnent fast 80 %.
- 5. Wahlweise mit DVD**
Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.



1. GEO EPOCHE-Heftpaket

Geschichtsträchtiges Wissen erleben.

- „Napoleon und seine Zeit“
- „Otto von Bismarck“ – Diplomat, Kriegstreiber, Reichsgründer

Ohne Zuzahlung



2. ABUS Kettenschloss „Tresor“

Superstark und supersicher.

- Vierkantkette mit Textilschlauch
- Zahlenschloss mit individuell einstellbarem Zahlencode

Zuzahlung: nur 1,- €



**PRÄMIE
zur Wahl**

3. PHILIPS Kopfhörer „SHL 3060“

Satter Sound in stylischem Look.

- Mit verstellbaren Ohrmuscheln
- Kraftvoller, dynamischer Sound
- Kabellänge: 1,2 Meter; Farbe: Schwarz

Zuzahlung: nur 1,- €



4. Amazon.de-Gutschein

Für die nächste Online-Shopping-Tour.

- Individuelle Wünsche erfüllen
- Technik, Bücher, DVDs, CDs u. v. m.
- Wert: 10,- €

Ohne Zuzahlung

1 Jahr GEO EPOCHE für nur 60,- € bestellen – Karte abschicken oder

per Telefon (bitte die gewünschte Bestell-Nr. von der Kartenrückseite angeben):

+49 (0)40/55 55 89 90

online mit noch mehr Angeboten:

www.geo-epoche.de/abo

Vorjahr wollen sie ihre Truppen zunächst schonen – was ihnen nur gelingen kann, wenn die Supermacht USA dem Krieg fern bleibt. Sie vermeiden daher allzu offensichtliche Verstöße gegen den Waffenstillstand, die Washington provozieren könnten, wieder Bomber zu schicken. Anders als das Regime in Saigon starten sie keine große Offensive, beschränken sich auf kleinere Attacken, um ihre Territorien im Süden zu stabilisieren.

Zudem beginnen sie, den Ho-Chi-Minh-Pfad zu betonieren. Auf dem weitverzweigten Wegenetz können sie schon bald Soldaten und Waffen mehr als doppelt so schnell transportieren wie zuvor.

Denn ihr Ziel, Vietnam unter kommunistischer Führung wieder zu vereinen, haben sie nicht aufgegeben. „Der Weg der Revolution im Süden ist der Weg der revolutionären Gewalt“, hält das Zentralkomitee der Partei im Oktober 1973 in einer Resolution fest.

Die Offensive der Südvietnamesen dauert unterdessen an. Sie attackieren ihre Feinde im Mekongdelta, in den Bergen an der Grenze zu Kambodscha und in der Umgebung von Saigon, nehmen ihnen mehr als 700 Dörfer ab.

Am Ende dieses Jahres, das Vietnam den Frieden bringen sollte, sind 65 000 Soldaten gefallen. Ein amerikanischer Regierungsmitarbeiter notiert: „Der Waffenstillstand scheint einen neuen Krieg initiiert zu haben, noch intensiver und brutaler als der letzte.“ Bis zum Fall von Saigon sind es noch 16 Monate.

Die Bürger der USA nehmen das Leiden und Sterben in Vietnam mittlerweile kaum noch wahr. Denn die Watergate-Affäre wird immer dramatischer: Ab Februar 1974 ermittelt ein Sonderausschuss des Senats gegen Nixon. Diese Untersuchungen sind die Vorstufe zu einem Verfahren, das den Präsidenten sein Amt kosten kann. Wen interessieren da noch die ewigen Scharmützel im fernen Asien?

Nach immer neuen Enthüllungen gibt Nixon am 9. August 1974 tatsächlich auf. Der neue Präsident Gerald Ford kündigt an, Südvietnam weiter zu unterstützen. Und das Land könnte Hilfe gut gebrauchen: Die Nordvietnamesen haben

inzwischen ihre größte Offensive seit dem Waffenstillstand gestartet. Nur einen Tag vor Nixons Rücktritt erobern sie einen wichtigen Außenposten südlich der Großstadt Da Nang – eine weite Küstenebene liegt nun offen vor ihnen.

Doch es wird immer deutlicher, dass Saigon von Washington nur noch wenig Beistand zu erwarten hat. Nixons Briefe an Thieu haben kaum mehr einen Wert. Schon einige Monate zuvor hat der US-Kongress per Gesetz neue Ausgaben für Militäreinsätze in Vietnam verbo-

Sold eines Soldaten nicht mehr reicht, um eine Familie zu ernähren. 200 000 Männer verlassen den Dienst und versuchen sich anders durchzuschlagen.

Die Führer in Hanoi registrieren diese Schwächen genau. Im Dezember 1974 beschließt das Politbüro eine weitere Offensive. Ziel ist das Hochland, in dem Thieu Soldaten nur wenige Städte und Highways kontrollieren.

Als die Kommunisten im März 1975 den Angriff starten, sind die Südvietnamesen völlig überrumpelt. Anders als



Neben einigen Amerikanern warten Ende April 1975 vor allem Südvietnamesen auf Einlass in die US-Botschaft in Saigon. Viele von ihnen haben für die USA oder Südvietnams Regime gearbeitet und fürchten nun die Rache der Kommunisten

ten. Nixons Zusage, den Südvietnamesen zur Not wieder zu Hilfe zu kommen, ist hinfällig.

Zudem kürzen die US-Abgeordneten die Militärhilfe für Saigon nun um die Hälfte auf 700 Millionen Dollar.

Derweil treibt Südvietnam in eine gefährliche Wirtschaftskrise. Die Preise für Reis sind so stark gestiegen, dass der

im Guerillakrieg zuvor rücken große Einheiten von Fußsoldaten und Panzern vor.

Präsident Thieu zieht seine Truppen aus den Bergen zurück, um sie in den Ebenen zu konzentrieren. Eine abrupte, schlecht vorbereitete Entscheidung: In Panik fliehen seine Soldaten, mit ihnen viele Bewohner des Hochlandes. Meh-



Immer mehr Menschen versammeln sich im Laufe des 29. April 1975 vor der US-Botschaft und versuchen, über die Mauer zu klettern. Doch das Areal ist bereits überfüllt

gesprengt haben. Wird es auch in Saigon zu Massakern kommen? Heikel erscheint die Lage auch für die mehreren Tausend noch in Vietnam verbliebenen Amerikaner. Mitte April stehen Hanoi Truppen rund 50 Kilometer vor Saigon. Nur noch wenige Tage bis zum Fall.

Saigon, 23. April. Generalmajor Homer Smith steht auf dem Vorfeld des Flughafens und beobachtet eine Gruppe, die in einer Lockheed C-130 verschwindet, einem Militärtransporter. Wie viele Menschen er wohl noch ausfliegen lassen muss? 20 000, 30 000? Smith weiß es nicht. Der Texaner ist Leiter des Defense Attaché Office (DAO), das sich seit dem Rückzug der US-Truppen um die militärische Zusammenarbeit mit Südvietnam kümmert. Jetzt aber müssen der General und seine Mitarbeiter eine Massenflucht organisieren.

Denn ehe die Nordvietnamesen die Macht übernehmen – woran kaum jemand mehr zweifelt –, muss eine gewaltige Zahl von Menschen außer Landes gebracht werden. Gut 7000 US-Bürger leben hier: Geschäftsleute, Vertragsarbeiter, Ruheständler. Viele von ihnen haben vietnamesische Frauen und Kinder.

Dazu kommt eine schwer abzuschätzende Menge von „Hochrisiko-Vietnamesen“. So nennen die Amerikaner jene Einheimischen, die für die USA oder Thieus Regierung gearbeitet haben und jetzt die Rache der Kommunisten fürchten müssen: Angestellte der US-Botschaft und anderer amerikanischer Behörden, Übersetzer der CIA; außerdem südvietnamesische Offiziere, protestliche Intellektuelle und Politiker – sowie deren Familien. Insgesamt mehrere Zehntausend Menschen.

Wer ausreisen will, braucht einen US-Bürger, der sich als Familienangehöriger zu erkennen gibt und bereit ist, die Kosten für Transport und Aufenthalt des Flüchtlings in den USA zu zahlen. Oder er muss es auf eine der Evakuierungslisten schaffen, die etwa die CIA oder die auf Entwicklungshilfe spezialisierte USAID zusammenstellen.

Jeden Abend senden diese Behörden Papiere mit den Namen von Kontaktleuten und gefährdeten Personen an ein kleines Team in der US-Botschaft. Dieses Team schickt am folgenden Tag Busse zu vorab festgelegten Sammelpunkten, an denen die auf den Listen verzeichneten Fluchtwilligen schon warten und zum Flughafen gefahren werden.

Um all diese Menschen zu versorgen, hat General Smith auf dem Sportgelände des DAO am Airport ein Evakuierungszentrum eingerichtet. In einer Turnhalle und neben dem Swimmingpool warten nun täglich Tausende darauf, in ein Transportflugzeug zu steigen, das sie auf die Philippinen oder die Pazifikinsel Guam bringt. Und schon am nächsten Tag sind wieder Tausende da.

Am Abend des 25. April allerdings kommt in einem amerikanischen Diplomatenwagen ein Mann am Flughafen an, der keine Evakuierungsliste benötigt: Der ehemalige Präsident Thieu besteigt eine Maschine und fliegt mit 15 Tonnen Gepäck ins Exil nach Taiwan.

Vier Tage zuvor ist er zurückgetreten und damit vermutlich einem Putsch zugekommen: Nach dem Debakel im Hochland hatten seine Generäle jedes Vertrauen in ihn verloren.

Das Amt übernimmt sein bisheriger Vizepräsident Tran Van Huong – ein 71-jähriger Mann, fast blind und von Rheuma verkrüppelt. Nichts symbolisiert den bevorstehenden Zusammenbruch des Landes so sehr wie dieser neue Staatsoberhaupt, der nur mühsam, mit zitteriger Stimme, seinen Amtseid sprechen kann.

Saigon, 29. April. 3.58 Uhr. Am Flughafen nimmt eine C-130 gerade Flüchtlinge an Bord, als plötzlich am nachtschwarzen Himmel grüne, blaue und rote Blitze aufzucken. Die Erde



Nur mit vorgehaltener Waffe können US-Marines verzweifelte Vietnamesen davon abhalten, auf das Botschaftsgelände vorzudringen

rere Provinzen fallen auf diese Weise kampflos an die Nordvietnamesen.

Deren Truppen stoßen nun auch auf die Küste vor, nehmen Ende März die alte Kaiserresidenz Hue ein sowie Da Nang, Südvietnams zweitgrößte Stadt. Die Führung in Hanoi ordnet jetzt den Vormarsch auf Saigon an. 140 000 Mann rücken gegen die Stadt vor, die von nur etwa 60 000 Soldaten verteidigt wird.

Verunsichert harren dort gut drei Millionen Einwohner aus. Werden die Kommunisten Saigon stürmen? Südvietnamesische Oppositionelle hoffen, dass Hanoi nur Präsident Thieus Rücktritt erzwingen will – und dann die Bildung einer Koalitionsregierung unter kommunistischer Beteiligung zulässt.

Andere Menschen ängstigen sich vor einer wütenden Rache der Sieger. In Da Nang sollen die Angreifer Polizisten geköpft haben, anderswo angeblich Beamte gefesselt und mit Granaten in die Luft

bebt: Detonationen. Die Nordvietnamesen, auf wenige Kilometer an die Stadt herangerückt, greifen den Airport, den sie bereits am Vortag mit Flugzeugen bombardiert haben, mit Geschützen an.

Eine Artillerierakete reißt den Tank einer Maschine auf, die gerade aufs Vorfeld rollt. Pilot und Mannschaft springen heraus, kurz bevor das Flugzeug in Flammen steht. Ein weiteres Geschoss explodiert auf dem Dach der Turnhalle des DAO. Die 1500 Vietnamesen drinnen schreien angsterfüllt, drängen ins Freie – und stoßen mit Flüchtlingen zusammen, die hineindrängen, um Schutz zu suchen.

Der Pilot der C-130 steuert unbeirrt seine nunmehr vollbeladene Maschine zur Startbahn. Während überall Raketen einschlagen, drückt er den Gashebel durch, das Flugzeug donnert los, im Frachtraum 260 Menschen, die für Momente nicht wissen, ob sie in die Freiheit fliegen oder in den Tod.

Vier Stunden lang dauert das Trommelfeuer am Flughafen an, es ist der Auftakt zum finalen Schlag gegen die Stadt. Die Angreifer gehen überlegt vor: Anstatt Saigon Häuserblock für Häuserblock zu erobern, wollen sie fünf Schlüsselziele kapern – neben dem Flughafen noch den Präsidentenpalast, das Hauptquartier des Generalstabs (ebenfalls am Airport gelegen), die Zentrale der Nationalpolizei sowie den Sitz des Militärkommandos für die Region Saigon.

Sind diese Orte besetzt, so ihr Kalkül, werden Südvietnams Armee und Regierung rasch zusammenbrechen.

Einen ersten Erfolg scheinen die Angreifer bereits zu erringen: Noch am Morgen steigen viele Piloten der südvietnamesischen Luftwaffe in ihre Maschinen – und fliehen Richtung Thailand.

Doch den Flughafen haben die Nordvietnamesen noch nicht erobert.

Saigon, 29. April. 7.05 Uhr. Mehrere Offiziere kommen am Airport in das unterirdische Kommandozentrum des DAO und erstatten General Smith Be-

richt über den Zustand des Rollfeldes: Die Startbahnen – ohnehin schon stark beschädigt durch den Beschuss – sind nun blockiert von Flügeltanks, Munition und anderem Ballast, den die flüchtenden Kampfpiloten vor dem Start abgeworfen



Richard Nixon ist nicht mehr Präsident der USA, als Saigon fällt: Neun Monate zuvor musste er wegen der Watergate-Affäre zurücktreten

haben. Zudem fahren jetzt Hunderte südvietnamesischer Soldaten mit Lkw über die Bahnen und verfolgen Transporter ihrer eigenen Luftwaffe, um selbst an Bord und aus dem Land zu kommen.

Homer Smith versteht: In diesem Chaos kann man keine Flugzeuge mit Flüchtlingen mehr in die Luft bekommen. Aber was soll er mit jenen 2800 Vietnamesen machen, die in diesem Moment im Evakuierungszentrum festsitzen? Und was mit den 10 000 Menschen, die in den nächsten Stunden mit Bussen und Helikoptern ankommen sollen?

Eigentlich sind die Amerikaner auf eine solche Situation gut vorbereitet: Hohe Militärs haben in den letzten Wochen Tausende Seiten Papier beschrieben und verschiedene Szenarien für eine Evakuierung Saigons durchgespielt.

Wenn am Airport keine Flugzeuge mehr starten können, so die Planungen, sollen die Flüchtlinge mit Marinehubschraubern fortgebracht werden. Allerdings kann dies nur auf Befehl des US-Botschafters geschehen – und der wiederum benötigt die Erlaubnis der Regierung in Washington.

US-Botschaft, 9.00 Uhr.

Graham Martin, der oberste Repräsentant der USA in Südvietnam, sitzt in seinem Büro im 2. Stock des Gebäudes mitten im Stadtzentrum. Er ist ungehalten. Von Problemen auf dem Flughafen will der 62-jährige Botschafter nichts hören. Martin ist davon überzeugt, dass die USA eine moralische Pflicht haben, so viele Hochrisiko-Vietnamesen wie möglich aus dem Land zu bringen.

Und da man mit Flugzeugen viel mehr Menschen ausfliegen kann als mit Hubschraubern, darf es gar nicht sein, dass die Startbahnen unbrauchbar sind.

Martin war selber viele Jahre Luftwaffenoffizier. Nun erklärt er seinen entgeisterten Mitarbeitern, dass er zum Airport fahren werde, um zu prüfen, ob Maschinen abheben können oder nicht.

Auf dem Weg zum Flughafen gleitet der gepanzerte Chevrolet des Botschafters durch die Straßen, eskortiert von zwei Wagen mit schwer bewaffneten Marines. Trotz einer Ausgangssperre sind überall Menschen unterwegs, zu Fuß, auf Fahrrädern und Motorrollern. Fast alle Einwohner haben am frühen Morgen die Explosionen am Flughafen gehört und wissen, dass Saigon bald fallen wird.

Viele sind ratlos: Sollen sie in letzter Minute noch fliehen? Oder darauf vertrauen, dass man sich mit den neuen Herrschern irgendwie arrangieren kann?

Einige streifen durch die Lobbys der großen Hotels, halten nach amerikanischen Bekannten Ausschau, die ihnen vielleicht bei der Flucht helfen könnten.

Andere gehen zum Fluss und versuchen, eine Fähre oder ein Fischerboot zu besteigen, die sie hinaus aufs Meer bringen – in der Hoffnung, dass dort ein US-Kriegsschiff sie an Bord nimmt.

Flughafen, 9.30 Uhr. Martin lässt sich von Offizieren das verwüstete Rollfeld zeigen. Doch der Botschafter ist unbeeindruckt: Man müsste doch nur eine halbe Stunde mit einem Jeep übers Gelände fahren, ein paar Trümmer und Tanks beiseite räumen – schon wäre die Startbahn wieder frei.

In Homer Smiths Büro telefonierte Martin kurz darauf mit Henry Kissinger, der seit anderthalb Jahren Außenminister ist. Die beiden beschließen: Wenn es nur irgendwie möglich ist, sollen wieder Evakuierungsflugzeuge abheben.

Danach redet Martin minutenlang auf General Smith ein. Die USA seien es den vielen bedrohten Vietnamesen schuldig, sie zu retten. „Wenn wir dabei versagen“, beschwört er Smith, „wäre das der letzte schreckliche Fehler in einer Reihe Tausender Fehler, die die Vereinigten Staaten in Vietnam gemacht haben.“

Er ahnt nicht, dass es unter seiner Verantwortung genau zu diesem letzten Fehler kommen wird.

US-Botschaft, 10.20 Uhr. Als Martin auf seinen Amtssitz zufährt, erkennt er schon von Weitem eine große Menschenansammlung. Es sind Vietnamesen, die auf dem Botschaftsgelände Schutz suchen wollen. Langsam schiebt sich der Wagen durch die Menge zum Tor; einige Männer hämmern mit ihren Fäusten aufs Autodach.

Flughafen, 10.40 Uhr. Homer Smith ist ratlos. Den Auftrag von Martin und Kissinger kann er nicht ausführen. Noch immer zerplatzen Geschosse auf dem Rollfeld, auch der Mob südvietnamesischer Soldaten zieht weiter übers Gelände.

Durch Martins Insistieren auf dem ursprünglichen Plan ist schon viel Zeit verloren gegangen. Also ruft Smith – der die Hoffnung aufgegeben hat, Martin noch zu überzeugen – seinen militärischen Vorgesetzten an: Admiral Noel Gayler vom Oberkommando der Pazifik-Streitkräfte auf Hawaii.

Gayler versteht das Problem sofort und verspricht, dem Pentagon zu empfehlen, so rasch wie möglich die Helikopterrettung zu starten.

Smiths Anruf klärt binnen Minuten die Situation. Ein paar Telefonate zwischen Honolulu, Washington und Saigon – Gayler spricht mit dem Pentagon, Smith informiert Martin, dieser lenkt ein und spricht mit Kissinger, der mit Präsident Ford –, und so hat er schon nach zehn Minuten den Befehl: Außenminister Kissinger gibt offiziell die Anweisung zur Hubschrauber-Evakuierung.

Seit dem Angriff auf den Flughafen in der Nacht sind fast sieben Stunden vergangen. Und keiner kann sagen, ob die verbleibende Zeit reichen wird. Noch gut 24 Stunden bis zum Fall von Saigon.

Um 10.58 Uhr erreicht das Kommando zur Hubschrauber-Evakuierung die „USS Blue Ridge“, das Flaggschiff einer gewaltigen Flotte, die die USA vor der Küste Südvietnams zusammengezogen haben: 35 Kriegsschiffe liegen bereit, darunter Flugzeugträger, auf deren Decks 85 Hubschrauber bereitstehen.

Diese Maschinen werden nun permanent zwischen Saigon und der Flotte



Bereits 1973 schließen die Unterhändler Henry Kissinger und Le Duc Tho einen Waffenstillstand. Doch der ist schnell Makulatur: Tatsächlich dauern die Kämpfe in Vietnam noch gut zwei Jahre an

pendeln und die Flüchtlinge aus der Stadt bringen.

Doch die Evakuierung läuft nur langsam an: Knapp 1000 Marines sollen mit den ersten Helikoptern nach Saigon gebracht werden, um dort die Landeplätze zu sichern, und müssen zunächst

mühsam von jedem einzelnen Schiff per Hubschrauber eingesammelt werden. Wieder vergeht viel Zeit.

„Continental Palace“, 11.00 Uhr. Vor dem bei Journalisten beliebten Hotel stehen 30 Reporter beisammen, halten Koffer und Schreibmaschinen in den Händen. Eine Radiostation hat inzwischen das vereinbarte Geheimsignal für die Evakuierung gesendet: den Song „White Christmas“, gefolgt von der Temperaturangabe von 40 Grad Celsius. Jetzt wollen die Journalisten zu einem Sammelpunkt in der Nähe aufbrechen und einen Bus zum Flughafen besteigen.

Plötzlich läuft ein auffallend kleiner Vietnameser von 50 Jahren auf sie zu: Dr. Tran Kim Tuyen. Unter allen Hochrisiko-Vietnamesen ist er einer der gefährdetsten: Tuyen ist der ehemalige Chef der südvietnamesischen Geheimpolizei.

Er hatte nicht damit gerechnet, dass die Nordvietnamesen derart rasch auf die Stadt vordringen würden, und daher seine Flucht aufgeschoben – möglicherweise ein tödlicher Fehler.

Er spricht Robert Shaplen an, den Korrespondenten des „New Yorker“, den er kennt und kurz zuvor telefonisch um Hilfe gebeten hat. Der Journalist überlegt, Tuyen mit in den Bus zu nehmen. Doch der ist für die ausländischen Reporter reserviert. Darf er da einfach einen Vietnamesen mitbringen?

Shaplen geht ins Hotel zurück, versucht von der Rezeption aus die US-Botschaft zu erreichen – vergebens. Die anderen Journalisten werden ungeduldig, wollen los zum Sammelpunkt. „Viel Glück, Doktor Tuyen“, sagt Shaplen schließlich beklommen und drückt dem ehemals so mächtigen, nun von Angst erfüllten Vietnamesen den Schlüssel zu seinem Hotelzimmer und sein letztes vietnamesisches Geld in die Hand. Kurz darauf sehen

Shaplens Kollegen den Amerikaner im Bus weinen.

US-Botschaft, gegen 14.00 Uhr. In zunehmender Todesfurcht hat sich Dr. Tuyen zur Vertretung fahren lassen. Vielleicht kann er ja die Wachen an einem der Tore dazu bringen, ihn hineinzulas-

Schwere Transport-
hubschrauber landen auf
dem Parkplatz der US-
Botschaft und bringen
gefährdete Vietnamesen
auf Kriegsschiffe vor der
Küste. Tausende Flucht-
willige aber müssen in
Saigon zurückbleiben



sen, immerhin ist sein Name bei hochrangigen US-Beamten gut bekannt.

Doch viele seiner Landsleute haben eine ähnliche Idee: Immer mehr Menschen schieben sich vor den Toren der Botschaft zusammen. Tuyen müsste sich durch die Massen nach vorn durchkämpfen – unmöglich für den kleinen Herrn.

Flughafen, 15.06 Uhr. Nach den nötigen Vorbereitungen und einer gut halbstündigen Flugzeit von den Schiffen hierher schweben endlich die ersten CH-53-Helikopter auf das DAO-Gelände am Airport herab: schwere Transporthubschrauber mit Platz für mehr als 50 Menschen.

Flüchtlinge laufen herbei, steigen über die Laderampen am Heck hinein. Schon sechs Minuten später starten die ersten Maschinen wieder, gleiten über die Stadt in Richtung Meer.

Einige Vietnamesen schauen durch die halb geöffnete Heckklappe noch einmal auf ihre Heimat, sehen auf dem Saigonfluss Hunderte kleine Boote, die

ebenfalls auf die See hinausziehen, vollbeladen mit Menschen. Es ist, als ob die Stadt langsam ausblutet.

In raschem Takt senken und heben sich nun die Hubschrauber. Schon nach 90 Minuten haben 2000 Menschen den Airport verlassen.

Die Nordvietnamesen feuern währenddessen weiter auf den Flughafen, sparen aber anders als am Morgen das DAO-Gelände aus. Unter anderem über sowjetische Kontaktleute haben sie versichert, dass sie zumindest die Amerikaner ungehindert aus Vietnam abziehen lassen wollen.

Inzwischen haben Hanoi angreifende Soldaten Brücken und Kreuzungen in der Umgebung Saigons besetzt und die Kontrolle über mehrere Hauptzufahrtsstraßen errungen. Den Südvietnamesen gelingt es höchstens für kurze Zeit, hier und da den Vormarsch zu stoppen – zu gewaltig ist die Übermacht ihrer

Feinde. Und so schieben sich Panzer und Truppentransporter weiter auf die Stadt vor.

US-Botschaft, 16.00 Uhr. Tausende Menschen drängen sich inzwischen vor der Vertretung: Schriftsteller und Generale, Kaufleute und Diplomaten, viele beladen mit Koffern und Taschen.

Doch die Tore der Botschaft bleiben verschlossen. Junge Männer beginnen, sich an der Mauer emporzuziehen, klettern auf die mit Stacheldraht überspannte Krone. Bisweilen schlagen US-Marines von der anderen Seite mit Gewehrkolben auf die Verzweifelten ein, drängen sie mit Stiefeltritten zurück.

Steht allerdings ein Weißer – also mutmaßlich ein US-Bürger – vor der Mauer, ziehen die Soldaten ihn hinauf.

Trotzdem schaffen es einige Vietnamesen, aufs Gelände zu gelangen (und werden nicht wieder hinausgeworfen). Ihre Eltern oder Frauen, die draußen warten, betteln die Soldaten an, ebenfalls hineinkommen zu dürfen, ohne Erfolg.



Es sind ja ohnehin schon jetzt viel zu viele Menschen auf dem Areal, mehr als 2000 Flüchtlinge. Denn mittlerweile haben südvietnamesische Soldaten, die das Tor zum Airport kontrollieren, immer wieder Evakuierungsbusse abgewiesen – vermutlich weil der Ansturm zu groß ist. Die Busse sind dann in die Stadt zurückgefahren und haben die Passagiere in der Botschaft abgeladen.

Zudem haben sich viele Amerikaner und hochrangige Vietnamesen im Laufe des Tages in den Schutz der Vertretung begeben.

Botschafter Martin und seine Leute erkennen, dass sie ein großes Problem haben: Saigons Straßen sind inzwischen

werden, und zwar für mehr als 2000 Menschen – 20-mal so viele wie geplant.

Und da das Dach die massigen CH-53 nicht tragen kann, müssen die Piloten auf dem Parkplatz der Diplomaten aufsetzen – einem ungünstig gelegenen Landeplatz, mitten in einer Großstadt, direkt neben dem fünfstöckigen Botschaftsgebäude.

Flusshafen, 17.00 Uhr. 6000 Vietnamesen besteigen zwei riesige Schuten, die kurz zuvor angelegt haben. Viele der Flüchtlinge sind mit ihren Autos hierhergekommen. Sobald ein Besitzer seinen Wagen zurücklässt, fallen Plünderer über das Fahrzeug her, bauen etwa den Vergaser aus. Immer wieder geraten sie

in Streit über die Beute, bedrohen einander mit Waffen. Wie erstarrt stehen einige alte Männer in der Nähe und sehen ihre Welt in einem Tumult aus Gier und Gewalt versinken.

Airport, 17.30 Uhr. Drei südvietnamesische Unterhändler treffen in einigen Baracken auf dem Gelände des Flughafens ein. Seit dem Pariser Abkommen sind dort Delegationen der Nordvietnamesen untergebracht. Die Emissäre – ein Anwalt, ein Priester und ein Professor – sind im Auftrag des neuen Präsidenten Duong

Van Minh gekommen (dessen gebrechlicher Vorgänger nach nur einer Woche wieder aufgegeben hat). Im Namen des Staatschefs wollen sie ausloten, ob sich eine Schlacht um Saigon noch abwenden lässt.

Doch die Antwort ist barsch: Die Befehle zum Angriff seien bereits gegeben. Wozu noch Kompromisse machen, wo sich doch die militärische Lage so überaus vorteilhaft für sie entwickelt?

Die Unterhändler wollen gerade gehen, da halten die Kommunisten sie zurück: Nordvietnams Artillerie werde gleich mit einem erneuten Bombardement des Flughafens beginnen – der Rückweg sei viel zu gefährlich. Sie nöti-

gen die drei, die Nacht in den Bunkern unter ihren Baracken zu verbringen. Eine Demütigung: Noch bevor die Nordvietnamesen gesiegt haben, können sich die Gesandten des Präsidenten nicht mehr frei in der eigenen Hauptstadt bewegen.

Stadtzentrum, 17.40 Uhr. Dr. Tuyen stürzt in ein Apartmenthaus und rennt die Treppen hoch. Kurz zuvor hat er von einem befreundeten Journalisten erfahren, dass auf diesem Gebäude in wenigen Minuten ein Hubschrauber der CIA abgehoben wird. (Der Geheimdienst lässt an diesem Tag von mehreren ausgewählten Saigoner Häusern, in denen Amerikaner wohnen oder arbeiten, eine kleinere Zahl von Mitarbeitern und anderen Gefährdeten ausfliegen.)

Schwer atmend erreicht der 50-Jährige das Dach. Menschen schieben sich dort weitere Stufen hinauf, die zu einer Plattform führen, auf der der Helikopter schon wartet. Völlig ausgelaugt kommt Tuyen oben an.

Ein Mann zieht ihn in die Maschine, dann fliegen sie hinaus aufs Meer.

Gut 50 Minuten später: Seit anderthalb Stunden landen nun die großen Evakuierungshubschrauber auf dem Gelände der US-Botschaft. Es ist bereits dunkel, Regenböen wehen. Aus dem Nachthimmel senkt sich gerade ein CH-53 auf den Parkplatz hinab. Nur mit größter Konzentration kann der Pilot die Landestelle ausmachen, diesen kleinen Flecken im Zentrum einer Millionenstadt – beleuchtet von einigen Autoscheinwerfern und einem Diaprojektor, den jemand in einem Büroraum gefunden hat.

Soldaten bringen eine Gruppe Passagiere von einem Innenhof herbei, der vom Parkplatz durch die botschaftseigene Feuerwache und einen Maschendrahtzaun getrennt ist.

Etwa 2000 Menschen warten dort. Einige sitzen auf ihren Koffern, andere stehen um ein Schwimmbecken herum, in dem dicke Ascheflocken treiben – die Diplomaten haben am Vormittag vertrauliche Dokumente verbrannt. Weitere Flüchtlinge stauen sich im völlig überhitzten Treppenhaus der Botschaft, um eine der kleineren, etwa 20 Personen



Auch die CIA fliegt Vietnamesen aus. Hier schieben sich Dutzende Menschen eine steile Stiege auf einem Wohnhaus hinauf, um zu einem Helikopter zu gelangen

durch die Flüchtlinge völlig verstopft – ein neuer Versuch, die Menschen mit Bussen zum Flughafen zu bringen, wäre von vornherein so gut wie sinnlos. Sie suchen nach einer Alternative.

Zwar sind auch Hubschrauberflüge von der Botschaft aus vorgesehen – aber nur für einen Kreis von etwa 100 Diplomaten und Marines. Leichte zivile Helikopter und mittelgroße CH-46-Maschinen, die auf dem Dach landen können, sollen sie an Bord nehmen.

Nun aber, so erfahren die völlig überraschten Militärkommandeure am DAO von Martins Leuten, müssen noch zahlreiche große CH-53-Helikopter in die diplomatische Vertretung beordert

fassenden Maschinen auf dem Dach zu besteigen. Doch während am Flughafen in einer Stunde 2000 Menschen abheben können, geht es hier wegen der mühsam anzufliegenden Landeplätze mitten in der Stadt viel langsamer.

Kurz vor 19.00 Uhr hören die südvietnamesischen Soldaten in ihren Stellungen in Saigon über Radio die erste Ansprache des neu ernannten Generalstabschefs. Er ermahnt die Kämpfer, vor dem Feind nicht „wegzurennen wie eine Maus“, und verspricht: „Ich werde Tag und Nacht bei euch sein.“ Doch er lügt.

Der General weiß genau, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen ist – und steigt kurz danach in einen Hubschrauber, der ihn zur US-Flotte bringt.

Flughafen, gegen 21.00 Uhr. Die hohen US-Militärs im DAO-Gebäude (und die mit ihnen in ständigem Kontakt stehenden Kollegen der Kommandostelle auf Hawaii) werden nervös: So oft sie Graham Martin fragen, wie viele Flüchtlinge noch in seiner Botschaft sind, erhalten sie immer wieder die gleiche Antwort: noch etwa 2000.

Die Offiziere kennen Martins Überzeugungen, einige argwöhnen: Hält er womöglich bewusst US-Bürger in der Botschaft zurück, um so viele Vietnamesen wie möglich auszufliegen, im Vertrauen darauf, dass die Flüge erst eingestellt werden, wenn der letzte Amerikaner das Gelände verlassen hat?

US-Botschaft, gegen 23.00 Uhr. Kein Hubschrauber sinkt mehr hinab. Die Armee braucht alle Maschinen am Flughafen. Homer Smith und seine Leute haben vom DAO-Gelände aus sämtliche Flüchtlinge ausgeflogen, insgesamt mehr als 5000 Menschen.

Auch Smith selbst hat das Gelände verlassen. Nun müssen nur noch die letzten der gut 800 Marines, die die Operation am Flughafen abgesichert haben, rasch zurück zur Flotte gebracht werden.

Der Schutz ihrer Männer hat für die Militärführer Vorrang – die Vietnamesen in der Botschaft müssen warten.

US-Botschaft, gegen 23.30 Uhr. Die Flüchtlinge am Swimmingpool wissen nichts von den Vorgängen am DAO, können sich nicht erklären, weshalb das

Rattern der Rotoren verstummt ist. Bald wispern sie einander das Gerücht zu, dass die Nordvietnamesen nach Mitternacht anfangen werden, Hubschrauber abzuschießen. Wenig später ist die Menge in

Hunderte warten vergebens auf die Hubschrauber

Panik, drückt gegen das Tor zum Parkplatz: Falls in den nächsten Minuten noch eine Maschine landet, will jeder der Erste sein, der sie besteigt.

Zwei Marines schlagen mit Gewehrkolben auf die Menschen ein. Captain Stuart Herrington – einer der Männer, die die Flüchtlinge zu den Maschinen bringen – hat eine bessere Idee.

Da er etwas Vietnamesisch spricht, greift er sich jetzt ein Megafon, geht durch die aufgewühlte Masse und ruft immer wieder: „Khong ai se bi bo lai“, niemand wird zurückgelassen.

Ähnlich wie Botschafter Martin ist Herrington davon überzeugt, dass die USA eine moralische Pflicht gegenüber den Vietnamesen haben. „Ich bleibe bei euch“, versichert er ihnen wieder und wieder. „Ich werde den letzten Helikopter besteigen, wenn alle von euch gegangen sind.“ Er ist fest davon überzeugt, dass er dieses Versprechen halten kann.

Kurz darauf beginnt der neue Tag mit einem folgenschweren Fehler: Graham Martin lässt die Zahl der Flüchtlinge schätzen, die sich noch auf dem Gelände der Botschaft aufhalten. Etwa 500, melden seine Mitarbeiter. Dazu 173 Marines und 53 weitere Amerikaner – insgesamt 726 Menschen, die ausgeflogen werden müssen. Diese Zahl übermittelt Martin (oder einer seiner Mitarbeiter) an die US-Flotte. Doch sie stimmt nicht.

US-Botschaft, gegen 00.30 Uhr. Die Panik unter den Flüchtlingen lässt ein wenig nach. Herrington und seine Kollegen bringen die Menschen nun vom

Schwimmbecken weg, das mittlerweile nach Urin stinkt – die Wartenden haben es den ganzen Tag über als Toilette genutzt. Die Soldaten lassen die Menschen durch das Tor hindurch auf das Dach der Feuerwache steigen, von wo aus sie den Landeplatz sehen können.

Dabei zählen sie die Menge. Zum ersten Mal in dieser Nacht kennen sie nun die exakte Zahl der Flüchtlinge: Es sind 1100, mehr als doppelt so viele, wie Martin nur 30 Minuten zuvor gemeldet hat.

Als die Militärführer auf Hawaii und in Washington von dieser neuen Zahl erfahren, sind sie fassungslos: Spielt der Botschafter ein falsches Spiel mit ihnen? Glaubt er, dass sie noch Tage Zeit hätten, um ganz Saigon zu evakuieren? Schluss jetzt! Sie werden sich nicht weiter hinhalten lassen.

US-Botschaft, 3.15 Uhr. Ein CH-46-Hubschrauber landet auf dem Dach der Vertretung. Der Pilot bringt Martin



eine schriftliche Nachricht von Admiral Gayler, die einen Befehl des US-Präsidenten zitiert: „Auf Basis der genannten Zahl von 726 zu Evakuierenden ist das Kommando der Pazifik-Streitkräfte autorisiert, noch 19 Helikopter zu schicken und keinen mehr.“ Die Worte „keinen mehr“ sind zweimal unterstrichen.

„USS Blue Ridge“, 4.30 Uhr. Die Kommandeure auf dem Flaggschiff haben die Zahl der 19 angekündigten Rettungsflüge bereits überschritten. Dass Botschafter Martin immer verzweifelter meldet, es seien noch 420 Flüchtlinge in der Botschaft, ignorieren sie.

Weder auf dem Flaggschiff noch in Washington ist irgendjemand weiterhin bereit, Martins Angaben zu vertrauen. Zudem sind die Mannschaften inzwischen völlig erschöpft, sie fliegen seit mehr als zwölf Stunden. Ein Hubschrauber ist auf dem Weg nach Saigon bereits ins Meer gestürzt, beide Besatzungsmitglieder sind tot.

Die Operation muss enden, ehe Schlimmeres passiert. Daher erhalten die Hubschrauberpiloten nun per Funk einen Befehl von oberster Stelle: Im Auftrag von Präsident Gerald Ford dürfen sie ab jetzt nur noch Amerikaner transportieren.

US-Botschaft, 4.42 Uhr. Ein Helikopter setzt auf dem Dach auf. Der Pilot springt heraus und übergibt einem Soldaten eine Nachricht für den Botschafter: Graham Martin wird im Namen des Präsidenten angewiesen, Saigon mit genau dieser Maschine zu verlassen.

Denn die höchsten Politiker und Militärführer der USA sind überzeugt: Solange Martin in der Stadt bleibt, wird er das Ende der Evakuierung immer weiter hinauszögern. Für den Fall, dass der Botschafter sich weigert zu gehen, hat der Pilot einen Haftbefehl dabei.

Doch Martin steigt freiwillig ein.

Um 4.58 Uhr schwebt er über seinem Amtssitz. Unter ihm stehen auf dem

Parkplatz noch 420 Menschen, die vermutlich hätten gerettet werden können, wenn Martin nicht um Mitternacht eine falsche Zahl in die Welt gesetzt hätte. Dies ist seine zweite große Fehlentscheidung gewesen, nachdem durch sein Beharren auf dem ursprünglichen Evakuierungsplan am Flughafen schon viel Zeit verloren gegangen war.

Wenige Minuten später erfahren Captain Herrington und seine Kameraden, dass die Helikopter keine Vietnamesen mehr mitnehmen.

Sie haben den Flüchtlingen ihr Wort gegeben, nicht ohne sie wegzufliegen. Doch sind sie Soldaten, und es ist eine Anordnung des Präsidenten. Sich zu widersetzen wäre Meuterei. Sie beschließen, dass Herrington noch einige Minuten bei den Menschen bleiben soll, während die anderen schon ihre Ausrüstung packen und hinauf aufs Dach gehen.

5.15 Uhr. Herrington sitzt auf dem Kofferraum eines Wagens am Parkplatz der Botschaft, um sich auf dem Boden Hunderte Vietnamesen. Er hält ein Funkgerät in der Hand und tut so, als würde er mit dem Piloten eines nahenden Hubschraubers sprechen, um die Rettungsaktion weiter zu organisieren.

Dann erklärt er einem Vietnamesen in der Nähe, er müsse pinkeln, und geht zu einem wenige Meter entfernten Gebüsch. Geschützt von den Sträuchern, schleicht er zum Hintereingang des Hauptgebäudes, läuft zum Dach hinauf.

Kurz darauf sitzt er im Hubschrauber und fliegt durch die Morgendämmerung aufs Meer hinaus. „Kein Wort in irgendeiner Sprache kann das Gefühl von Scham beschreiben, das mich während dieses Fluges überschwemmt hat“, wird er später schreiben.

Um Platz für weitere Landungen zu schaffen, stoßen Marinesoldaten einen Helikopter vom US-Flaggschiff „Blue Ridge“ ins Meer. Insgesamt können die Piloten am 29. und 30. April mehr als 7000 Menschen aus Saigon ausfliegen. Es ist die größte Hubschrauber-Evakuierung der Geschichte



5.35 Uhr. Nachdem der Hubschrauber mit Herrington verschwunden ist, sind die gut 100 Marines die einzigen Amerikaner auf dem Gelände. Auf ein Kommando ziehen sie sich plötzlich in das Hauptgebäude zurück, verrammeln die Eingangstüren mit einer Stahlstange und hasten zu den Aufzügen.

Erst in diesen Augenblicken merken die Zurückgelassenen, was vor sich geht. Voller Wut und Enttäuschung rennen sie gegen das Portal an.

Und noch während sich hinter den Marines die Lifttüren schließen, hören die Soldaten, wie die Stahlstange an den Türen herunterfällt. Kurz darauf ein noch viel größeres Getöse: Die Vietnamesen haben den Feuerwehrwagen der Botschaft in den Eingang gerammt, um die Türen vollends aufzusprengen.

Die Marines sind unterdessen mit dem Lift nach oben gefahren, haben die Aufzüge im obersten Stockwerk blockiert und rennen die letzte Treppe zum Dach hinauf. Die Tür hinter sich versperren sie mit Waffenschränken und Feuerlöschern.

Dann sind sie allein.

Noch knapp 60 Minuten müssen die letzten gut 100 Vertreter der USA in Saigon auf dem Dach warten, dass Hubschrauber zurückkommen, um sie abzuholen. In den Stockwerken unter ihnen toben die Enttäuschten und Verzweifelten, einige beginnen – jetzt, da keine Rettung mehr kommen wird – zu plündern, tragen Schreibmaschinen, Klimaanlage und Möbel weg.

Unten auf der Straße laufen versprengte Kämpfer der südvietnamesischen Armee und feuern Schüsse ab.

US-Botschaft, 7.50 Uhr. Erst jetzt landet der letzte Hubschrauber auf dem Dach der Vertretung. Noch elf Marines warten auf ihn. In das Treppenhaus haben sie Granaten mit Tränengas geschleudert, um zu verhindern, dass Vietnamesen im letzten Moment aufs Dach vordringen und versuchen, in den Hubschrauber zu gelangen. Doch die aufsteigenden Schwaden schlagen ihnen selbst ins Gesicht, mit brennenden Augen hasten sie nun in die Maschine.

Als sie um 7.53 Uhr abheben, feuern südvietnamesische Soldaten von einem

Haus in der Nähe voller Wut auf den Helikopter.

Dieser frühe Mittwochmorgen ist der Moment der tiefsten Demütigung: Die Supermacht USA verschwindet aus Vietnam, als wäre sie die Gangsterbande in einem zweitklassigen Actionfilm.

Um 10.24 Uhr hören die Einwohner Saigons im Radio und über Lautsprecher auf den Straßen die schleppende Stimme ihres Präsidenten. Duong Van Minh ruft seine Soldaten auf, alle Kämpfe einzustellen. Damit erfüllt er eine Forderung der kommunistischen Delegation in den Baracken draußen am Flughafen, zu der am frühen Vormittag noch zweimal ein Bote Minhs gefahren war.

Nur so, hatten die Vertreter Nordvietnams erklärt, lasse sich eine Schlacht um Saigon noch vermeiden.

Kaum ist die Rede des Präsidenten verklungen, werfen Südvietnams Soldaten in den Stellungen am Rande der Stadt ihre Waffen fort und ziehen in Richtung Zentrum.

Auch an einer Brücke über den Fluss im Süden der Metropole enden die Kämpfe. Mehr als eine Stunde lang hat ein südvietnamesisches Bataillon dort eine heranrückende Kolonne der Nordvietnamesen aufgehalten und daran gehindert, ihren sehr speziellen Auftrag auszuführen: die Eroberung des Präsidentenpalasts im Stadtzentrum, eines der fünf Schlüsselziele der Angreifer.

Doch nach Minhs Ansprache geben die Verteidiger auch hier auf, der

Kurz vor 12.00 Uhr erlischt der Staat Südvietnam

kommunistische Konvoi mit 400 Fahrzeugen rollt in die Stadt.

Präsidentenpalast, gegen 11.30 Uhr. Die ersten zehn Panzer an der Spitze des Konvois erreichen den Prunkbau. Ohne zu bremsen, wälzt eines der Fahrzeuge



das Stahltor am Eingang nieder, fährt über den Rasen, die anderen hinterher.

Ein Soldat springt heraus, in der Hand eine Fahne mit goldenem, fünfzackigem Stern. Er stürmt die Stufen vor dem Palast hoch, verschwindet im Gebäude. Kurz darauf steht er auf dem Balkon über dem Portal und schwenkt mit weit ausholenden Armbewegungen das Banner des Vietcong. Damit haben die Angreifer den Amtssitz des Präsidenten eingenommen (zur gleichen Zeit besetzen sie weitere Schlüsselziele wie den Flughafen und das Hauptquartier des Generalstabs).

Präsident Duong Van Minh sitzt in einem Empfangssaal des Palastes. Als eine Gruppe kommunistischer Kämpfer in den Raum tritt, erhebt er sich und erklärt, er habe seit dem Morgen auf sie gewartet, um die Macht zu übergeben.

„Alle Macht ist bereits in die Hände der Revolution übergegangen“, höhnt



Niemand stellt sich den nordvietnamesischen Panzern entgegen, die am 30. April den Präsidentenpalast in Saigon besetzen. Bald darauf weht von dem Gebäude das Banner der Revolution

Zu schmachvoll war ihre Flucht über die Dächer von Saigon. Dieses desaströse Ende führt Menschen in aller Welt vor, wie schwach die vermeintliche Supermacht ist.

Noch gravierender aber ist, dass die USA ihr wichtigstes Kriegsziel komplett verfehlt haben: Sie haben die Kommunisten nicht aufgehalten, stattdessen herrschen die nun über ganz Vietnam, und dazu seit Kurzem auch in Kambodscha und bald in Laos. Obwohl Washington antikommunistische Kräfte jahrelang mit Geld, Militärberatern und Millionen von Soldaten unterstützt hat, sind jetzt überall in Indochina linke Regierungen an der Macht.

Zehntausende GIs wurden durch den Krieg traumatisiert, die Nation ist in ihrem Selbstbild erschüttert. Die mehr als 160 Milliarden Dollar, die der Krieg die USA gekostet hat, haben ihre Wirtschaft geschwächt. Und fast 60 000 Soldaten sind vergebens gefallen.

Außenminister Kissinger allerdings scheint die Niederlage erstaunlich schnell zu verwinden. Vietnam sei eine große Tragödie gewesen, erklärt er einem Besucher kurz nach dem Fall von Saigon. „Wir hätten nie da sein sollen“, sagt er.

Und fügt dann lakonisch hinzu: „Aber nun ist es Geschichte.“ ●

Oliver Fischer, Jg. 1970, würde Henry Kissinger gern fragen, ob er je ernsthaft an den Erfolg des Pariser Abkommens geglaubt hat.

LITERATUREMPFEHLUNGEN. Arnold R. Isaacs, *„Without Honor – Defeat in Vietnam and Cambodia“*, Johns Hopkins University Press: Der Autor verknüpft persönliche Erlebnisse als Journalist in Vietnam mit einer umfassenden Darstellung der letzten beiden Kriegsjahre. David Butler, *„The Fall of Saigon. Scenes from the Sudden End of a Long War“*, Simon and Schuster: Beschreibung der dramatischen letzten beiden Wochen vor dem Fall Saigons.

einer der kommunistischen Offiziere. „Sie können nicht übergeben, was Sie nicht mehr besitzen.“

Südvietnam ist in diesem Moment als Staat erloschen.

Und bald darauf endet auch Saigons Existenz, zumindest dem Namen nach. Ein Radiosprecher gibt bekannt, dass die Metropole Ho-Chi-Minh-Stadt heißen soll, nach dem hochverehrten Revolutionsführer.

Die Massaker, die viele bei einem Sieg des Nordens befürchtet hatten, bleiben aus. Als sich die Einwohner Saigons am Nachmittag wieder auf die Straßen wagen, treffen sie nicht auf rachsüchtige Eroberer, sondern auf schüchtern lächelnde junge Männer, halbe Kinder fast, kaum einer älter als 20.

Von ihren Kommandeuren haben die Kämpfer offenbar die Anweisung erhalten, die Südvietnamesen nicht wie Besiegte zu behandeln, sondern wie Befreite. Und so treten sie betont höflich und zurückhaltend auf. Wer etwa gegen

die Ausgangssperre verstößt, kommt mit einem sanften Tadel davon.

Einen Tag nach dem Fall Saigons zieht Le Duc Tho, Henry Kissingers ehemaliger Verhandlungspartner, in die Stadt ein. Er fährt durch die Straßen der eroberten Metropole, hier und da hängen an Fenstern und Hauseingängen schon Fahnen mit goldenem Stern. Nach jahrzehntelangem Kampf sind er und seine Genossen endlich am Ziel.

Bewegt schickt er ein selbst verfasstes Gedicht an das Politbüro in Hanoi: „Nord und Süd sind wieder vereint unter demselben Dach. / Onkel Hos Traum ist Wirklichkeit geworden. / Und er wird in Frieden schlafen. / Der Himmel ist heute strahlend und unendlich klar.“

In gewissem Sinne ist nun endlich auch die Illusion, die er und Kissinger mit dem Pariser Abkommen beschworen haben, wahr geworden: Endlich ist Frieden in Vietnam – wenn auch anders, als es sich die Amerikaner erhofft hatten. Der ehrenhafte Ausstieg ist völlig misslungen.

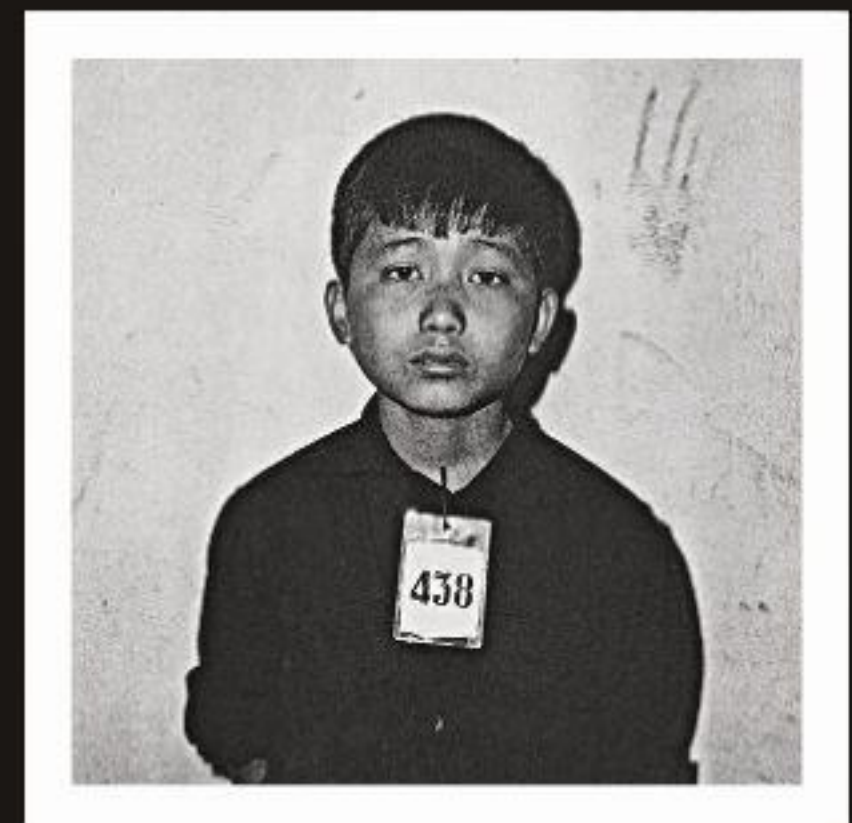
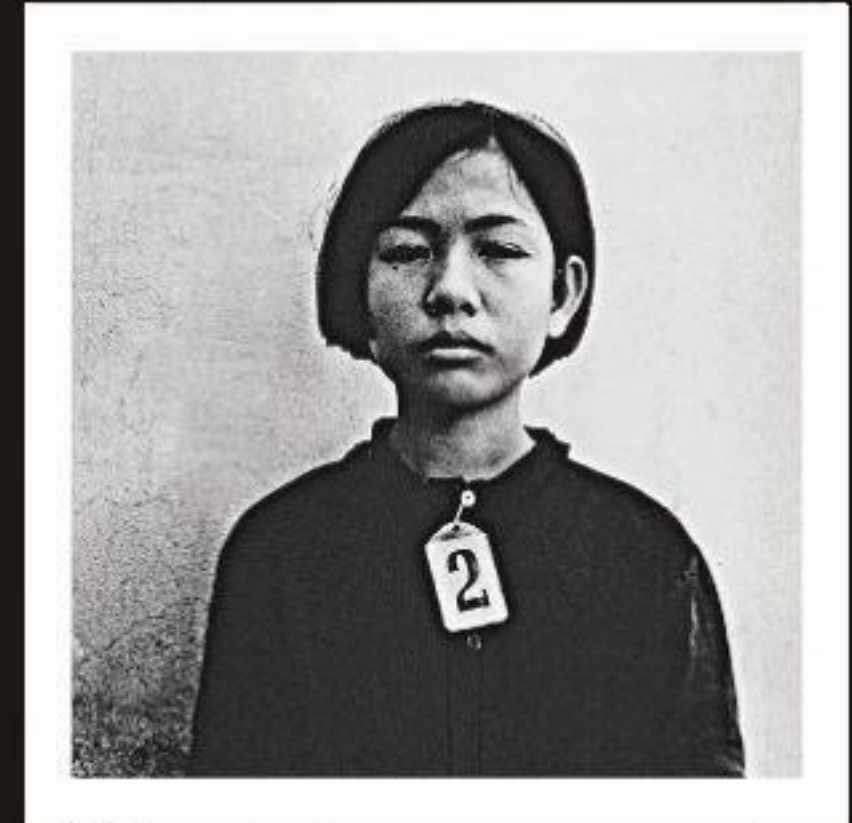
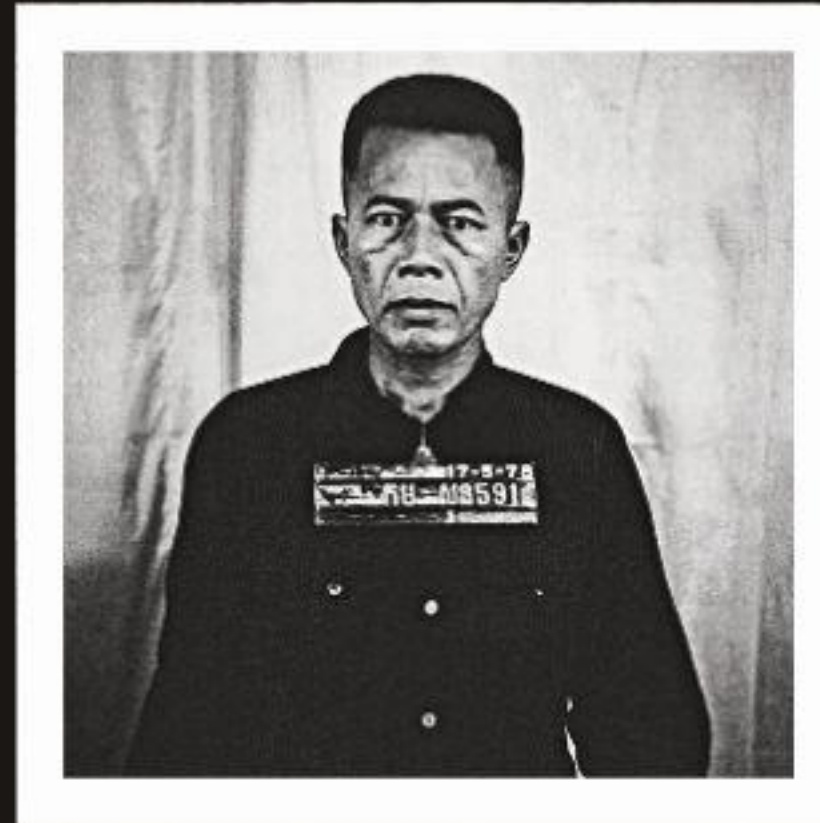
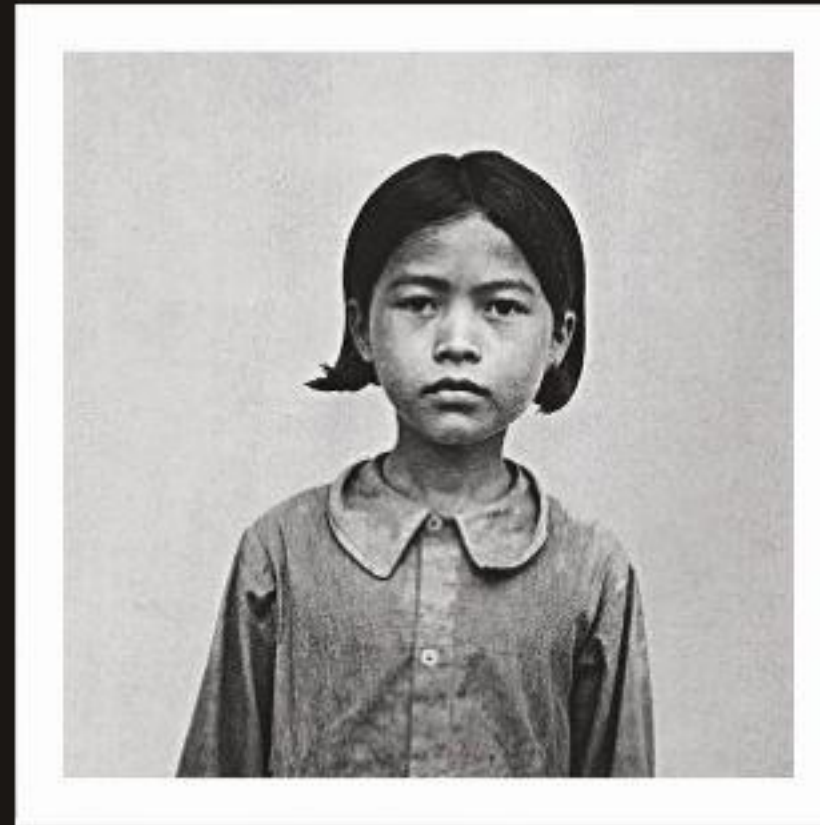
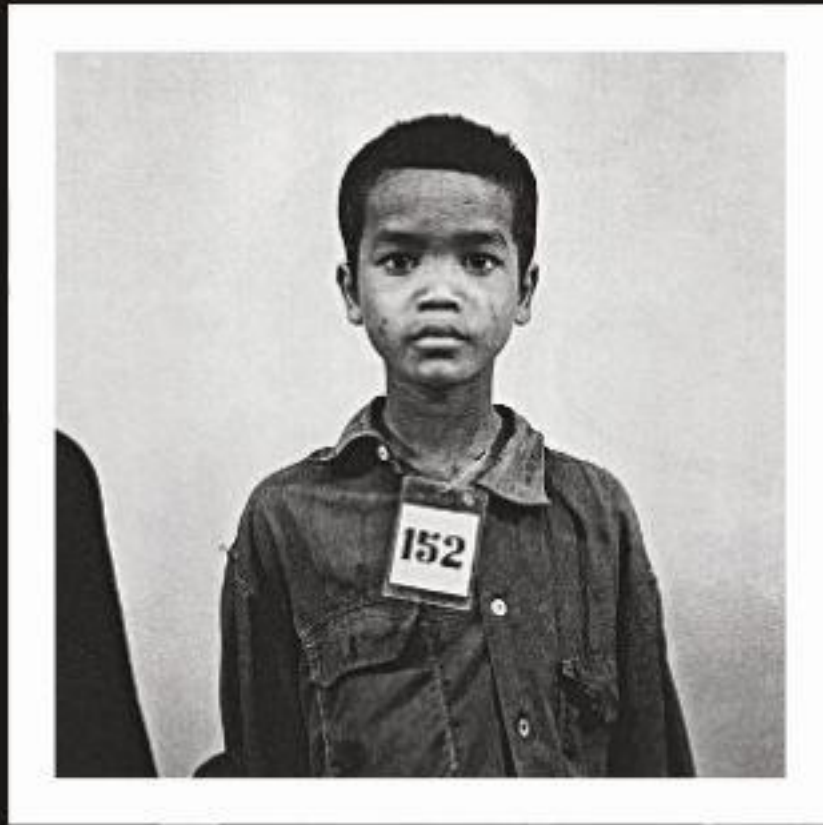
DER ROTE WAHN

Es ist der radikalste Versuch, einen kommunistischen Staat zu schaffen – und eines der größten Verbrechen der Menschheitsgeschichte. 1975 erringen die maoistischen Roten Khmer in Kambodscha die Macht, nachdem der Kampf um Vietnam auch das Nachbarland ins Chaos gestürzt hat. Doch die Politik der neuen Herren führt nicht in die klassenlose Gesellschaft, sondern in den Massenmord

Text: JOHANNES STREMPER



Hunderttausende Kambodschaner
werden von den Roten Khmer zu
»Volksfeinden« erklärt und unter
freiem Himmel umgebracht – auf
killing fields wie diesem



Nachdem sie im April 1975 die Macht an sich gerissen haben, verwandeln die Roten Khmer eine Schule in Phnom Penh in das Foltergefängnis Tuol Sleng, einen Ort unsagbaren Leids. Rund 20 000 Häftlinge werden dort im Laufe der knapp vierjährigen Gewaltherrschaft gequält – darunter zahllose Kinder. Denn die Kommunisten verschleppen nicht nur vermeintliche Volksfeinde, sondern auch deren Angehörige. Niemand soll sich später für die Verbrechen des Regimes rächen können. Unmittelbar nach der Ankunft in dem mit Stacheldraht bewehrten Komplex werden die Gefangenen fotografiert. Die 5000 Porträts, die bis heute überdauert haben, sind die ergreifendsten Zeugnisse des Massenmordes. Manche Opfer schauen arglos in die Kamera, andere sind angsterfüllt. Wieder andere scheinen ungebrochen, fast trotzig. Nur zwei der hier Gezeigten sind namentlich bekannt: Die Frau mit dem Säugling ist Chan Kim Srung, die Gattin des in Ungnade gefallenen stellvertretenden Außenministers. Der Mann rechts neben ihr ist Kim Son, wohl ein Parteifunktionär

N

Nur wenige Minuten währt die Hoffnung. Gerade hat Huot Tat, ein hoher religiöser Führer, im Rundfunk das Wort an die Einwohner Phnom Penhs gerichtet. „Seid ohne Sorge“, hat der Mönch zu den Bürgern gesagt, die in den Häusern ausharren, während draußen fremde Truppen einmarschieren.

Am Morgen ist Kambodschas Hauptstadt nach fünf Jahren Bürgerkrieg an Rebellen gefallen, die sich „Rote Khmer“ nennen. Was haben die Menschen zu erwarten? Werden die Angreifer Gnade zeigen? Oder Blut vergießen?

Viel wissen die Kambodschaner nicht über die Rebellen. Sie wollen die Regierung stürzen, das ist klar, aber über ihre weiteren Ziele ist fast nichts bekannt. Mancher in Phnom Penh mag von Gräueltaten gehört haben, die die Kämpfer in den eroberten Gebieten begangen haben sollen. Aber das könnte auch Propaganda der korrupten und autokratischen Regierung sein, von der die meisten Kambodschaner ohnehin genug haben.

„Unser Land hat eine schwere Zeit hinter sich“, fährt Huot Tat fort. „Wir haben jetzt Frieden.“ Plötzlich unterbricht Tumult die Rede des Geistlichen.

Ein Gewirr von Rufen und Befehlen ist aus den Radiogeräten zu hören – und dann, nach einem Augenblick der Stille, eine fremde, kalte Stimme: „Hiermit setze ich die verachtenswerten, verräterischen Regierungsclique davon in Kenntnis, dass wir nicht gekommen sind, um zu verhandeln. Wir betreten die Hauptstadt mit der Gewalt der Waffen.“

Dann bricht die Übertragung ab. Wer nicht schon entsetzt war, ist es jetzt.

Und so drängen sich die Menschen ängstlich auf den Bürgersteigen, als die Roten Khmer über die Boulevards ins Zentrum ziehen. Aus den Fenstern wehen weiße Bettlaken und Handtücher. Dicht an dicht stehen die Kämpfer auf den Ladeflächen ihrer Lastwagen, andere auf Panzern, dazwischen marschieren Truppen zu Fuß, schwer beladen mit Granatwerfern und Munitionsgürteln.

Viele Soldaten sind in einheitliches Schwarz gekleidet, dazu ein rot-weiß kariertes Schal um den Nacken und an den Füßen Sandalen aus zerschnittenen Autoreifen. Ernst und entschlossen wirken die Guerilleros. Kaum einer lächelt.

Die Menschen wundern sich, wie jung viele Rebellen sind. Etwas Unheimliches geht von diesen Kindersoldaten aus, die mit starrem Blick die Straßen hinabziehen. Manche Hauptstadtbewohner wollen die Roten Khmer willkommen heißen, ihnen die Hände schütteln, ein freundliches Wort wechseln. Doch die Eroberer bleiben stumm, feindselig.

Dennoch: Der Krieg zwischen Regierung und Rebellen ist nun vorbei, und viele Einheimische singen und tanzen vor Erleichterung. Denn das Leben in Phnom Penh war zuletzt unerträglich.

Im Lauf der vergangenen fünf Jahre sind 1,4 Millionen Flüchtlinge in die 600 000-Einwohner-Stadt geströmt. Als die Roten Khmer dann auch noch den Mekong blockierten, die Lebensader Phnom Penhs, und Frachtschiffe versenkten, brach die Versorgung zusammen.

Das ist nun zwei Monate her, und alles ist knapp seitdem: Reis, Benzin, Medikamente. Nur über eine Luftbrücke konnten die USA, die an der Seite der Regierung stehen, das Nötigste an Vorräten in die eingeschlossene Stadt fliegen.

Strom gibt es nur für ein paar Stunden am Tag, Kinder gehen schon lange nicht mehr in die Schule, Neugeborene und Alte sterben an Unterernährung.

Vor rund zweieinhalb Wochen hat Kambodschas Staatschef Lon Nol die Ausweglosigkeit der Lage erkannt und per Helikopter die Stadt verlassen, wie man sich erzählt, mit einer Million Dollar im Gepäck. Auch viele Militärs, höhere Beamte und ausländische Diplomaten sind bereits geflohen.

Nachdem die Rebellen die letzten Verteidigungsstellungen überrannt haben, ist vom Oberkommando der Regierungstruppen der Befehl an die Soldaten ergangen, sich zu ergeben.

Daher treffen die Roten Khmer auf so gut wie keinen Widerstand. Viele der Bauernsöhne haben noch nie eine Stadt, Märkte oder Läden gesehen. Sie plündern Apotheken, tragen Waren aus den Geschäften. Kindersoldaten fahren auf requirierten Jeeps im Kreis und feuern zum Spaß auf Mopeds und Automobile.

Aus den Fenstern einer Bibliothek werfen sie Bücher auf die Straße und zünden sie an. Hunderte Bücher und Zeitschriften treiben später im Fluss.

Wo immer die Rebellen auf Regierungssoldaten treffen, entwaffnen sie die Männer, die meisten werden abgeführt. Eine Rundfunkdurchsage verkündet, dass sich hochrangige Politiker und Offiziere um 14 Uhr im Informationsministerium einfinden sollen, damit ihnen „ihrem Rang gemäß Respekt erwiesen werde“. 43 Vertreter des Regimes melden sich – und werden umgebracht. Ein erstes Zeichen, dass sich die Roten Khmer wenig um Konventionen des Krieges kümmern.

Das Unglaubliche jedoch, der wahnwitzige Plan der Eroberer, entfaltet sich in seiner ganzen Wucht erst im Lauf des Nachmittags. Mit vielem mögen die Bürger gerechnet haben, damit nicht: Die Roten Khmer ordnen an, Phnom Penh zu räumen. Jeder Einwohner hat die Stadt zu verlassen – ohne Ausnahme.

Als Erklärung geben manche Rebellen an, sie müssten evakuieren, da die USA nun Phnom Penh bombardieren würden. In ein paar Tagen könnten alle Bürger zurückkehren. Eine Lüge.

Tatsächlich haben selbst viele Rote-Khmer-Offiziere erst Tage zuvor und nur in Bruchstücken von der geheimen Operation erfahren, und den wahren Grund kennen die wenigsten.

Vielerorts treiben die schwarz gekleideten Soldaten die Bürger noch am selben Nachmittag und unter Gewehrsalven aus ihren Häusern. Mitnehmen

dürfen sie nicht mehr als etwas Reis und ihre Kochtöpfe. Wer sich weigert, wird als „Volksfeind“ erschossen. In einer Straße nageln die Rebellen einen Mann an die Tür eines Hauses und schreiben das Wort „Feind“ auf die Brust.

Was haben die Roten Khmer vor, und wer hat ihnen diesen irrsinnigen Befehl gegeben? An einem Markt im Zentrum stürmt ein 14-jähriger Kämpfer in das Geschäft einer Schneiderin. „Wenn du nicht gehst, feuere ich eine Granate in dein Haus.“ Als die Frau einwendet, sie wisse doch gar nicht wohin, entgegnet der Junge: „Wohin immer du auch gehst, *Angkar* wird über dich wachen. *Angkar* wird schon dort sein.“

Angkar, das kambodschanische Wort für „Die Organisation“, ist die rätselhafte Antwort auf alle Fragen der Vertriebenen, die immer noch nicht glauben können, was hier geschieht. Jeder muss sich *Angkar* unterwerfen, sagen die Soldaten. *Angkar* gehört jetzt alles.

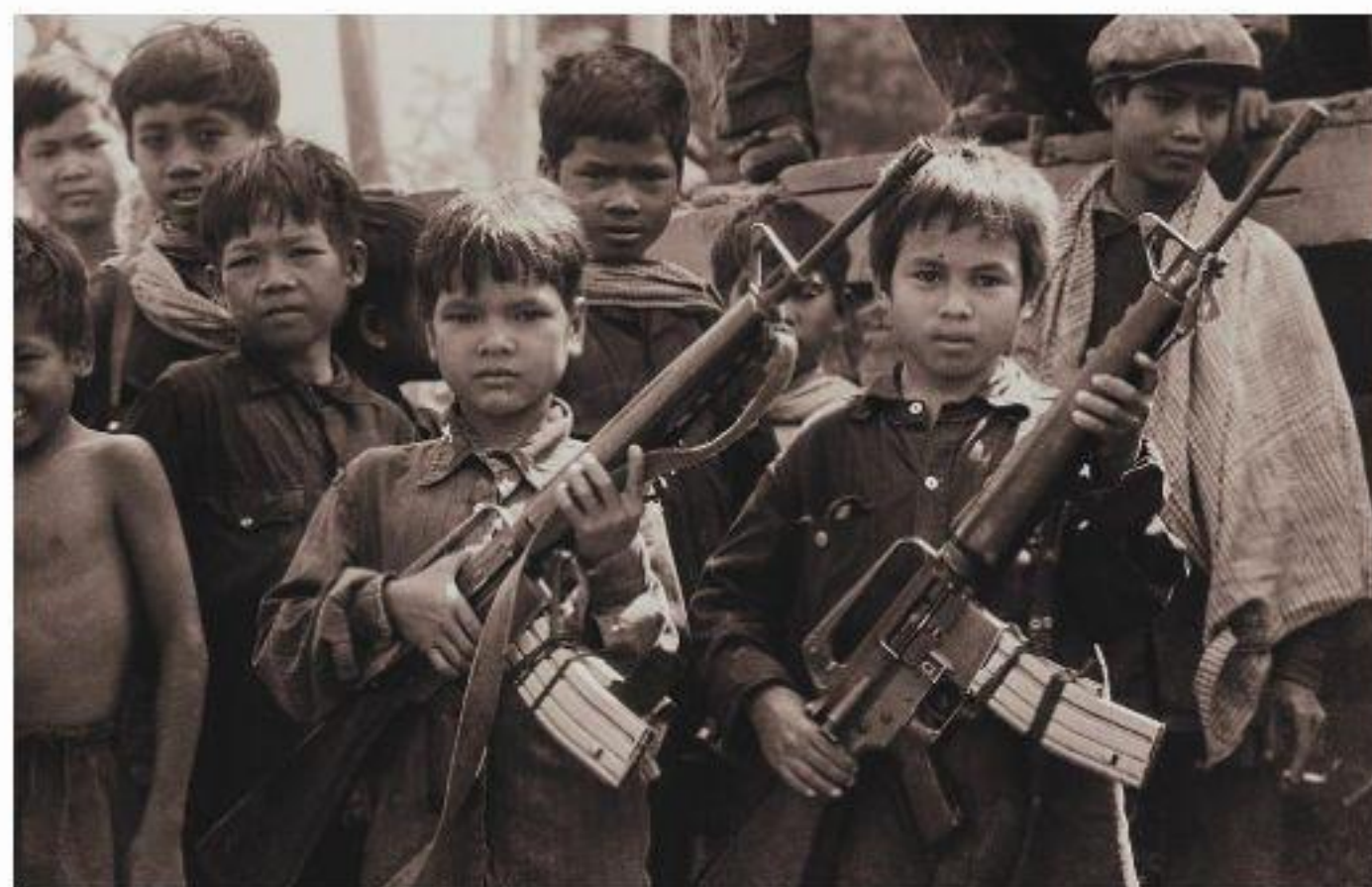
Selbst die meisten Kämpfer der Roten Khmer wissen nicht mehr, als dass *Angkar* die unsichtbare Macht ist, die ihnen ihre Befehle gibt: ein allmächtiger Apparat im Dunkeln. Sie ahnen nicht, dass die Deportation die kühl geplante Entscheidung eines kleinen Kreises kommunistischer Führungskader ist, deren Namen kaum jemand kennt. Und Teil eines größeren Vorhabens, das Kambodscha in den Abgrund stürzen wird.

Niemand bleibt von der Evakuierung verschont. Die Kämpfer dringen

auch in die Hospitäler der Stadt ein, treiben das Personal und die Patienten hinaus ins Freie. Schwerkranke, manche erst ein paar Stunden zuvor operiert, müssen sich im blutigen Kittel und gestützt von Schwestern in den Flüchtlingszug auf den Straßen einreihen, andere werden im Klinikbett aus den Gebäuden gerollt.

Tausende drängen sich in Staub und Hitze über die Straßen. Menschen

In den Reihen der Roten Khmer kämpfen etliche Kindersoldaten. Oft sind es Waisen, die ihre Eltern im vorangegangenen Bürgerkrieg verloren haben (Minderjährige posieren mit Gewehren nach dem Sturz des Regimes)



Die Waldarmee: Vor ihrem Triumph lebten die kambodschanischen Kommunisten jahrelang zurückgezogen im Dschungel – dort bildete sich ihre fanatische Ideologie heraus

Auf dem Flughafen von Phnom Penh empfängt Pol Pot (vorn Mitte), genannt »Bruder Nummer Eins«, der mächtigste Mann im Land, eine chinesische Delegation. Beijing liefert Waffen an das sonst auf Abschottung bedachte Regime



zu Fuß, Kinder an den Händen, ganze Familien auf Fahrrädern und Mopeds, Kriegsversehrte auf Krücken, Autos, die sich Bahn zu schaffen suchen. Dazwischen überall Rebellen, die in die Luft feuern und Anweisungen brüllen.

Die Flüchtlinge ziehen in mehreren Richtungen aus der Stadt hinaus; manche werden einige Tage unterwegs sein, andere zwei Monate. Trinkwasser gibt es nur wenig, und in der bürgerkriegszerstörten Landschaft findet sich kaum etwas zu essen. Viele kollabieren in der Hitze, bleiben am Straßenrand liegen. Hungerige, die aus dem Zug ausscheren, um sich eine Kokosnuss aus den Palmen zu pflücken, werden erschossen.

An Checkpoints halten Rebellen die Deportierten an, um sie zu vernehmen. Wer zugibt, als Soldat oder ziviler Beamter für die Regierung gearbeitet zu haben, wird abgeführt. Wenig später sind Schüsse zu hören. Kämpfer werfen Banknoten in die Luft. „Angkar hat das Geld abgeschafft“, rufen sie.

Phnom Penhs Einwohner sind nicht die einzigen Opfer. Angkar lässt auch alle anderen großen Städte räumen – die Hälfte der Bevölkerung wird aufs Land verschleppt. Tausende sterben auf den Trecks an Erschöpfung und Krankheit, verhungern, werden von den Rebellen exekutiert oder von Minen zerrissen, die noch überall vergraben liegen.

So beginnt die Schreckensherrschaft der Roten Khmer. Der 17. April 1975 wird von ihnen zum Beginn einer neuen Zeitrechnung erhoben. Drei Jahre, acht Monate und 20 Tage später werden 2,2 Millionen Menschen tot sein.

Die Geschichte vom Aufstieg der Roten Khmer ist auch eine Geschichte des Ost-West-Konflikts. Des Krieges in Vietnam, in den Kambodscha hineingerissen wird.

Juli 1954. Die Genfer Konferenz, auf der die provisorische Teilung Vietnams in ein nördliches und ein südliches Territorium beschlossen wird (siehe

Seite 34), bestätigt auch die Unabhängigkeit Kambodschas. Die Franzosen haben sich dort bereits im Vorjahr nach 90 Jahren Herrschaft zurückgezogen.

Kambodscha ist ein Land mit großer Vergangenheit: Vom 9. bis ins 15. Jahrhundert herrschte dort das Königreich Angkor, das sich in seiner Blütezeit über weite Teile von Vietnam, Thailand, Burma sowie Laos erstreckte.

Geblieden sind davon nur die Tempel von Angkor Wat, deren Abbildung auch die Flagge des neuen, unabhängigen Staates schmückt. Nun liegt das kleine Kambodscha eingezwängt zwischen dem weitaus größeren Vietnam im Osten und Thailand im Nordwesten.

Die Khmer (wie das bevölkerungsstärkste Volk in Kambodscha heißt) blicken in aggressiver Erinnerung an vergangene Größe auf ihre Nachbarn herab, leben aber zugleich in der ständigen Angst, von ihnen erobert zu werden. Tatsächlich hätten Thailand und Vietnam das kambodschanische Territorium wohl längst unter sich aufgeteilt, hätte Frankreich nicht sein Kolonialreich errichtet.

Das erste Jahrzehnt nach der Unabhängigkeit verspricht eine gute Zukunft für Kambodscha. Es gibt genug zu essen, reichlich Felder zu bestellen und Arbeitsplätze in den Städten. Der Export von Reis, Gummi und Pfeffer erbringt Devisen. Mit ausländischer Hilfe baut der Staat Straßen, Krankenhäuser, Schulen. Hunderttausende lernen Lesen.

Regiert wird das Land von König Norodom Sihanouk, der seine Abstammung bis auf das Reich Angkor zurückführt. Von vielen Untertanen als volksnah verehrt, hat er auch bei den Städtern und Intellektuellen Sympathien gewonnen, weil er dem Land die Unabhängigkeit brachte. 1955 verzichtet Sihanouk auf den Thron, um als Premierminister die Regierung effizienter kontrollieren zu können. Sein Herrschaftsstil ist autoritär und antidemokratisch, Opposition lässt er oft brutal unterdrücken. Er nennt sich „Prince Papa“ und das Volk seine „Kinder“.

Im Ausland wirkt Sihanouk auf viele unzuverlässig; Diplomaten haben das Gefühl, er würde seinen Gesprächspartnern nach dem Mund reden. Aber der Herrscher hat ein konkretes Ziel: Er will Kambodscha um jeden Preis aus dem Bürgerkrieg in Vietnam heraushalten,

der dort bald nach der Genfer Konferenz ausbricht. Der Prinz verpflichtet sich der Neutralität und nennt sein Land eine „Insel des Friedens“.

Ein paar Jahre geht das gut. Doch dann ändert Sihanouk ab 1963 seine Politik: Fortan sucht er engeren Kontakt zu China und zu Nordvietnam. Es gibt mehrere Gründe für den Kurswechsel, darunter auch persönliche – der Prinz fühlt sich von den Amerikanern nicht wertgeschätzt.

Vor allem aber ist er davon überzeugt, dass die Kommunisten in Vietnam schon bald triumphieren werden.

Seine größte Befürchtung ist, dass sie sich nach ihrem Sieg kambodschanisches Gebiet einverleiben könnten. Daher schließt er ein Abkommen mit Hanoi: Die Nordvietnamesen dürfen den Ho-Chi-Minh-Pfad, der durch kambodschanisches Gebiet verläuft, nutzen sowie Nachschubbasen im Grenzgebiet unterhalten (beides tun sie allerdings ohnehin schon). Zudem öffnet er den Hafen Sihanoukville für Waffenlieferungen an die Kommunisten.

Im Gegenzug erkennt Hanoi Kambodschas Grenzen an. Ebenso entscheidend für Sihanouk: Die Nordvietnamesen verzichten darauf, ihre Genossen in Kambodscha zu unterstützen. Denn dort existiert seit 1951 eine marxistisch-leninistische Arbeiterpartei im Untergrund, die allmählich wächst.

In diesen Jahren lebt in Phnom Penh ein Lehrer namens Saloth Sar, der Geschichte, Französisch und Sozialkunde unterrichtet. Sar – der sich später Pol Pot nennen wird – gehört bald zum Führungskader der Kommunistischen Partei.

Er wurde 1925 geboren und ist im Umfeld des Palasts aufgewachsen: Eine Schwester war eine der Frauen des früheren Königs, ein Bruder Protokollbeamter am Hof. 1949 ist Sar als Stipendiat zum Studium der Radioelektronik nach Paris geschickt worden. Er fand Anschluss an eine Handvoll anderer Stu-

denen aus Kambodscha und entdeckte in der Gruppe den Kommunismus. Er las Marx, Lenin, Stalin und diskutierte mit den Freunden die Zukunft seines Landes. Dieser kleine Debattierkreis, in dem schon viele der zukünftigen Führungskader der Roten Khmer versammelt waren, wurde zur Urzelle von Angkar.

Zurück in der Heimat, müssen die Intellektuellen feststellen, dass der Kommunismus in Kambodscha auf wenig Interesse stößt. Der Prinz ist beliebt, das Volk zufrieden, eine Revolution nicht in Sicht. Viele der Paris-Heimkehrer arbeiten in den nächsten Jahren als Lehrer in der Hauptstadt.

1963 taucht Saloth Sars Name auf einer Regierungsliste von 34 „Umstürzern“ auf. Um der Verhaftung zu entgehen, setzt er sich mit anderen Parteikadern in den Dschungel ab. Auch viele der Schüler folgen ihren Lehrern.

Wenig ist über die folgenden Jahre bekannt. Die radikale Fraktion der Kommunisten, zu der Saloth Sar gehört, will den bewaffneten Kampf gegen Sihanouk aufnehmen. Aber die Partei ist abhängig von ihren vietnamesischen Genossen, unter deren Anleitung sie gegründet worden ist. Und die geben Anweisung, nichts gegen Sihanouk zu unternehmen, der ihnen ja Nachschublinien und Stützpunkte in seinem Land gewährt.

Erst 1968 wagen die Männer um Sar einige begrenzte Anschläge in entlegenen Provinzen des Landes. Als Sihanouk Berichte darüber erreichen, nennt er die Rebellen „Rote Khmer“.

Aber die Guerilla ist nicht sein größtes Problem. Vielmehr lag Sihanouk falsch, der Kommunismus hat in Vietnam nicht gesiegt: Seit dem Kriegseintritt der USA halten sich immer mehr Vietcong-Kämpfer auf kambodschanischem Gebiet auf.

Es bildet sich eine Opposition von rechts gegen Sihanouk: städtische Eliten, Politiker, Militärs, Intellektuelle, die den Kommunismus ablehnen und sich zudem

an der Präsenz des mächtigen Nachbarn Vietnam in ihrer Heimat stören.

Während einer Auslandsreise des Prinzen kommt es im März 1970 zu antivietnamesischen Demonstrationen. Anschließend fordert Premier Lon Nol (Sihanouk ist seit 1960 Staatschef) den Rückzug aller vietnamesischen Truppen binnen 72 Stunden.

Aus dem Ausland verurteilt Sihanouk das Ultimatum seines Premiers, in einem Gespräch kündigt er sogar an, ihn und das ganze Kabinett umbringen zu lassen. Da putscht Lon Nol.

Ein Wendepunkt: Da Kambodscha jetzt von einer US-freundlichen Führung regiert wird, unterstützen Nordvietnam und China die Roten Khmer (die sie bis dahin kaum ernst genommen haben) nun mit Waffen. Zum anderen geht Sihanouk, nun in Beijing im Exil, ausgerechnet ein Bündnis mit den Roten Khmer ein.

„Verschreibt euch dem Guerillakrieg im Dschungel“, beschwört er seine Landsleute in einer Radioansprache. Daraufhin schließen sich Tausende königstreue Bauern den Rebellen an.

Den entscheidenden Grund für den Aufstieg der Roten Khmer aber liefern die USA: Denn unter Duldung des neuen Regimes in Phnom Penh fallen 30 000 GI's und 50 000 Südvietnamesen in das kambodschanische Grenzgebiet ein, um den Vietcong zu vertreiben.

Wegen der immer stärker werdenden Antikriegsbewegung in den USA muss Präsident Richard Nixon die Invasion zwar recht schnell beenden, doch noch verheerender sind die Luftschläge der Amerikaner.

Schon seit 1965 hat die Air Force ohne Wissen der Öffentlichkeit Angriffe gegen die Nachschubwege des Vietcong in Kambodscha geflogen. Jetzt werden die Bombardierungen ausgeweitet. Die Luftschläge treffen vor allem die Bauern. Mehr als 150 000 Zivilisten sterben.

Das treibt die Dorfbewohner in die Arme der Roten Khmer. Die Rebellen rekrutieren ganz gezielt: Nach einer Bombardierung führen sie die Bauern der Umgebung zu dem Ort des Angriffs, um ihnen die Krater und zerstörten Häuser zu zeigen.

Die Kader erzählen den Bauern unter anderem, die Flugzeuge seien aus Phnom Penh geschickt worden – und

hetzen so die Landbevölkerung gegen die Stadtbewohner auf.

Kambodscha reißt es nun in einen fünfjährigen Bürgerkrieg. Die Roten Khmer gehen immer nach der gleichen Methode vor: Haben sie ein Dorf eingenommen, ermorden sie die lokalen Anführer und setzen eigene Leute an deren Stelle.

Die Rebellenarmee wächst von wenigen Tausend Mann vor dem Putsch auf mehr als 150 000 nur zwei Jahre später an. Die Regierungstruppen können sich nicht behaupten. Die Roten Khmer unterwerfen immer mehr Gebiete, belagern schließlich Phnom Penh.

Am 17. April 1975 fällt die Kapitale.

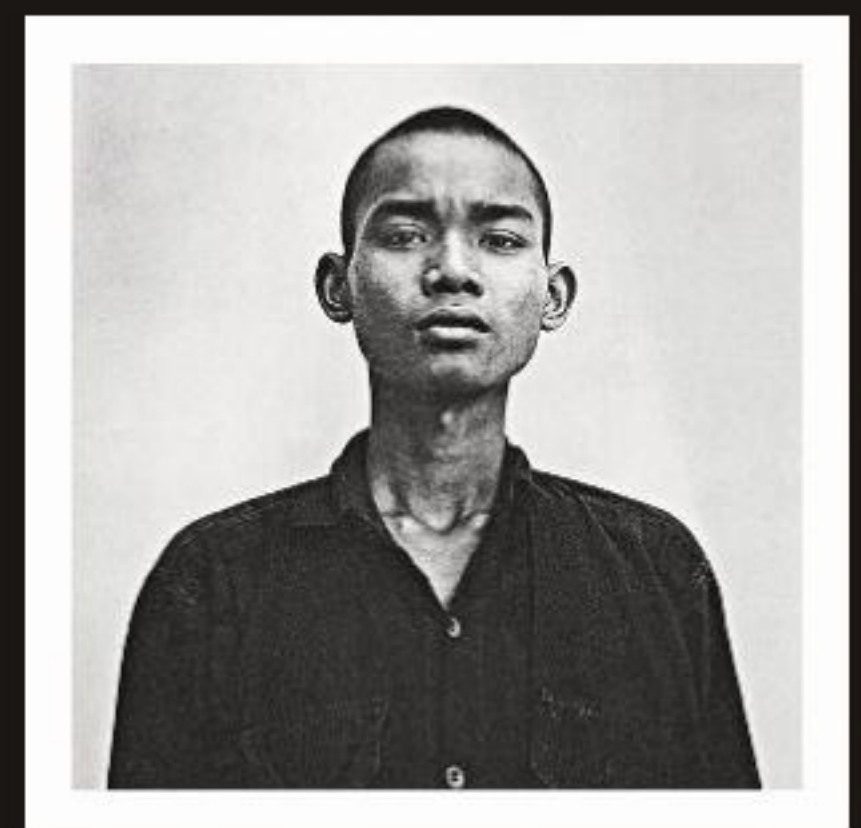
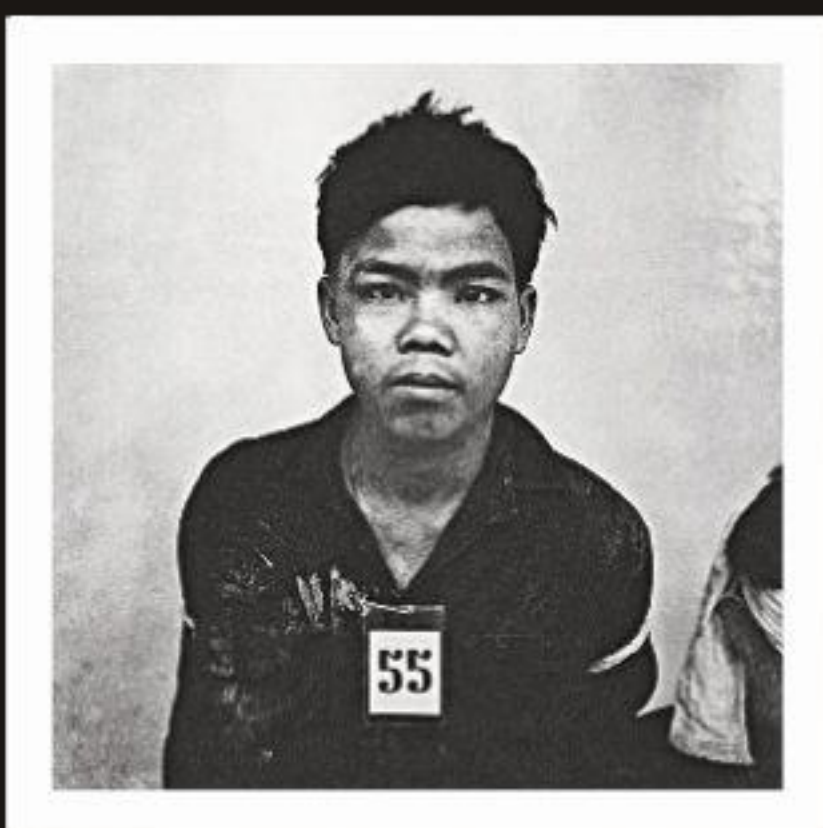
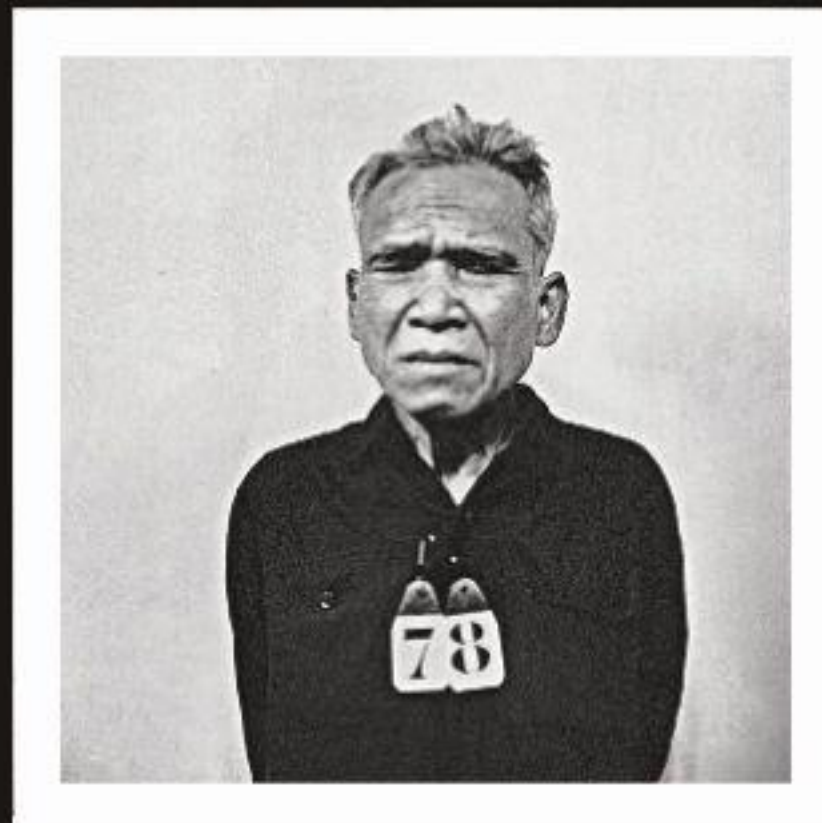
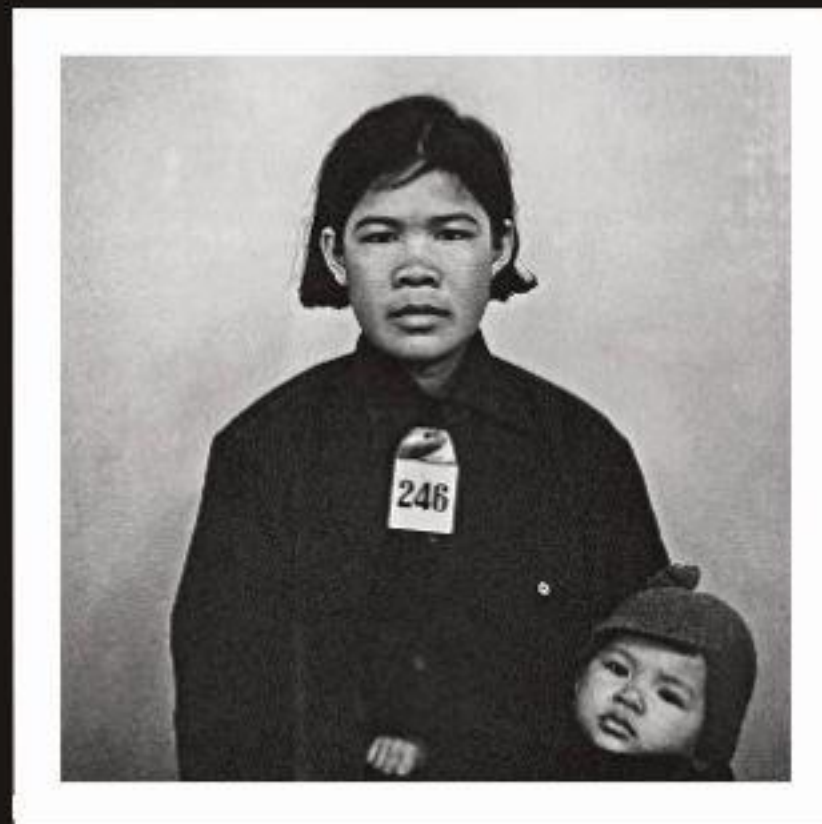
Wohl sieben Tage später trifft Saloth Sar, inzwischen Führer der Rebellen, in Phnom Penh ein, einer Geisterstadt mit verlassenen Boulevards, leeren Häusern, Autowracks am Straßenrand. Auch einige Geschwister Sars waren unter den Deportierten, ein Bruder ist auf dem Treck an Erschöpfung gestorben. Aber der Anführer kümmert sich nicht darum, er hat den Kontakt vor Jahren abgebrochen.

Einen Monat darauf strömen Hunderte Funktionäre und Rebellenoffiziere aus allen Regionen des Landes zu einem Kongress in die Hauptstadt.

Angkar – genauer: der neunköpfige Ständige Ausschuss des Zentralkomitees, das Machtzentrum der KP – will den Kadern die künftige Agenda vorstellen.

Den Zuhörern auf dem Kongress muss sehr bald klar werden, dass es um eine völlige Transformation der kambodschanischen Gesellschaft geht: schnell, total und ohne Rücksicht auf Opfer oder Leiden. Angkar will die Umformung des Landes in einen kommunistischen Agrarstaat, in dem jeder gleich lebt, sich gleich kleidet, gleich arbeitet und denkt.

„2000 Jahre kambodschanischer Geschichte sind beendet“, sagt ein führender Funktionär in jenen Tagen.



Die Roten Khmer sind besessen von der Idee, die kambodschanische Gesellschaft völlig umzuwälzen. Mit rücksichtsloser Gewalt wollen sie einen primitiven Bauernstaat schaffen, ohne Geld, Glauben oder Wissenschaft. Um von ihnen als Klassenfeinde verfolgt zu werden – wie diese Männer und Frauen –, genügt es oft schon, in einer Stadt zu wohnen und nicht auf dem Land, ein Radio zu besitzen oder als Lehrer zu arbeiten. Auch Buddhisten, Christen und ethnische Minderheiten wie Chinesen oder Thai lassen die Machthaber zu Zehntausenden ermorden. Doch je mehr Rückschläge die Kommunisten erdulden müssen, etwa Hungersnöte, desto häufiger richten sich die Mordaktionen gegen manche der eigenen Funktionäre. Denn das Scheitern ihres utopischen Wahns kann sich die Führung um Pol Pot nur durch Verrat in den eigenen Reihen erklären. So befiehlt sie brutale Säuberungen, denen auch hochrangige Mitglieder der Roten Khmer zum Opfer fallen. Die meisten verleben ihre letzten Tage in den Zellen von Tuol Sleng

Die Räumung der Städte sei auf Dauer, wird den Parteimitgliedern mitgeteilt. Privater Besitz, Geld, Märkte und Handel sind fortan verboten. Krankenhäuser, Schulen, Bibliotheken werden geschlossen. Die buddhistischen Tempel sind aufzugeben, die Mönche arbeiten nun auf den Feldern oder werden „ausgemerzt“. Zu liquidieren seien die Angehörigen des alten Regimes, gleich ob Militärs oder Beamte. Den Rest der Bevölkerung müsse man „überprüfen“.

Außerdem beschließt Angkar die vollständige Isolation: Grenzen, ausländische Vertretungen und Presseagenturen werden geschlossen, Zeitungen und TV-Sender eingestellt. Post und Telefon darf man nicht mehr verwenden, das Benutzen von Fremdsprachen steht unter Strafe. Die wenigen westlichen Ausländer, zumeist Diplomaten und Journalisten, haben die Roten Khmer mit Lkw an die thailändische Grenze gebracht und des Landes verwiesen.

Kambodscha wird in sieben Zonen aufgeteilt, die Dörfer werden in Agrarkooperativen zusammengefasst. Die ehemaligen Städter sollen künftig alle als Bauern auf den Reisfeldern arbeiten.

Zumeist spricht auf dem fünftägigen Treffen Nuon Chea: „Bruder Nummer Zwei“, der Vordenker der Roten Khmer. Saloth Sar, „Bruder Nummer Eins“, hält sich im Hintergrund. Debatten sieht der Kongress nicht vor. Die Agenda steht fest und ist nun von den Kadern in den sieben Zonen umzusetzen.

Das Zentralkomitee betont in den folgenden Monaten immer wieder die Einzigartigkeit ihrer Vision. „Die Khmer-Revolution hat keine Vorläufer“, sagt ein Kader, „was wir zu tun versuchen, ist noch nie in der Geschichte getan worden.“ Tatsächlich aber hat Angkars Ideologie sehr wohl Vorläufer.

Zum einen hat Kambodschas KP ähnliche Strukturen und Statuten wie viele kommunistische Parteien. Zum anderen orientieren sich die Roten Khmer an Mao Zedong. 1966 hat Saloth Sar wohl einige Monate in Beijing verbracht

und den Beginn der „Kulturrevolution“ verfolgt. Die Verherrlichung des Bauernlebens, den Intellektuellenhass, die Idee von der „permanenten Revolution“: All das übernehmen die Rebellen von China. Und schließlich wird Josef Stalins Schreckensregime in der Sowjetunion zum Vorbild für Terror, Folter sowie „Säuberungen“ innerhalb der eigenen Partei.

Ein weiteres Leitbild finden die Roten Khmer in ihrer Heimat. Im Urwald des nordöstlichen Berglands, wo sich die Führungskader von 1963 bis 1972 versteckt hielten, leben Jägervölker, die weder Besitz noch Geld kennen. Den Männern um Saloth Sar erschienen die Stämme wie die wahren Kommunisten. Viele ihrer Krieger haben sich den Roten Khmer angeschlossen, manche dienen ihnen später als Leibwächter.

Nur in einem Punkt unterscheiden sich die Roten Khmer von allen anderen kommunistischen Regimes der Geschichte: Auch nach der Machtergreifung hält sich die Führung im Verborgenen. Es gibt keinen Personenkult, keine Bilder oder Lieder, die die neuen Herren preisen. Den Namen Saloth Sar hat kaum ein Diplomat oder Agent je gehört.

Nirgendwo wird deutlich, dass Kambodscha nun von einer kommunistischen Partei regiert wird. Offiziell herrscht jetzt die „Nationale Front“ unter Prinz Sihanouk, der ja im Exil ein Bündnis mit den Rebellen eingegangen ist. Und tatsächlich kehrt der Prinz nach Kambodscha zurück – lebt aber fortan als Marionette der Roten Khmer unter Hausarrest in seinem Palast.

Das Land ist abgeriegelt, fast nichts dringt nach außen – nur die beunruhigenden Geschichten jener Flüchtlinge, die es irgendwie über die Grenzen nach Thailand oder Vietnam schaffen.

Die Transformation der Gesellschaft kann beginnen.

Sobald die aus den Städten Deportierten ihren Bestimmungsort erreichen und ihrer jeweiligen Dorfkommune zugewiesen worden sind, erfahren sie als Erstes, dass sie von nun an „neue Menschen“ sind. All das, was sie einmal ausmachte – Status, Bildung, soziale Beziehungen, Besitz, Beruf –, hat keinen Wert mehr. In den

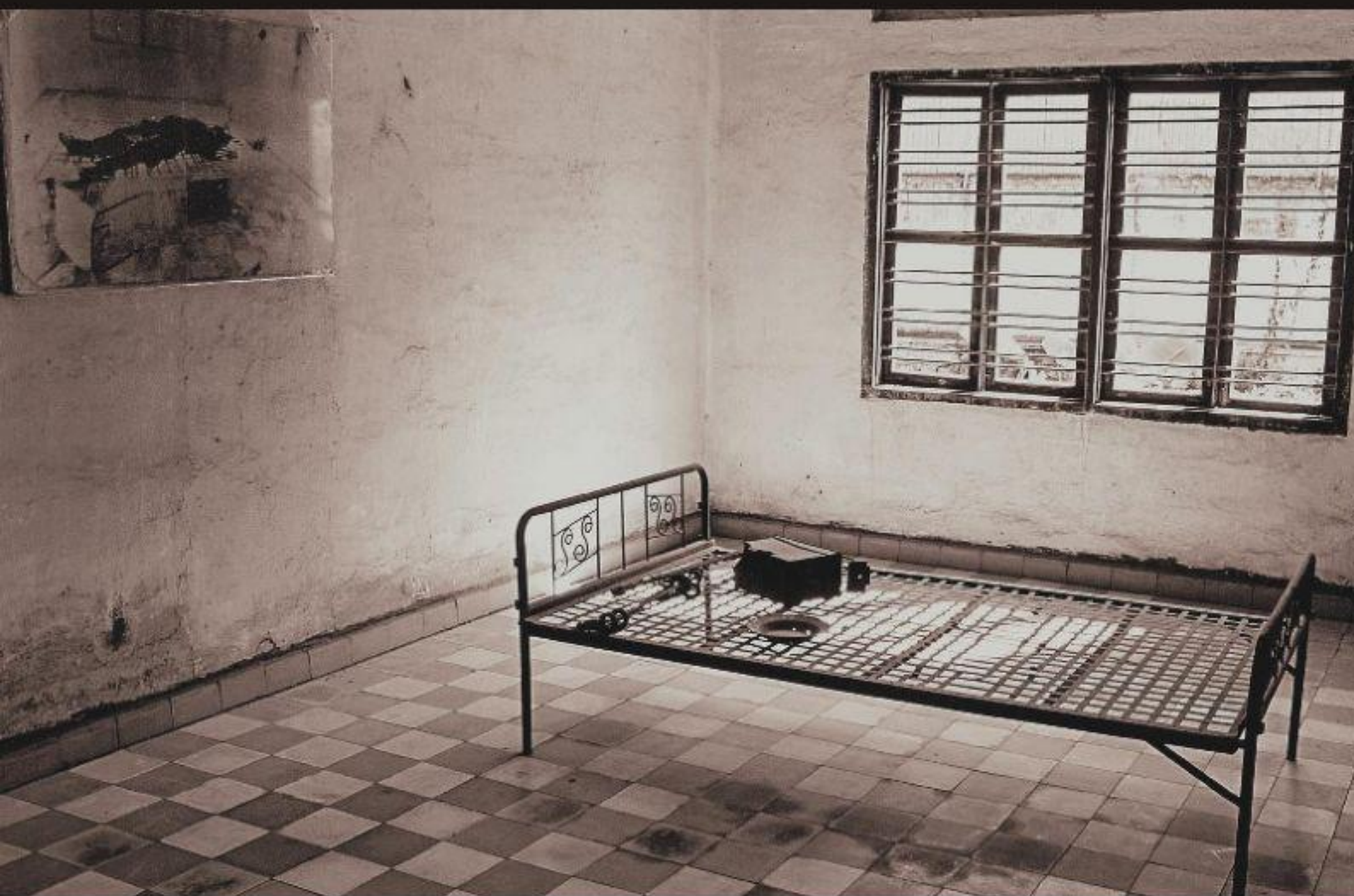
Dörfern werden sie von den „alten Menschen“ erwartet – jenen Bauern, die schon vor dem Umsturz in den von den Rebellen eroberten Gebieten auf dem Land lebten. Die „neuen Menschen“ gelten als Feinde der Revolution, daher müssen sie schwerer arbeiten, erhalten schmalere Rationen. Die Bauern behandeln die Städter oft offen feindselig, sagen ihnen: „Ihr wart wohlhabend und glücklich. Jetzt sind wir an der Reihe.“

Das Leben in den Dorfkommunen ist extrem hart. Da das neue Regime unbedingt den Reisertrag erhöhen will, müssen die Arbeiter ihre Strohhütten und Kasernen häufig schon um vier Uhr morgens verlassen, um in den Feldern zwölf Stunden am Tag Reis zu pflanzen, oft auch länger. Andere schuften in Steinbrüchen, machen Dschungel urbar, bauen Dämme, Straßen, Brücken.

Angkar verordnet die Kleidung, den Haarschnitt, das Vokabular. Keiner kann mehr sagen, was er denkt, oder tun, was er will. Was die Roten Khmer „Kollektiv“ und „Sozialismus“ nennen, ist in Wahrheit Sklavendienst und Tyrannei. Und das Land ein riesiges Arbeitslager.

Anfangs haben die meisten Menschen wenigstens ausreichend zu essen. Doch unterscheiden sich die Bedingungen von Zone zu Zone, Dorf zu Dorf. Hat der Chefkader Organisationstalent, steht der Reis dicht auf den Feldern und ist die geforderte Erntequote nicht zu hoch, können die Zwangsarbeiter darauf hoffen, eine Weile durchzuhalten. Wenn nicht, müssen sie bereits jetzt hungern. Ein weitaus schrecklicheres Schicksal aber trifft jene „neuen Menschen“, die im Südwesten des Landes den moskitoverseuchten Dschungel roden und neue Dörfer bauen sollen. Zahllose Deportierte sterben dort an der Malaria.

Wenn die Arbeiter nach Sonnenuntergang müde von den Feldern zurückkehren, müssen sie sich oft noch gemeinsamen politischen „Schulungen“



In den Folterzellen von Tuol Sleng ketten die Wärter ihre Opfer an blanke Bettgestelle. Dann prügeln sie mit Kabeln auf die Häftlinge ein oder quälen sie mit Elektroschocks

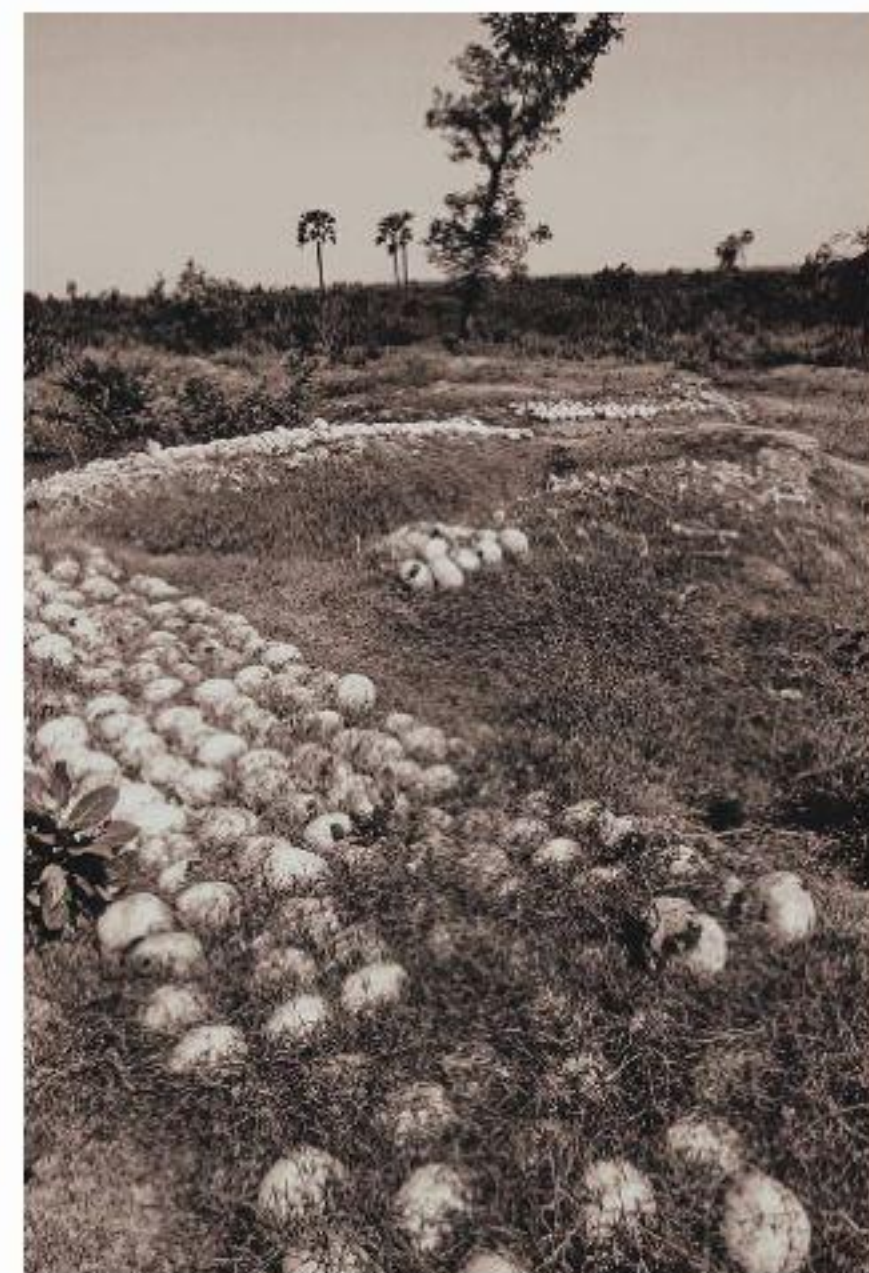
unterziehen, die zuweilen bis morgens um drei andauern. Bist du im Gleichschritt mit der Revolution, fragen die Kader, denkst du noch an Privatbesitz? Macht die Arbeit dir Freude oder arbeitest du nur, weil du musst? Dann erzählen sie den Bauern von der Güte Angkars und den verbrecherischen Imperialisten.

Schon lange vor ihrem Sieg haben die Roten Khmer in den eroberten Dörfern damit begonnen, Kinder ab sechs Jahren zu indoktrinieren, ihnen den Respekt vor Traditionen, Religion und der Autorität der Eltern auszutreiben. Diese Jungen und Mädchen werden zu den fanatischsten Anhängern der Revolution.

„Wir Kinder lieben Angkar grenzenlos“, singen sie. In der Nacht schleichen sie um die Hütten, um die sich Ausruhenden bei Klagen oder dem Gebrauch von Fremdwörtern zu ertappen.

Wieder und wieder müssen die Bewohner der Dorfkommunen ihre „Biografien“ schreiben und Auskunft geben über politische Ansichten, eigene Stärken und Schwächen einschätzen sowie Vorschläge machen, wie sie ihr Verhalten verbessern könnten. Wenn eine Biografie von den Funktionären als „zu kompliziert“ bewertet wird, ist deren Verfasser oft am nächsten Tag verschwunden.

Auf diesem Feld ermorden die Roten Khmer viele ihrer Gefangenen. Erwachsene erschlagen sie mit Schaufeln, Babys zerschmettern sie an einem Baum (exhumierte Gebeine)



Das Strafmaß für fast jede Art von Vergehen ist die Exekution: Wer sich über die harte Arbeit beschwert oder über die schmalen Rationen, wer Kartoffeln vom Feld klaubt oder Nahrung versteckt, wer heimlich einen Brief liest oder betet, muss mit dem Tod rechnen. Jeder, der weiche Hände oder einen hellen Teint hat, eine Brille trägt, gilt als „Kapitalist“ und schwebt in Lebensgefahr.

Eine Lehrerin verfasst ihre Biografien bewusst in ungelinker Handschrift, um ihren Beruf zu verschleiern, und sagt, sie habe früher Bananen auf der Straße verkauft. Doch die Kader bleiben misstrauisch, wegen ihrer hellen Hautfarbe. Der Stand habe im Schatten gelegen, sagt die Frau – und wird verschont.

Tag für Tag ist zu sehen, wie Soldaten gefesselte Männer und Frauen in den Dschungel bringen und allein wieder zurückkehren. „Angkar tötet, aber sie sagt niemals warum“, erzählt man sich.

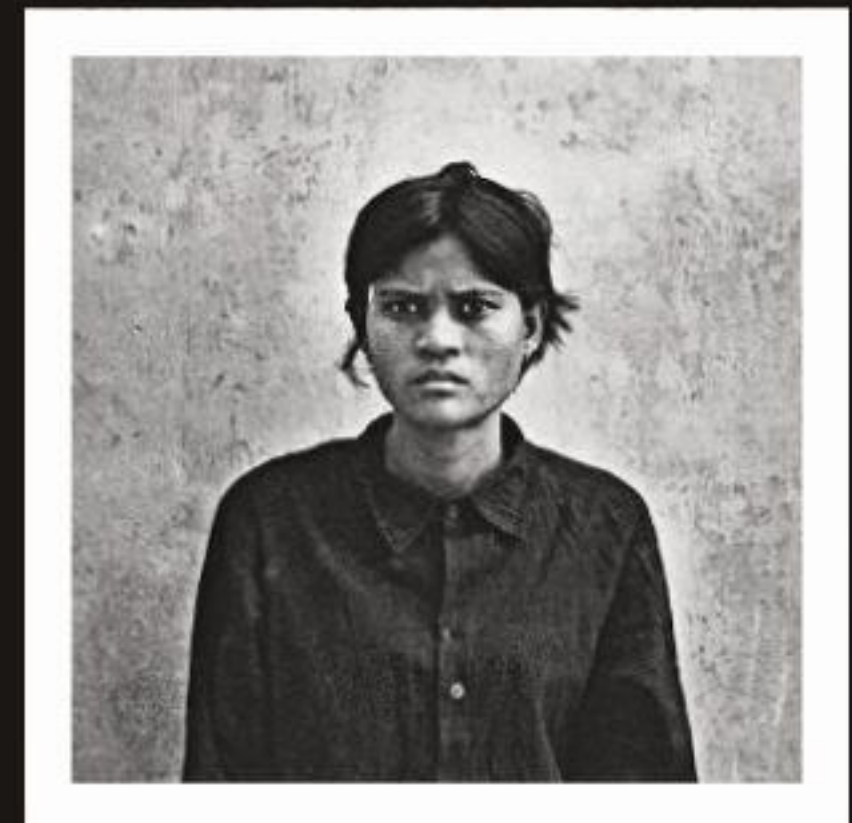
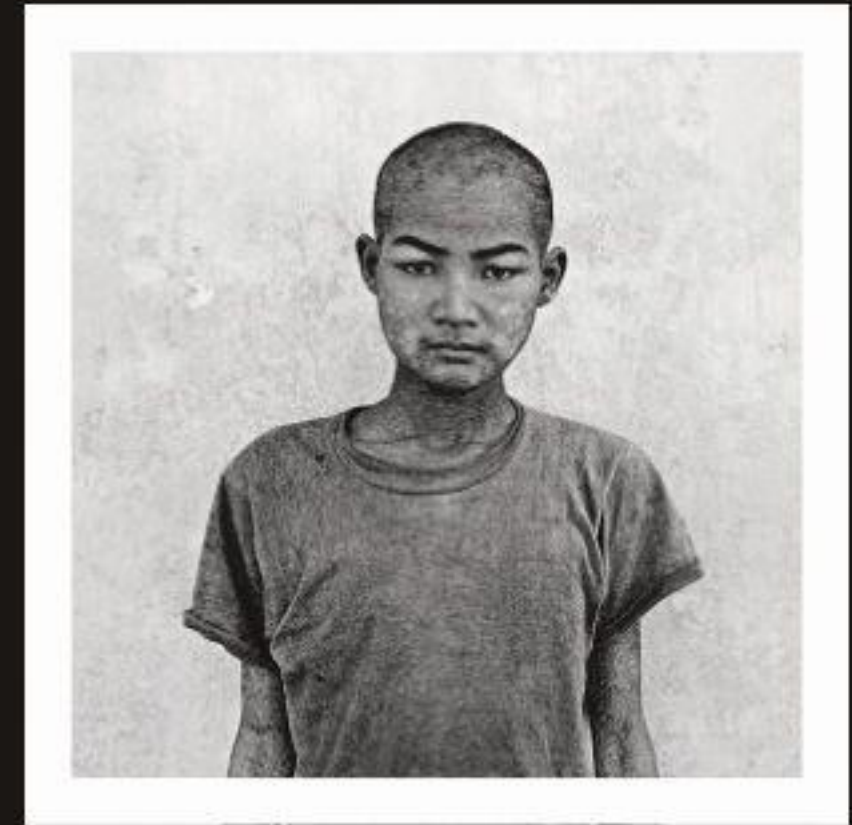
Anfang 1976 rufen die Roten Khmer das „Demokratische Kampuchea“ aus.

Prinz Sihanouk bittet um seinen Rücktritt, was ihm gewährt wird. Eine angebliche „Volksversammlung“ bestätigt im April eine neue Regierung.

Premier ist ein Mann namens Pol Pot – es ist das erste Mal, dass Saloth Sar diesen unter der Landbevölkerung weit verbreiteten Namen verwendet. Mehr wird über ihn nicht bekannt.

Mit einem Vierjahresplan wollen die Machthaber die Landwirtschaft intensivieren. Statt einer Tonne Reis pro Hektar sollen es nun drei sein – für den Export. Die Kommunisten haben zwar ihre eigene Währung abgeschafft und preisen immer wieder die Autarkie Kambodschas, aber jetzt brauchen sie Devisen, um Maschinen und Waffen von China zu kaufen.

Viele der „alten Menschen“ haben trotz aller Entbehrungen lange aufseiten des Regimes gestanden und daran



Am 7. Januar 1979 marschieren vietnamesische Truppen in Phnom Penh ein, weil die Roten Khmer das Nachbarland aus ideologischen Gründen immer wieder angegriffen haben, und setzen deren Gewaltherrschaft ein Ende. Etwa 200 Insassen des Foltergefängnisses Tuol Sleng überleben den revolutionären Terror (die hier abgebildeten Gefangenen gehören nicht dazu). Seither ist das Foltergefängnis ein Museum, das an den Völkermord erinnert. Insgesamt fallen 2,2 Millionen Kambodschaner Pol Pot und seinem Wahn vom Steinzeitkommunismus zum Opfer. Der Anführer der Roten Khmer flieht mit seinen Getreuen vor den vietnamesischen Invasoren in den abgelegenen Westen des Landes, wo er den bewaffneten Kampf noch bis kurz vor seinem Tod im Jahr 1998 weiterführt. Erst 2009 muss sich erstmals ein Mitglied der Khmer-Kommunisten für Verbrechen gegen die Menschlichkeit vor einem kambodschanisch-internationalen Gerichtshof verantworten: Es ist »Bruder Duch«, ein ehemaliger Mathematiklehrer – und der Leiter von Tuol Sleng. Das Urteil: lebenslange Haft

geglaubt, dass es zumindest ihnen bald besser gehen werde. Doch als sie die mit Reis beladenen Lastwagen Richtung Phnom Penh davonfahren sehen, schwinden ihre Hoffnungen.

Die Enttäuschung wird zu Hass, als die Roten Khmer auch noch die Familien zerschlagen – in ihren Augen eine ebenso konterrevolutionäre Struktur wie Status oder Bildung. Viele Ehepaare leben fortan getrennt voneinander in den Dorfkommunen, Kinder ab drei Jahren werden ihren Müttern weggenommen. Jungen und Mädchen unter zehn müssen arbeiten. Nur selten dürfen die Kinder ihre Eltern besuchen.

In den folgenden zwei Jahren wird die Arbeit immer härter, die Verpflegung immer schlechter. Da das Zentralkomitee unmögliche Quoten fordert, schicken viele Dorfkader die Ernteberichte und schicken Reis, der für die Einheimischen vorgesehen war, nach Phnom Penh. Gessen wird jetzt gemeinsam zu Hunderten in kommunalen Kantinen, in wechselnden Schichten. Die Rationen werden immer kleiner, für viele Menschen reicht es nur noch für eine dünne Reissuppe, in der man die einzelnen Körner zählen kann. Gelegentlich gibt es zusätzlich einen Brocken Salz, um daran zu lutschen.

Da Besitz und private Mahlzeiten gegen die Ideologie der Roten Khmer verstoßen, dürfen Dorfbewohner in ihren wenigen freien Stunden kein Gemüse oder Obst anbauen, keine Hühner halten, oft nicht einmal die Fische in den Kanälen der Reisfelder fangen. Heimlich essen manche die Stämme von Papayapflanzen, Gras, Eidechsen und Geckos. Andere sind so hungrig, dass sie Tote ausgraben.

Ein Teenager, dessen Großvater, Schwager und älterer Bruder von den Roten Khmer ermordet wurden, erlebt mit, wie nacheinander eine Nichte und ein Neffe sterben, dann zwei Tanten, die Großmutter, eine Schwester, die Mutter und ein kleiner Bruder.

Seine letzte Verwandte, eine zweite Schwester, scheidet hin mit den Worten „Kann ich einen Löffel Reis haben?“.

Während Tausende durch Hunger, Krankheit und Erschöpfung zugrunde gehen, hält ein Mitglied des Zentralkomitees auf einer Massenkundgebung eine Rede: „Unser Volk ist immer begeisterter im Kampf um den Aufbau des Landes dabei. Selbst den Klassen aus Phnom Penh wird mehr und mehr bewusst, dass es nicht einfach ist, dem Weg der Unabhängigkeit zu folgen. Sie wissen, dass dieser Weg nicht mit Rosen gepflastert ist, aber dass es ein ehrenhafter, edler Weg ist.“

Und tatsächlich scheint der Zirkel um Pol Pot keine Selbstzweifel zu kennen. Als sich zum Beispiel immer deutlicher zeigt, dass die Kollektivierung der Landwirtschaft in die Katastrophe führt, erklären die Roten Khmer, Verräter in den eigenen Reihen würden die Revolution sabotieren.

Auf einem Treffen in Phnom Penh spricht Pol Pot von einer „Krankheit“, die er in der Partei ausgemacht habe; „Mikroben“ würden Gesellschaft, Partei und Armee zersetzen. Diese Krankheit gelte es zu bekämpfen: „Macht euch keine Sorgen, falls wir ein oder zwei Leute mit üblem Hintergrund verlieren.“

Es ist nicht das erste Mal, dass die Führung die Partei säubert. Schon vor der Machtübernahme 1975 hat sie zahllose Gefolgsleute töten lassen: Funktionäre, die für einen gemäßigten Kurs eintraten; kommunistische Rückkehrer aus dem Exil, denen sie misstraute; Angehörige der „Nationalen Front“ des Prinzen Sihanouk, die doch eigentlich an ihrer Seite gegen die Regierung kämpften.

Anfang 1977 beginnt die nächste Welle des internen Terrors. Dabei trifft es vor allem die Parteimitglieder aus der Northwest-Zone. Als von dort wegen einer schlechten Ernte weitaus weniger Reis Phnom Penh erreicht als gefordert, macht die Führung lokale Kader verantwortlich: Sie würden absichtlich die Ernte vernichten, um Angkar zu schaden. Alle Sekretäre und deren Mitarbeiter im Nordwesten werden verhaftet.

Viele der Festgenommenen kommen nach Tuol Sleng, einem früheren Gymnasium in Phnom Penh. Außer den Wachen wissen nur die obersten KP-Ka-

der von dem Gefängnis. Ein Wellblechzaun sowie Stacheldraht umgrenzen das Gelände. Die Gefangenen werden meist nachts auf Lkw hierhergebracht, gefesselt, mit verbundenen Augen. Die Wachen dürfen mit ihnen nicht sprechen, die Verhafteten auch nicht untereinander.

Vier dreistöckige Betongebäude umgeben zwei große Innenhöfe, in denen Kokospalmen und Frangipani-Bäume stehen und ein Gerüst, an dem früher die Schulkinder Sportübungen machten. Jetzt dient es als Folterinstrument, an dem Wärter die Gefangenen an den Armen aufhängen. Die offenen Außengänge vor den Klassenzimmern in den oberen Etagen sind mit Gittern gesichert, damit sich kein Häftling nach unten stürzen und so selbst töten kann.

Dutzende Menschen sind in einem Raum untergebracht, aneinandergekettet. Für die Notdurft liegen ein paar ausgediente Munitionsbüchsen bereit. Andere Klassenzimmer sind durch grob gemauerte Ziegelwände in Einzelzellen für wichtigere Häftlinge unterteilt, zwei Meter lang, 80 Zentimeter breit.

Kaum ein Insasse wird je freigelassen. Dies ist der Vorraum zum Tod. Manche Verhaftete bleiben nur ein paar Tage, andere Monate – am Ende aber werden fast alle ermordet. Zweck der Anlage ist das Produzieren von Geständnissen. Zehntausende Seiten Akten wird man später finden, Zeugnisse vom Verfolgungswahn der Führungskader.

Die Verhöre dauern oft bis Mitternacht, die Gefangenen werden geschlagen, mit Elektroschocks gefoltert. „Wir haben ihn vier- oder fünfmal ausgepeitscht, um seinen Widerstand zu brechen, und ihn dann mit Wasser vollgumpft“, protokollieren die Folterknechte das Verhör eines hohen Funktionärs.

Möglicherweise planen einige Kader in dieser Zeit tatsächlich den Sturz Pol Pots. Bomben sind in Phnom Penh explodiert. Gerüchte kursieren, man wolle „Bruder Nummer Eins“ vergiften.

Aber fast alle Häftlinge in Tuol Sleng erfinden Geschichten ihres eige-

nen Verrats, um die Verhörexperten zu friedenzustellen und von der Folter erlöst zu werden. Sie belasten angebliche Mitverschwörer, die ihrerseits verhaftet werden und neue Namen nennen.

So entsteht aus dem Nichts eine Intrige, bis in die höchsten Reihen der Partei. Sobald ein Kader in Verdacht gerät, reißt er seine gesamte Umgebung und die Angehörigen mit in den Abgrund. Als etwa der Landwirtschaftsminister in das Foltergefängnis überstellt wird, verhaftet die Geheimpolizei auch seine Familie und 200 Mitarbeiter.

Der Leiter von Tuol Sleng ist ein ehemaliger Lehrer. Nächtelang studiert er die Geständnisse, sucht nach geheimen Verbindungen zwischen den Verschwörern, lässt die Häftlinge immer wieder neue Versionen und Überarbeitungen verfassen. „Ich möchte dir meinen Dank und meine Anerkennung aussprechen“, schreibt er einem Funktionär, der seit Wochen verhört wird. Die „Einrichtungen“ im Gefängnis (gemeint ist die Folter) „haben bei deiner Erziehung sehr geholfen. Aber um fortzufahren, schildere bitte wahrheitsgemäß und verständlich, warum du so inbrünstig an die verrottete CIA geglaubt hast. Das ist das Problem, das du noch nicht deutlich erklärt hast. Das ist das Problem, das du bisher vermieden hast.“

Eine Agententätigkeit für die CIA ist die höchste denkbare Form des Verrats. Fast alle Geständnisse laufen darauf hinaus, erst dann lassen die Folterer von ihren Opfern ab. Dabei haben viele Gefangene gar keine Vorstellung von der CIA. Einer, der nur weiß, dass der Geheimdienst das Gegenteil von Angkar sein muss, gibt zu Protokoll, die Abkürzung stehe für „genug zu essen haben“.

Pol Pot und die anderen Führungskader lesen regelmäßig die Berichte aus Tuol Sleng. Erst wenn sie mit den Geständnissen zufrieden sind, gibt es das Einverständnis zur Exekution. Anfangs töten die Wachen die Gefangenen noch auf dem Gefängnisgelände, aber als immer mehr Menschen überstellt werden,

bringen Lkw die Häftlinge nachts nach Choeung Ek, einem früheren chinesischen Friedhof nahe Phnom Penh.

Wachen führen die Gefangenen an den Rand von Gruben. Scheinwerfer erleuchten das Gelände. Aus Lautsprechern schallen Revolutionslieder. Dann töten die Schergen die Menschen mit Äxten, Hacken, Schaufeln – auch Frauen und Kinder. Säuglingen zerschmettern die Mörder die Köpfe an Baumstämmen.

Von den 20 000 Gefangenen, die in Tuol Sleng inhaftiert wurden, überleben nur etwa 200.

September 1977: In einer Radioansprache gibt Pol Pot bekannt, dass Kambodscha von einer kommunistischen Partei regiert werde. Wahrscheinlich tritt das Regime auf Druck seines wichtigsten Partners ins Licht: China drängt darauf, die Roten Khmer als Teil der internationalen kommunistischen Bewegung zu präsentieren.

Als das Radio die Ansprache überträgt, ist Pol Pot nicht im Land. Er ist wenige Tage zuvor nach Beijing gereist. Während des Staatsempfangs wird er fotografiert. Analysten gelingt es, den Mann auf dem Foto als Saloth Sar zu identifizieren, einen früheren Schullehrer aus Phnom Penh.

Während sich die Beziehungen zu China intensivieren, treibt Pol Pot seinen Staat zugleich in einen Konflikt mit dem nun vereinigten Vietnam.

Viele Kambodschaner verachten den Nachbarn aus Fremdenhass (sie empfinden die Vietnamesen als fremdartige, minderwertige Rasse). Zudem sieht sich Pol Pots Regime als Erbe des Großreichs Angkor und will dessen Stärke wieder aufleben lassen.

Dazu gehört, das fruchtbare Mekongdelta zurückzuerobern, das einst kambodschanisches Territorium war.

China, das seit Jahrzehnten Grenzstreitigkeiten mit Vietnam hat und dessen Regierung zudem verübelt, dass Hanoi sich mit dem Konkurrenten UdSSR verbündet hat, unterstützt Pol Pot und liefert bereitwillig Waffen.

Im Verlauf des Jahres 1977 fallen die Roten Khmer immer wieder in vietnamesisches Gebiet ein, provozieren Zwischenfälle an den Grenzen. Im Oktober

reagiert Hanoi und besetzt Gebiete im Osten Kambodschas. Die Vietnamesen ziehen sich zwar bald wieder zurück, aber Pol Pot muss erkennen, wie verwundbar sein Regime ist. Die Schuld gibt er den lokalen Kadern. Eine weitere Welle der Säuberungen erschüttert die Partei. Alle Funktionäre der Ost-Zone sollen durch andere Kader ersetzt werden.

Im Jahr darauf aber steht das Regime vor dem Zusammenbruch. Hunderttausende verhungern. Der Führungszirkel der Roten Khmer richtet seine ganze Energie nur noch auf die Vernichtung vermeintlicher innerer Feinde.

Mit der Paranoia steigt auch der Blutdurst der Männer um Pol Pot ins Grenzenlose. Nun erklären sie nicht nur die Kader, sondern die gesamte Bevölkerung der Ost-Zone an der Grenze zu Vietnam zu Verrätern. Wohl 250 000 Menschen fallen dort Massakern und Massenexekutionen zum Opfer.

Auch vor den obersten Spitzen der Partei machen die Säuberungen nicht halt. Mehrere Mitglieder des Zentralkomitees, sechs der sieben Zonenchefs, zwei stellvertretende Premierminister und Hunderte Offiziere sterben.

„Wenn Angkar jedermann verhaftet“, fragt ein Gefangener in seinem Geständnis, „wer bleibt dann noch, um die Revolution zu machen?“

Nun brechen Aufstände gegen das Regime aus. In einigen Kommunen werden Dorfchefs von den Feldarbeitern massakriert. 70 abtrünnige Militärkader gründen eine „Nationale Vereinigte Front zur Rettung Kampuchas“ und bitten Vietnam um militärische Hilfe.

Und tatsächlich: In der Nacht zum 25. Dezember 1978 beginnt die Invasion. Rund 150 000 vietnamesische Soldaten und 15 000 kambodschanische Pol-Pot-Gegner rücken vor.

Binnen zwei Wochen fällt die Herrschaft der Roten Khmer in sich zusammen. Zu viele erfahrene Offiziere und Führungskader hat Angkar während der Säuberungen getötet, um noch effektiv Widerstand leisten zu können.

Am 7. Januar 1979 ziehen die Eroberer in die Geisterstadt Phnom Penh ein. Pol Pot und die verbliebenen Anführer sind wenige Stunden zuvor mit Zügen und Helikoptern geflohen, viele setzen sich ins Grenzgebiet zu Thailand ab. Als einer der Letzten verlässt der Leiter von Tuol Sleng die Stadt. Während schon Panzer durch die Straßen fahren, beaufsichtigt er noch die Exekutionen von 14 Gefangenen. Die Wärter schneiden ihnen die Kehlen durch.

Die Roten Khmer, die 2000 Jahre kambodschanische Geschichte beenden wollten, halten sich selbst keine vier Jahre an der Macht. Doch in dieser kurzen Zeit begehen sie den – im Verhältnis zur Bevölkerungszahl – größten Massensmord des 20. Jahrhunderts. Überall im Land entdeckt man nun Gräberfelder, in denen die Opfer der Exekutionen verscharrt liegen. Wohl 1,1 Millionen Menschen sind auf diesen *killing fields* ermordet worden, weitere 1,1 Millionen an Hunger und Krankheit gestorben.

Und auch jetzt geben die Roten Khmer nicht auf. Noch zwei weitere Jahrzehnte lang terrorisieren sie vom Grenzgebiet zwischen Thailand und Kambodscha aus die Bevölkerung.

Ihre Gegner, die Führer der „Nationalen Vereinigten Front“, haben schon kurz nach der Eroberung Phnom Penhs die „Volksrepublik Kampuchea“ ausgerufen. Tatsächlich aber kontrolliert Vietnam bis 1989 das Land, zieht dann seine Truppen zurück, 1993 kommt es zu Wahlen. (Sihanouk wird König einer konstitutionellen Monarchie.)

Erst 1998 legen die letzten Führer der Roten Khmer die Waffen nieder. Zur Rechenschaft gezogen wird kaum einer. Kambodschas Regierung verfolgt nun einen Kurs der „nationalen Versöhnung“ – auch weil viele der Politiker selber ehemalige Rote Khmer sind und sich erst bei dem Sturz Pol Pots mit den Vietnamesen verbündet haben. An Aufarbeitung liegt ihnen nicht.

2006 wird mit Unterstützung der Vereinten Nationen ein „Kambodscha-

Tribunal“ einberufen. Drei Funktionäre verurteilen die Richter zu lebenslanger Haft: „Bruder Nummer Zwei“ Noun Chea, „Bruder Nummer Neun“ Khieu Samphan und den Gefängnischef von Tuol Sleng. Viele andere Führungskader sind da schon nicht mehr am Leben – so auch Pol Pot, der 1998 wohl an Altersschwäche in einem Rebellenlager im Grenzgebiet zu Thailand gestorben ist. Reue hat er nie gezeigt, nie die mörderische Ideologie in Zweifel gezogen.

Es sei ein Fehler gewesen, verriet er einmal in einem Gespräch, „dass wir zu vielen Leuten vertraut haben“.

In Vietnam kommt es bereits kurz nach der Eroberung Phnom Penhs 1979 zu einem weiteren Krieg: Diesmal stehen die Truppen gegen chinesische Soldaten, die von Norden her einmarschiert sind, um Hanoi (nach der Invasion Kambodschas offenkundige) Machtansprüche in der Region zu dämpfen.

Knapp vier Wochen lang gibt es heftige Gefechte, bei denen auf beiden Seiten zusammen wohl über 50 000 Menschen sterben, dann ziehen sich Chinas Truppen zurück; allerdings wird der Konflikt zwischen den nun verfeindeten kommunistischen Regimes noch mehr als ein Jahrzehnt weitersimmern.

Doch mit dem Ende des Waffengangs zwischen Hanoi und Beijing sind die großen Kämpfe um Vietnam endgültig vorüber – jene Kämpfe, die rund 35 Jahre zuvor als Unabhängigkeitskrieg begannen, die nach der Teilung Vietnams als Bürgerkrieg im Süden aufbrandeten und mit dem Eintritt der USA zu einem erbitterten Ringen um Macht, Weltanschauung und Weltordnung eskalierten.

Der Krieg hat ein versehrtes Land hinterlassen. Mindestens zwei Millionen Vietnamesen sind ums Leben gekommen, ebenso viele bleiben als Kriegsverwundete zurück. Millionen Menschen leiden an den Folgen, die der Einsatz von Pflanzengiften durch die US-Militärs verursacht hat. Chemikalien, Bombenangriffe, Gefechte und Minen haben große Teile von Dschungel und Ackerland in Mondlandschaften verwandelt.

Die kommunistische Führung versucht nach dem Krieg den Wiederaufbau. Die Wirtschaft wird verstaatlicht,

die Landwirtschaft kollektiviert. Hunderttausende Südvietnamesen kommen in Lager, wo sie Zwangsarbeit verrichten und zu demütigen Bürgern des Regimes erzogen werden. Mehr als eine Million Menschen fliehen ins Ausland.

Ganz Indochina ist nun kommunistisch, denn auch in Laos hat sich im Sommer 1975 die KP durchgesetzt und führt fortan das Land. In Vietnam selbst bleibt die wirtschaftliche Lage schwierig, auch weil die USA alles versuchen, um internationale Hilfen für den Staat zu verhindern. Doch irgendwann kommen Öffnung und Annäherung.

1986 beschließt die vietnamesische Staatsführung, die Ökonomie vorsichtig zu liberalisieren, lässt privatwirtschaftliche Initiativen und ausländische Investitionen zu. Erste Touristen kommen, darunter Ex-GIs, auf der Suche nach Abschluss und Versöhnung.

Nach dem Ende des Kalten Krieges nehmen auch Hanoi und Washington Beziehungen auf; 1995 eröffnen die einst verfeindeten Staaten jeweils Botschaften.

Und im Jahr 2000 reist US-Präsident Bill Clinton nach Südostasien. Bei einer Rede vor Studenten in Hanoi erklärt Clinton, die Amerikaner begannen nun, mit „Vietnam“ nicht mehr einen Krieg zu verbinden.

Sondern ein Land. ●

Johannes Strempel, Jg. 1971, besuchte während seiner Recherchen in Kambodscha auch das „killing field“ Choeung Ek sowie das Foltergefängnis Tuol Sleng. Einheimische, nach der Zeit unter den Roten Khmer gefragt, wechselten meist rasch das Thema.

LITERATUREMPFEHLUNGEN. Ben Kiernan, *„The Pol Pot Regime“*, Yale University Press: Der Autor hat Hunderte Zeugen interviewt und zeichnet damit ein ausführliches Bild des Pol-Pot-Regimes. David Chandler, *„Voices from S-21“*, University of California Press: Mithilfe der erhaltenen schriftlichen „Geständnisse“ der Häftlinge in Tuol Sleng rekonstruiert der Autor die Verhöre und Folterungen der Gefangenen und veranschaulicht die Paranoia der Männer um Pol Pot.

Umkämpftes Land

Es ist der längste und blutigste Konflikt im Kalten Krieg. Und für die USA der erste Waffengang, den sie nicht gewinnen. Die größten Opfer aber bringen die Vietnamesen – in drei Jahrzehnten voller Gewalt ——— Text: OLAF MISCHER

1945

2. 9. Japan kapituliert, der Zweite Weltkrieg ist beendet. In Hanoi, im Norden Vietnams, ruft der Kommunist Ho Chi Minh am selben Tag die Demokratische Republik Vietnam (DRV) aus. Die ehemalige französische Kolonie Vietnam war 1940 von Japan besetzt worden. Ho hat als Chef der aus bürgerlichen und kommunistischen Kämpfern bestehenden „Liga für die Unabhängigkeit Vietnams“ (Vietminh) seit 1943 gegen die Japaner gekämpft – zuletzt als Verbündeter der USA.

22. 9. Französische Truppen erobern Saigon im Süden der DRV, um von dort aus das ehemalige Kolonialreich in Indochina (zu dem auch Kambodscha und Laos gehörten) zu erneuern. Bis zum Ende des Jahres vertreiben die mehr als 35 000 französischen Soldaten die Vietminh aus allen Provinzen Südvietnams und rüsten zum Angriff auf den Norden des Landes.

1946

6. 1. Bei Parlamentswahlen in der DRV, die nun aus den nordvietnamesischen Regionen Annam und Tonkin besteht, erhält der politische Arm der Viet-

minh 97 Prozent der Stimmen. Wenig später wählt das Parlament Ho Chi Minh offiziell zum Staatspräsidenten und Premier.

16. 2. Ho bittet US-Präsident Harry S. Truman um Hilfe gegen die Franzosen. Doch der antwortet nicht: Er will die kommunistisch dominierte Vietminh-Regierung nicht unterstützen.

23. 11. Die französische Marine greift Haiphong im Norden Vietnams an. Knapp vier Wochen später erklärt die DRV Frankreich den Krieg. Bis zum Ende des Jahres bringt Paris weite Teile Nordvietnams unter seine Kontrolle. Fortan führen die etwa 40 000 Kämpfer der Vietminh von schwer zugänglichen Dschungelregionen aus einen Partisanenkrieg.

1947

7. 10. Französische Truppen greifen die wichtigste Stellung der Vietminh an und töten 9000 Kämpfer. Danach stagniert der Krieg: Die technisch überlegenen Angreifer können die Verteidiger nicht besiegen, da die Vietminh ihre Lager im dichten Dschungel aufschlagen, die aus der Luft kaum entdeckt und mit Militärfahrzeugen nicht erreicht werden können.

1949

1. 7. Paris setzt Bao Dai – bis August 1945 Marionettenkaiser der französischen und japanischen Kolonialherren – als Staatsoberhaupt von ganz Vietnam ein. Frankreich will so seine Herrschaft legitimieren. Denn mittlerweile kontrolliert die Vietminh wieder Teile der nördlichen Regionen – auch, weil Ho Chi Minh die Felder von Großgrundbesitzern an mittellose Bauern verteilen lässt.

1950

18. 1. China erkennt die DRV diplomatisch an; kurz darauf nimmt auch Moskau Beziehungen zu Hanoi auf – für die USA der Beweis, dass die Vietminh mit den kommunistischen Mächten kooperiert. Bald darauf entsendet Washington einen Botschafter in Bao Dais Hauptstadt Saigon. **26. 7.** Die USA unterstützen Frankreich mit 15 Millionen Dollar Rüstungshilfe und übernehmen in den folgenden Jahren den größten Teil der Kriegskosten. Sollte die kommunistisch dominierte Vietminh siegen, so glaubt Präsident Truman, würden bald alle südostasiatischen Staaten kommunistisch

werden. Zugleich schickt er Militärberater als Ausbilder nach Saigon.

1951

13. 1. Bei einem Angriff auf französische Stellungen kommen etwa 6000 Vietminh ums Leben. Danach beschränkt sich die Bewegung wieder auf Partisanenangriffe. **19. 2.** Die Kämpfer um Ho Chi Minh gründen eine Arbeiterpartei (die spätere KP) und erklären die Errichtung einer „volksdemokratischen Diktatur“ nach chinesischem Vorbild zum Ziel der Organisation. Damit ist die Volksfront aus Kommunisten und bürgerlichen Kämpfern de facto aufgekündigt.

1952

Februar. Vietminh-Kämpfer haben nordwestlich von Hanoi französische Versorgungslinien durch Anschläge, Gefechte und Verminung durchschnitten, sodass Paris Gebiete räumen muss und das besetzte Hanoi bald nur noch über den Hafen Haiphong oder aus der Luft versorgen kann.

1953

20. 11. Französische Truppen beginnen bei Dien Bien Phu mit dem Bau

starker Befestigungsanlagen. Damit wollen sie General Vo Nguyen Giap zu einer Schlacht provozieren. Doch der lässt unbemerkt Stellungen auf Berghängen rund um das Gelände bauen und von dort Tunnel ins Tal graben.

1954

18. 2. USA, UdSSR, Großbritannien und Frankreich beschließen, über eine Waffenruhe in Vietnam und über Indochinas Zukunft zu beraten. **13. 3.** Bei Dien Bien Phu greifen 50 000 Guerillakämpfer die 10 000 im Tal stationierten Kolonialsoldaten an und kesseln sie ein. Anfang Mai ergeben sich die Franzosen. Die Niederlage leitet das Ende ihrer Kolonialherrschaft in Indochina ein.

8. 5. In Genf beginnt die Indochina-Konferenz, zu der auch Vertreter Chinas sowie der DRV und des Regimes von Bao Dai eingeladen sind.

25. 6. Der Exilpolitiker Ngo Dinh Diem erreicht Saigon. Der Antikommunist soll auf Bitten Bao Dais die Regierung führen. **21. 7.** Die Indochinakonferenz beschließt eine provisorische Teilung Vietnams: Ho Chi Minh wird die Kontrolle über das Gebiet

nördlich des 17. Breitengrades mit 16 Millionen Einwohnern zugesprochen; im Süden (15 Millionen Menschen) herrscht nun die Regierung Diem. Frankreich muss schrittweise seine Truppen aus Indochina abziehen. Bis zum Juli 1956 sollen die Bürger in landesweiten Wahlen die Einheit Vietnams herstellen. So sieht es das Abschlussprotokoll der Konferenz vor, das allerdings weder die Vertreter Washingtons noch jene Saigons unterzeichnen. Denn Eisenhower und Diem gehen davon aus, dass die Mehrheit der Bevölkerung für die Einheit unter Ho Chi Minh stimmen würde. Etwa 125 000 Zivilisten sind in dem Krieg getötet worden, wohl 100 000 französische Soldaten, fast ebenso viele südvietnamesische Soldaten und mehr als 200 000 Vietminh-Kämpfer.

1955

20. 9. Ho Chi Minh übergibt die Regierungsgeschäfte an Außenminister Pham Van Dong. Er selbst bleibt Staatsoberhaupt. Die Partei formt Nordvietnam zum sozialistischen Einheitsstaat um.

26. 10. Mit Unterstützung der CIA setzt Diem Staatsoberhaupt Bao Dai ab, erklärt sich zum Präsidenten der Republik Vietnam und regiert das Land fortan als Diktator. Sein Geheimdienst verfolgt kommunistische und buddhistische Kritiker.

1956

22. 5. Südvietnams Regierung stellt klar, dass die im

Genfer Schlussprotokoll vorgesehene Abstimmung über die Einheit Vietnams im Süden nicht stattfinden werde. Die Führung in Hanoi setzt nun darauf, dass Rebellen Diems Regime stürzen werden.

1957

Oktober. Erste Anschläge von Partisanen auf südvietnamesische Regierungsgebäude. Bis zum Jahresende sterben mehr als 400 Beamte.

1959

Mai. Nordvietnamesische Sondereinheiten beginnen mit dem Bau des (später

Gebiete bis zum Mekongdelta. Während die Staatsführung Kambodschas dem Bau später zustimmt, kann ihn der proamerikanische Regierungschef von Laos nicht unterbinden, weil sich von Hanoi unterstützte Rebellen gegen ihn erhoben haben.

1960

März. Südvietnamesische Kommunisten, oppositionelle Buddhisten und Katholiken schließen sich gegen Diem zusammen und gründen wenig später die „Nationale Front für die Befreiung Südvietnams“, die unter dem Na-

ville eröffnet. Dorthin dürfen bald mit Erlaubnis von Staatschef Prinz Norodom Sihanouk chinesische und sowjetische Schiffe Waffen und Munition für den Vietcong liefern. Sihanouk – Gründer einer nationalistischen Staatspartei – erhält zwar von den USA Militärhilfe, doch wird das Verhältnis zu Washington immer schlechter, unter anderem weil Truppen Südvietnams bei der Verfolgung von Vietcong-Kämpfern mehrmals seine Grenzen verletzen. Kambodschas wichtigster Verbündeter wird China.

vietnamesischer Truppen zu beteiligen; wenig später gibt er auch US-Bomber-Einsätze zur Unterstützung der Bodentruppen Saigons frei – solange ein einheimischer Soldat an Bord ist. Zudem entsendet er etwa 13 000 zusätzliche Berater in die Krisenregion. Kennedy glaubt, Südvietnam durch einen „begrenzten Krieg“ ohne den Einsatz von US-Bodentruppen stabilisieren zu können. Bis zum Ende des Jahres kontrollieren die Rebellen indes mehrere ländliche Regionen.

1962

9. 1. US-Piloten versprühen erstmals das dioxinhaltige „Agent Orange“ über Feldern in Südvietnam, um den Vietcong zu schwächen. Das Herbizid vernichtet die erntereifen Reisfelder, verursacht Krebs, schwere Hautkrankheiten, Fehlgeburten und extreme Missbildungen bei Embryos.

1963

2. 9. Nachdem Diem Huldigungen zu Ehren Buddhas verboten hat und seine Soldaten auf Gläubige geschossen haben, distanziert sich Kennedy von ihm: Nur durch eine Änderung der Politik könne die Staatsführung die Unterstützung der Bürger gewinnen – „vielleicht aber auch durch einen personellen Wechsel“.

2. 11. Südvietnamesische Offiziere setzen mit Billigung der USA Präsident Diem ab. Nun lösen sich mehrere kurzlebige Juntas in rascher Folge ab, denen es ebenfalls nicht gelingt, die Loyalität der Bevölke-



Die Namen von fast 60 000 toten oder vermissten GIs, in Stein graviert: Eine Gedenkstätte in Washington erinnert an die amerikanischen Opfer des Konflikts – finanziert durch Spenden. Denn die Weltmacht arbeitet ihren ersten verlorenen Krieg kaum auf, bietet behinderten und traumatisierten Veteranen erst nach Jahren Unterstützung

so genannten) Ho-Chi-Minh-Pfads, über den die Rebellen im Süden mit Waffen versorgt und mit Kriegern verstärkt werden. Der Weg verläuft durch abgelegene laotische sowie kambodschanische

men „Vietcong“ bekannt wird. Ihr militärischer Arm, die „Volksbefreiungsarmee“, wird dank Hilfe des Nordens rasch eine starke Partisanenarmee. **2. 4.** In Kambodscha wird der Seehafen Sihanouk-

1961

August. Da die Attacken des Vietcong immer zahlreicher werden, erlaubt der neue US-Präsident John F. Kennedy den amerikanischen Militärberatern, sich an Kampfeinsätzen süd-

zung zu gewinnen und das Land zu befrieden. Immer mehr Bürger schließen sich dem Vietcong an.

22. 11. Kennedy wird ermordet. Sein Nachfolger ist Vizepräsident Lyndon B. Johnson. Südvietnam ist mittlerweile ein dreigeteiltes Land: Die Bergregionen entlang der Grenze zu Kambodscha sind fast vollkommen in der Hand des Vietcong, das Mekongdelta und viele südliche Landesteile sind umkämpft, lediglich Saigon sowie die anderen Großstädte und die Küstenregionen sind unter Kontrolle der Regierung.

1964

5. 8. Die USA nehmen die Meldung über einen nordvietnamesischen Angriff auf ihren Zerstörer „Mad-dox“ im Golf von Tonkin zum Anlass für die ersten massiven Luftangriffe auf Ziele in Nordvietnam.

7. 8. Der US-Kongress ermächtigt Präsident Johnson, „alle notwendigen Schritte, einschließlich der Anwendung bewaffneter Gewalt, zu ergreifen“, um den Frieden in Südostasien wiederherzustellen. Doch wegen der Präsidentschaftswahl im November macht Johnson zunächst keinen Gebrauch von seinen Befugnissen. Später betrachten er und seine Nachfolger die „Golf-von-Tonkin-Resolution“ als Ersatz für eine nach der Verfassung für den bewaffneten Kampf notwendige (aber nie erfolgte) Kriegserklärung an Nordvietnam.

1. 11. Eine Einheit des Vietcong greift eine US-Luftbasis bei Saigon an,

tötet vier Soldaten und zerstört fünf Flugzeuge. Es ist der erste Überfall auf eine amerikanische Militäreinrichtung – und der Auftakt einer Reihe weiterer blutiger Anschläge.

Dezember. China entsendet Hilfstruppen nach Nordvietnam, die etwa bei

2. 3. Nach weiteren Angriffen des Vietcong auf US-Militärbasen beginnen die USA die dauerhafte Bombardierung Nordvietnams.

8. 3. Bei Da Nang landen 3500 Marines – die erste offizielle US-Kampfeinheit im Konflikt um Vietnam.

ein Schlag gegen 2000 Vietcong, die wohl einen Angriff auf einen US-Flugplatz planen. Nach sechs Tagen haben die Amerikaner die Schlacht gewonnen. Fortan bombardieren sie immer wieder Stellungen der Partisanen – doch meist

Die NVA verliert wohl 2000 Soldaten.

18. 12. US-Marine-Infanteristen patrouillieren fortan auf den 5500 Kilometer langen Binnenwasserstraßen Südvietnams, um für den Vietcong bestimmte Lieferungen abzufangen. Mittlerweile kontrollieren die Rebellen etwa die Hälfte der ländlichen Regionen Südvietnams – obwohl inzwischen 184 300 GIs in Vietnam stationiert sind.

1966

26. 3. In mehreren US-Städten kommt es zu Protesten gegen den Krieg. Doch bei einer Meinungsumfrage sprechen sich nur zehn Prozent der US-Bürger für einen sofortigen Truppenabzug aus.

15. 7. 8000 GIs und 3000 südvietnamesische Kämpfer vertreiben etwa 10 000 NVA-Soldaten, die über die innervietnamesische Grenze vorgedrungen sind. Es ist die bislang größte Gegenoffensive der USA. Bis zum Jahresende fliegt die Air Force etwa 80 000 Einsätze allein über Nordvietnam, bei denen sie 136 000 Tonnen Bomben abwirft.

1967

8. 1. 30 000 amerikanische und südvietnamesische Soldaten greifen eine Region an, in der sie Vietcong-Kämpfer vermuten. Die Soldaten vertreiben alle Bewohner des Gebiets, bombardieren deren Siedlungen, ebnen die Reste ihrer Häuser mit Planiermaschinen ein und besprühen die Felder sowie den Dschungel mit Herbiziden, um dem Vietcong die Lebensgrundlage



Erwachsene und Kinder leiden in Vietnam noch Jahrzehnte nach Kriegsende an den Folgen von Entlaubungsmitteln, die US-Piloten über dem Dschungel versprüht haben. Das darin enthaltene Gift Dioxin gilt als Auslöser von Missbildungen und psychischen Schäden

der Luftverteidigung eingesetzt werden. In den folgenden zwei Jahren werden dort 170 000 chinesische Soldaten stationiert. Im Süden Vietnams kämpfen nun gut 150 000 Nordvietnamesen und Vietcong-Partisanen.

1965

7. 2. Nach einem Überfall auf US-Militäreinrichtungen ordnet Präsident Johnson Luftangriffe gegen militärische Ziele in Nordvietnam an. Moskau verpflichtet sich, Waffen nach Hanoi zu liefern.

28. 4. US-Kampfflugzeuge werfen 35 Bomben auf eine kambodschanische Ortschaft ab – wahrscheinlich als Warnung an Prinz Sihanouk, der den Vietcong unterstützt. Kurz darauf bricht der Staatspräsident die diplomatischen Beziehungen zu den USA ab.

18. 6. Nach einem Putsch wird General Nguyen Van Thieu zum Staatschef Südvietnams proklamiert.

18. 8. Mit der „Operation Starlite“ beginnt die erste große Offensive von US-Einheiten in Südvietnam:

erfolglos. Denn die Vietcong haben vielerorts ein mit Fallen gesichertes Tunnelsystem gegraben, um ihre Standorte unmerklich von der Luftaufklärung zu versorgen.

6. 9. In Washington versammeln sich 1000 Demonstranten zum ersten Antikriegsprotest.

14. 11. Erstmals stehen sich US-Truppen und Einheiten der nordvietnamesischen Armee (NVA) in einer Schlacht gegenüber. 79 Amerikaner werden während des dreitägigen Kampfes getötet.

zu nehmen. Gleichwohl kehren Bauern und Rebellen (die sich vorher in den Dschungel zurückgezogen hatten) wenige Monate später zurück und bauen ihre zerstörten Dörfer wieder auf. Nach diesem Muster verlaufen künftig fast alle Aktionen gegen den Vietcong.

10. 5. Gemeinsam mit Polizeieinheiten richten CIA-Agenten spezielle Gefängnisse für Widerstandskämpfer ein, in denen sie Rebellen foltern, um sie zu Spitzeln zu machen und um Informationen über den Vietcong zu erhalten. Mindestens 20 000 Menschen kommen im Gefängnis und bei CIA-geführten Einsätzen in Dörfern ums Leben.

19. 5. Verteidigungsminister Robert McNamara erklärt Präsident Johnson, dass die USA den Dschungelkrieg gegen die flexibel kämpfenden und vom Großteil der Bevölkerung akzeptierten Vietcong-Partisanen nicht gewinnen können.

22. 5. Johnson lädt Nordvietnams Regierung zu Friedensgesprächen ein. Doch Hanoi lehnt ab – wohl wegen des fortwährenden Bombardements.

25. 10. Die nordvietnamesische Führung beschließt eine Offensive: Durch einen groß angelegten Überraschungsangriff sollen die Gegner im Süden zumindest kurzzeitig gelähmt werden – sodass die Bevölkerung einen Aufstand gegen die Regierung Thieu wagt.

1968

20. 1. 20 000 NVA-Soldaten greifen die US-Basis

Khe Sanh an und schließen kurz darauf einen Belagerungsring um die Militäranlage. General Giap hofft wohl, dass die Amerikaner als Reaktion darauf Truppen aus anderen Landesteilen abziehen; ebendies würde die Siegchancen bei der von ihm geplanten Offensive während des vietnamesischen Neujahrsfestes Tet am 31. Januar verbessern. Die Strategie geht auf: General William C. Westmoreland, US-Oberbefehlshaber in Vietnam, kommandiert 15 000 Elitesoldaten nach Khe Sanh ab.

31. 1. Giap lässt die Tet-Offensive beginnen: Unter hohen Verlusten attackieren seine Truppen fünf der sechs großen Städte Südvietnams, nehmen 36 der 44 Provinzhauptstädte und ein Viertel der 242 größeren Orte ein. Doch kurz darauf beginnen Amerikaner und Südvietnamesen eine Gegenoffensive.

24. 2. Da vermutlich mehr als 50 000 Vietcong und NVA-Soldaten ums Leben gekommen sind, gibt Giap die Tet-Offensive verloren. Dennoch ist sie ein Wendepunkt im Krieg: 53 Prozent der Amerikaner halten das Engagement in Vietnam bald für einen Fehler; Präsident Johnson verzichtet auf eine erneute Kandidatur im Herbst.

16. 3. Im Weiler „My Lai (4)“ und einem weiteren Ort begehen GIs ein Massaker an 500 Menschen.

31. 3. Präsident Johnson lässt die Bombenangriffe auf Nordvietnam weitgehend einstellen und bietet Friedensgespräche an. Geschwächt durch die gescheiterte Tet-Offensive,

akzeptiert das Regime in Hanoi die Offerte.

8. 4. Die NVA gibt die Belagerung von Khe Sanh auf. Vermutlich sind dort rund 15 000 Vietnamesen, aber weniger als 300 GIs ums Leben gekommen.

10. 5. In Paris beginnen Friedensgespräche zwischen den USA und Nordvietnam, die jedoch bald abgebrochen werden.

30. 10. Johnson beendet die Bombardierungen Nordvietnams, weil sie Friedensgespräche erschweren. Zum Ende des Jahres sind in Vietnam 549 000 GIs stationiert, so viele wie nie zuvor. Die NVA wird inzwischen von 2000 sowjetischen Militärberatern unterstützt.

1969

20. 1. Der Republikaner Richard M. Nixon wird als US-Präsident vereidigt. Er hat die Wahl mit dem Versprechen gewonnen, den Krieg in kurzer Zeit „ehrenvoll“ zu beenden.

25. 1. In Paris beginnen Friedensgespräche zwischen Hanoi, Washington und Saigon.

17. 3. Nixon autorisiert geheime Luftangriffe auf Kambodscha, um den dort verlaufenden Ho-Chi-Minh-Pfad zu zerstören. In den folgenden Jahren wird die Air Force mehr als 150 000 Zivilisten töten.

8. 6. Als Reaktion auf die immer stärker werdende Ablehnung des Krieges in den USA verkündet Nixon die „Vietnamisierung“ des Konflikts: die schrittweise Reduzierung der US-Truppen sowie die Stärkung der südvietnamesischen Verbündeten durch Waffen- und Finanzhilfe.

2. 9. Ho Chi Minh stirbt mit 79 Jahren an einem Herzinfarkt.

31. 12. Nixon hat inzwischen mehr als 100 000 Soldaten abgezogen.

1970

18. 3. Mit Unterstützung der CIA setzen Putschisten Kambodschas Staatsoberhaupt Sihanouk ab, der sich in Moskau aufhält. Das neue Regime soll die USA bei der Zerstörung des Ho-Chi-Minh-Pfades unterstützen.

29. 4. 50 000 südvietnamesische Soldaten marschieren in Kambodscha ein. Zwei Tage später folgen 30 000 GIs. Das Kampfgebiet ist begrenzt auf eine 30 Kilometer breite Region entlang der Grenze, in der sich 60 000 vietnamesische Partisanen aufhalten sollen. Doch die lassen sich nicht in Schlachten verwickeln, sondern ziehen sich weiter nach Westen zurück.

5. 5. Prinz Sihanouk bildet in Beijing eine Exilregierung – gemeinsam mit Vertretern der bislang mit ihm verfeindeten „Roten Khmer“. Die maoistische Rebellengruppe kämpft mit Unterstützung Hanois gegen die Putschisten in Phnom Penh.

30. 6. Angesichts massiven politischen und öffentlichen Protests in den USA zieht Nixon die Truppen aus Kambodscha ab, setzt das Bombardement jedoch fort. Mit dem Kampfeinsatz in Kambodscha hat Nixon vor allem seinen Verbündeten in Phnom Penh geschadet: Vietcong und Rote Khmer treiben deren Regierungstruppen auf die thailändi-

sche Grenze zu. Wegen der US-Luftangriffe schließen sich immer mehr junge Männer den Roten Khmer an: Im März 1969 bestand die Gruppe aus 1000 Kämpfern, nun sind es wohl 150 000.

1971

März. Nur 34 Prozent der Amerikaner glauben an den Erfolg der Vietnamisierung. Die Hälfte der Befragten hält den Krieg für „moralisch falsch“.

28. 3. In Südvietnam überfallen etwa 50 Vietcong die US-Basis Mary Anne und töten oder verwunden fast die Hälfte der 231 dort stationierten Soldaten. Es ist der blutigste einer Serie ähnlicher Anschläge des Vietcong in diesem Jahr. Viele GIs sind mittlerweile apathisch und vernachlässigen den Dienst. 44 Prozent nehmen angeblich zumindest gelegentlich Heroin, 20 Prozent sollen drogenabhängig sein.

31. 12. Gut 150 000 US-Soldaten sind in Vietnam stationiert – darunter nur noch knapp 10 000 in Kampftruppen.

1972

23. 3. Die USA werfen Hanoi vor, nicht ernsthaft zu verhandeln, und brechen die Pariser Gespräche ab.

30. 3. Um Druck auf die USA auszuüben und die eigene Verhandlungsposition nach der erwarteten Wiederaufnahme der Friedensverhandlungen zu stärken, beginnt Nordvietnam eine Offensive: Die NVA soll erneut versuchen, den Süden zu erobern. Die südvietnamesischen Truppen haben

dem nichts entgegenzusetzen.

8. 5. Als Reaktion auf die Offensive befiehlt Präsident Nixon die Verminung von Nordvietnams Häfen sowie die Zerstörung von Straßen, Brücken und Ölbunkern. Dadurch wird die Versorgung der NVA-Truppen massiv gestört, sodass es Südvietnams Truppen mit US-Luftunterstützung gelingt, die Angreifer zurückzuschlagen. Es sind die schwersten Kämpfe des gesamten Krieges: 40 000 südvietnamesische Soldaten kommen während der Offensive ums Leben, 100 000 Nordvietnamesen werden verwundet oder getötet.

13. 7. Die Kriegsparteien nehmen ihre Gespräche wieder auf und erarbeiten bis Anfang Oktober einen Friedensplan: Die innervietnamesische Demarkationslinie wird zur provisorischen Grenze erklärt, die nach einem möglichen Wahlsieg der Kommunisten in Südvietnam fallen könnte; die mehr als 100 000 in Südvietnam stehenden NVA-Soldaten dürfen bleiben; die Staatsführung in Hanoi erkennt Präsident Thieu als Staatsoberhaupt des Südens an; die USA ziehen sämtliche Soldaten bis zum folgenden Frühjahr ab.

24. 10. Thieu lehnt die Pariser Vereinbarung ab. Er fordert den Rückzug der NVA-Truppen sowie die Anerkennung des 17. Breitengrades als Staatsgrenze. Daraufhin verlangen die USA weitere Gespräche mit Hanoi.

18. 12. Weil die Nordvietnamesen neuerliche Ver-

handlungen ablehnen, nimmt Präsident Nixon den Bombenkrieg wieder auf: Zehn Tage fliegt die Air Force Angriffe gegen militärische Ziele in Hanoi und tötet 2000 Zivilisten.

26. 12. Nordvietnam erklärt sich erneut zu Friedensverhandlungen bereit.

1973

27. 1. Die USA, Nordvietnam, der Vietcong sowie Südvietnam beenden den Krieg mit einem Waffenstillstandsabkommen.

29. 3. Die letzten verbliebenen US-Truppen ziehen ab. 58 193 GIs sind in Vietnam gestorben, 304 704 wurden verwundet. Etwa zwei Millionen Vietnamesen sind ums Leben gekommen und wohl ebenso viele durch Bomben und Chemikalien verstümmelt worden.

19. 6. Der US-Kongress verbietet vom 15. August an Einsätze von US-Streitkräften in Vietnam, Laos und Kambodscha. Unterdessen haben die Roten Khmer Phnom Penh fast ganz eingeschlossen; sie beherrschen zudem weite Teile der ländlichen Regionen Kambodschas.

1974

19. 1. China nutzt die Schwäche Südvietnams und besetzt die 330 Kilometer vor Hue gelegenen Paracel-Inseln, um in der Umgebung nach Öl zu bohren. Die Annexion führt auch zu Spannungen mit den Verbündeten in Hanoi, die ganz Vietnam beanspruchen.

9. 8. Präsident Nixon tritt zurück, um einer Amtsenthhebung zuvorzukom-

men – unter anderem, weil seine Mitarbeiter im Hauptquartier der Demokraten Abhöranlagen installiert haben. Nachfolger wird der bisherige Vizepräsident Gerald Ford.

September. Der US-Kongress bewilligt deutlich weniger Militärhilfe für Saigons Streitkräfte als in den Jahren zuvor.

1975

10. 3. 25 000 NVA-Soldaten marschieren auf Saigon zu.

13. 3. Präsident Thieu zieht seine Truppen aus der nördlichen Bergregion zurück, um die südlichen Städte zu schützen. Daraufhin fliehen Hunderttausende Bewohner der Provinzen nach Süden.

3. 4. Präsident Ford gibt bekannt, dass er Flugzeugträger und Hubschrauber nach Vietnam entsendet, um Flüchtlinge zu evakuieren.

17. 4. Die Roten Khmer marschieren in Phnom Penh ein. Pol Pot, militärischer Führer der Bewegung, wird Staatsschef.

20. 4. Pol Pot befiehlt die Räumung Phnom Penhs. In den folgenden drei Tagen werden die zwei Millionen Einwohner der Metropole (und bald die Bewohner aller anderen Städte) in ländliche Regionen verschleppt.

21. 4. Südvietnams Präsident Thieu tritt zurück. Kurz darauf flieht er nach Taiwan; später geht er in die USA, wo er 2001 stirbt.

29. 4. Seit zwei Tagen stehen nordvietnamesische Truppen vor Saigon, nun gibt ein Radiosender das Signal zur letzten Evakuierung von mehreren

Tausend Amerikanern und Vietnamesen. Immer mehr Menschen strömen zur US-Botschaft, von wo aus sie auf Flugzeugträger ausgeflogen werden.

30. 4. NVA-Soldaten besetzen Saigon – damit ist der Krieg zwischen Nord- und Südvietnam beendet. In den Wochen und Monaten darauf fliehen Hunderttausende aus Furcht vor den Kommunisten in Booten nach Malaysia oder Thailand.

4. 5. Pol Pots Truppen überfallen die vietnamesische Insel Phu Quoc, um die Kambodscha und Vietnam bereits seit 1960 streiten. Zwar erobern Hanois Streitkräfte das Eiland bald zurück, doch kommt es fortan immer wieder zu Kämpfen um Grenzregionen. Damit flammt eine jahrhundertealte Feindschaft wieder auf.

9. 9. Prinz Sihanouk, von Pol Pot zum Staatsoberhaupt ernannt, kehrt aus dem chinesischen Exil nach Phnom Penh zurück. Doch dort wird er unter Hausarrest gestellt und einige Monate später abgesetzt. (1979 geht er erneut nach China.)

2. 12. In Laos übernehmen kommunistische Rebellen die Macht.

1976

2. 7. Nach Wahlen (bei denen fast ausschließlich kommunistische Bewerber kandidierten) wird ganz Vietnam zu einer „Sozialistischen Republik“. Damit ist eingetreten, was fünf US-Präsidenten verhindern wollten: Ganz Indochina wird von kommunistischen Regimes regiert.

1977

18. 7. Laos und Vietnam unterzeichnen einen Freundschaftsvertrag, der in Wirklichkeit der erste Schritt zur Vormachtstellung Hanois in Indochina ist, denn er gestattet die Stationierung vietnamesischer Soldaten in Laos.

Kambodschas Staatsschef Pol Pot führt unterdessen einen Vernichtungskrieg gegen die eigene Bevölkerung: Hunderttausende vermeintliche „Reaktionäre“ werden exekutiert; entkräftete Menschen sterben bei der Zwangsarbeit auf Feldern oder verhungern, weil das Regime trotz Nahrungsmittelknappheit tonnenweise Reis nach China exportiert. Wohl 2,2 Millionen Menschen kommen in den Jahren der Terrorherrschaft so ums Leben – fast ein Drittel der Bürger Kambodschas.

1979

7. 1. Vietnamesische Truppen marschieren in Phnom Penh ein und setzen kurz darauf einen „Revolutionären Volksrat“ als Marionettenregierung ein. Damit ist Pol Pots Schreckensherrschaft beendet.

17. 2. Während die vietnamesischen Streitkräfte den Roten Khmer in den westlichen Dschungelregionen nachsetzen, beginnt China einen „Erziehungsfeldzug“, um das Regime in Hanoi für die Besetzung Kambodschas zu bestrafen: In den folgenden vier Wochen zerstören Beijings Streitkräfte vietnamesische Städte und töten wohl Tausende Zivilisten. Dann ziehen sich die Truppen – wie zuvor

angekündigt – zurück. Das waren die letzten großen militärischen Auseinandersetzungen auf dem Boden Vietnams.

Zehn Jahre später zieht Vietnam seine Truppen vollständig aus Kambodscha ab (unter anderem weil Hanoi die Besatzungskosten kaum mehr aufbringen kann). Bald darauf erklärt ein neu gewähltes Parlament Kambodscha zur konstitutionellen Monarchie und ernennt Prinz Sihanouk zum König. Pol Pot wird nie zur Reichenschaft gezogen, er stirbt 1998 mit 72 Jahren im kambodschanischen Dschungel, wohl an Altersschwäche.

Das kriegszerstörte Vietnam wird um 1980 wiederholt von Hungersnöten getroffen – unter anderem wegen der Kollektivierung der Landwirtschaft und einer verfehlten staatlichen Wirtschaftsplanung.

Vor allem deshalb reformiert die Staatsführung ab 1986 die Wirtschaft: Sie verpachtet Ackerland der staatlichen Genossenschaften an Bauern, fördert den Export – und ermutigt multinationale Konzerne, sich in Vietnam anzusiedeln.

Eines der größten Hemmnisse für die weitere wirtschaftliche Entwicklung von Vietnam sowie von Laos und Kambodscha sind amerikanische Landminen und Blindgänger. Allein in Vietnam sind 20 Prozent des Staatsgebiets wegen der Hinterlassenschaft des Krieges nicht nutzbar.

Dennoch haben laut einer Umfrage 2015 fast 80 Prozent der Vietnamesen „eine vorteilhafte Meinung“ über die USA (über

China dagegen nur knapp 20 Prozent). Und auch Washington hat seine Distanz zu Hanoi längst aufgegeben – obwohl Vietnam nach wie vor eine kommunistische Parteidiktatur ist: 1995 haben die USA Vietnam diplomatisch anerkannt, 2016 hat Präsident Barack Obama Ho-Chi-Minh-Stadt (das ehemalige Saigon) besucht. Seit Langem sucht Hanoi die Unterstützung des einstigen Kriegsgegners – gegen den ehemaligen Verbündeten China, das auf Inseln zwischen Vietnam und Malaysia Militäranlagen errichtet, um seine Vormachtstellung in der Region auszubauen.

In den USA empfinden mittlerweile wohl die meisten Politiker und Bürger den Vietnamkrieg als großen Fehler. Selbst der 2009 verstorbene ehemalige Verteidigungsminister Robert McNamara hat rückblickend bekannt: „Wir haben es versäumt, uns die wichtigsten Fragen zu stellen: War es richtig, dass der Fall Südvietnams den Verlust ganz Südostasiens nach sich ziehen würde? Würde dies eine ernst zu nehmende Bedrohung der westlichen Sicherheit darstellen? Könnten wir den Krieg mit amerikanischen Truppen, die gemeinsam mit Südvietnamesen kämpften, gewinnen? Sollten wir nicht die Antworten auf alle diese Fragen kennen, bevor wir uns dazu entschließen würden, Truppen zu entsenden?“

Olaf Mischer, Jg. 1958, ist Verifikationsredakteur im Team von GEOEPOCHE.

Gruner + Jahr GmbH & Co KG,
Sitz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11,
20459 Hamburg. Postanschrift der Redaktion:
Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon: 040 / 37 03-0, Telefax: 040 / 37 03 56 48,
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR: Michael Schaper
STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR: Dr. Frank Otto
TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg (Konzept dieser Ausgabe), Insa Bethke, Dr. Anja Fries, Gesa Gottschalk, Samuel Rieth, Johannes Schneider, Andreas Sedlmair, Joachim Telgenbüscher
BILDREDAKTION: Christian Gargerle (Leitung), Dorit Eichmann, Roman Rahmacker, Edith Wagner
ART DIRECTION: Eva Mitschke; Tatjana Lorenz
VERIFIKATION: Lenka Brandt, Fabian Klabunde, Olaf Mischer, Svenja Muche, Alice Passfeld, Dr. Jasmin Rashid
AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Dr. Mathias Mesenhöller, Cay Rademacher
LAYOUT: Jutta Janßen, Carolin Seng
Mitarbeit: Lena Oehmsen, Carolin Tegeler
WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: Timo Bonengel
KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters
SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer; Ralf Schulte, Olaf Stefanus
CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste
HONORARE: Petra Schmidt
REDAKTIONSASSISTENZ: Ümmük Arslan; Angelika Fuchs, Helen Oqueka

VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN INHALT: Michael Schaper

VERLAGSGESCHÄFTSFÜHRER: Dr. Frank Stahmer
PUBLISHER: Alexander Schwerin
PUBLISHING MANAGER: Toni Willkommen
DIGITAL BUSINESS DIRECTOR: Daniela von Heyl
DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES:

Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb
EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES:

Heiko Hager, G + J Media Sales
VERANTWORTLICH FÜR DEN INHALT DER BEILAGEN: Daniela Krebs – Director Brand Solutions
G+J eIMS, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg
Es gilt die jeweils gültige Anzeigen-Preisliste unter www.gujmedia.de
MARKETING: Anja Wittfoth
HERSTELLUNG: G + J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling

Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 17,50 Euro)
ISBN: 978-3-652-00523-4; 978-3-652-00517-3 (Heft mit DVD)
ISSN-Nr. 1861-6097

© 2016 Gruner + Jahr, Hamburg
Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
Konto 032280000, BLZ 200 700 00
IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00,
BIC: DEUTDEHH
Litho: 4mat Media, Hamburg
Druck: appl druck GmbH,
Senefelderstraße 3–11, 86650 Wemding

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion
Telefon: 01805 / 37 03 20 98, Telefax: 040 / 37 03 56 48
E-Mail: briefe@geo-epoche.de
Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf www.geo-epoche.de vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO Kundenservice, 20080 Hamburg
persönlich erreichbar: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr
E-Mail: geoepoche-service@guj.de
Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 89 90
Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 89 90
Telefax: +49 / 1805 / 861 80 02*

GEO-KUNDENSERVICE: www.GEO.de/Kundenservice

Preis Jahresabo: 60,00 € (D), 68,40 € (A), 99,00 sfr (CH)
Abo mit DVD: 99,00 € (D), 111,00 € (A), 174,60 sfr (CH)
Studentenabo: 36,00 € (D), 41,04 € (A), 59,40 sfr (CH)
mit DVD: 59,40 € (D), 66,60 € (A), 104,76 sfr (CH)
Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich. Preise für GEOEPOCHE Digital unter www.geo-epoche.de/digital

BESTELLADRESSE FÜR

GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.
Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufen
Telefon: +49 / 40 / 42 23 64 27 Telefax: +49 / 40 / 42 23 64 27
E-Mail: guj@sigloch.de

*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz; Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

TITEL: Bettmann Archive/Getty Images
EDITORIAL: Katrin Trautner für GEOEPOCHE: 3 u.
INHALT: „Photographs by Robert Capa by Cornell Capa“/Magnum Photos/Agentur Focus: 4 l. o.; Malcolm Browne/AP Photo/dpa picture-alliance: 4 l. m.; Bettmann Archive/Getty Images: 4 l. u.; Dominique Beretty/Gamma-Rapho/Getty Images: 4 r. o.; Jeffrey Barton Silverman/Redux/laif: 4 r. m.; Sovfoto/UIG/Getty Images: 4 r. u.; AP Photo/dpa picture-alliance: 5
TOD IM DSCHUNGEL: Larry Burrows/The LIFE Picture Collection/Getty Images: 6/7, 12/13; Dominique Beretty/Gamma-Rapho/Getty Images: 8/9; Roger Pinard/Adoc-photo/bpk-images: 10/11; Bettmann Archive/Getty Images: 14/15, 20/21, 22/23; Dirk Halstead/Getty Images: 16/17; Robert Lafoon/US Government Work/action press: 18/19
DER KRIEG VOR DEM KRIEG: Jean-Jacques Levy/AP Photo/dpa picture-alliance: 24/25; „Photographs by Robert Capa by Cornell Capa“/Magnum Photos/Agentur Focus: 26/27 o., 27 l.; Ernst Haas/Getty Images: 27 r.; AP Photo/dpa picture-alliance: 28 (2), 29 (2); Fionline: 30 l.; Rue des Archives/AGIP/SZ Photo: 30 r.; Christian Kuhlmann für GEOEPOCHE: 31 (2); Daniel Camus/ECPAD/SCA/Ministère de la Défense: 32; Fred Waters/AP Photo/dpa picture-alliance: 33
LAND DER VERZWEIFLUNG: Malcolm Browne/AP Photo/dpa picture-alliance: 34/35; Granger Coll./Interfoto: 36; Larry Burrows/The LIFE Picture Collection/Getty Images: 37, 42; Horst Faas/AP Photo/dpa picture-alliance: 39, 41, 43; Tran Binh Khuol: 40; Pictorial Parade/Archive Photos/Getty Images: 45
DAS IMPERIUM MACHT MOBIL: Bettmann Archive/Getty Images: 46/47, 48/49; Peter Newark Pictures/Bridgeman Art Library: 50/51; Arnie Sachs/Polaris/laif: 52 o.; Philip Jones Griffiths/Magnum Photos/Agentur Focus: 52 m.; Bob Daugherty/AP Photo/dpa picture-alliance: 52 u.
IM SCHATTEN DER BOMBER: Le Minh Truong/Fondation Patrick Chauvel: 54/55; Universal Images/akg-images: 56; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 57, 60; Sovfoto/UIG/Getty Images: 58; Marc Riboud/Magnum Photos/Agentur Focus: 59 o.; dpa/SZ Photo: 59 u.; Thanh Tung: 61; Doan Cong Tinh: 62 o.; Van Bao: 62 u.
IN DER GRÜNEN HÖLLE: AP Photo/dpa picture-alliance: 65; ddp images: 66 o.; Bettmann Archive/Getty Images: 66 u., 67, 68 o., 69 o., 71, 72 o., 73; Gamma-Rapho/laif: 68 u.; The LIFE Picture Collection/Getty Images: 69 u.; Catherine Leroy: 70 o.; Roger Pinard/Adoc-photos: 70 u.; Larry Burrows/The LIFE Picture Collection/Getty Images: 72 u., 75; Dick Swanson/The LIFE Picture Collection/Getty Images: 74

EIN SIEG ALS NIEDERLAGE: Doan Cong Tinh/Fondation Patrick Chauvel: 76/77; CPA Media/Pictures From History/dpa picture-alliance: 78, 80/81; Hong Seong-Chan/AP Photo/dpa picture-alliance: 79; Eddie Adams/AP Photo/dpa picture-alliance: 83 (9); Bettmann Archive/Getty Images: 84; Philip Jones Griffiths/Magnum Photos/Agentur Focus: 86/87, 88
DIE GESPALTENE NATION: Jeffrey Barton Silverman/Redux/laif: 92/93; Bruno Barbey/Magnum Photos/Agentur Focus: 94; Michael Abramson/The LIFE Picture Collection/Getty Images: 97; Raymond Depardon/Magnum Photos/Agentur Focus: 98; AP Photo/dpa picture-alliance: 100 o.; Ronald L. Haebler/CPA Media/dpa picture-alliance: 100 u.; Nick Ut/AP Photo/dpa picture-alliance: 101; John Filo/Getty Images: 102
ZWISCHEN DEN FRONTEN: Bettmann Archive/Getty Images: 104/105, 110, 111 m., 111 u., 113; Philip Jones Griffiths/Magnum Photos/Agentur Focus: 106 o., 107, 111 o.; John Dominis/The LIFE Picture Collection/Getty Images: 106 u.; A. Abbas/Magnum Photos/Agentur Focus: 108; UPI: 114
LEBEN IN DER BLASE: Bettmann Archive/Getty Images: 116/117, 120 o.; Bruno Barbey/Magnum Photos/Agentur Focus: 119; AP Photo/dpa picture-alliance: 120/121; United Service Organization: 123; Nik Wheeler/Getty Images: 124 l.; Jim Pickrell/Black Star/imagetrust: 124/125
DER FALL VON SAIGON: Herve Gloaguen/Gamma-Rapho/Getty Images: 126/127; Nick Ut/AP Photo/dpa picture-alliance: 128/129; Dirk Halstead/Hulton Archive/Getty Images: 132; Nick Wheeler/Sipa/AP Photo/dpa picture-alliance: 133, 136; Bridgeman Images: 134; Michel Lipchitz/AP Photo/dpa picture-alliance: 135; Bettmann Archive/Getty Images: 137; AP Photo/dpa picture-alliance: 138/139; Roger Violette/Getty Images: 140/141
DER ROTE WAHN: David A. Harvey/National Geographic/Getty Images: 142/143; Tuol Sleng Museum of Genocide: 144, 149, 152; Alex Bowie/Hulton Archive/Getty Images: 146 o. l.; Bettmann Archive/Getty Images: 146 o. r.; CPA Media/dpa picture-alliance: 146 u.; Hervé Champollion/akg-images: 151 l.; Roland Neveu/LightRocket/Getty Images: 151 r.
UMKÄMPFTES LAND: Win McNamee/Getty Images: 157; Roland Schmid/13 Photo: 158
VORSCHAU: Joseph Martin/bpk-images: 163

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.
© GEO 2016 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

Die Geschichte DES CHRISTENTUMS

Um das Jahr 30 schlagen Römer einen jüdischen Wanderprediger in Jerusalem ans Kreuz. Was danach geschieht, verändert den Lauf der Welt

Die Leiden des Wanderpredigers müssen unerträglich sein, als Soldaten ihm Nägel durch Füße und Hände in das hölzerne Kreuz treiben, auf das sie ihn zuvor gezwungen haben. Der Schmerz, als sie das Gestell mit seinem Leib auf einer Anhöhe nahe Jerusalem aufrichten, damit er dort für alle sichtbar seine Strafe verbüßt.

Nur wenige Getreue stehen dem Mann, von den Römern wegen Aufruhrs zum Tod verurteilt, in seiner Qual bei. Viel zahlreicher sind jene, die den Gemarterten verhöhnen. Denn wenn er, wie seine Jünger sagen, der lang ersehnte Messias sei oder gar Gottes Sohn, wieso kann er sich dann nicht selbst erlösen? Weshalb kann er sich nicht retten, obwohl er doch so vielen Menschen geholfen, ja angeblich sogar Tote zum Leben erweckt hat?

Wohl sechs Stunden dauert sein Martyrium, danach wird die Leiche vom Kreuz genommen und bestattet.

Die Welt hätte von diesen Vorkommnissen am Rande des Römischen Reichs um das Jahr 30 unserer Zeitrechnung

nicht weiter Notiz genommen, wenn die Geschichte des Jesus von Nazareth mit seinem Tod beendet gewesen wäre.

Doch das ist sie nicht.

Denn als einige seiner Anhängerinnen das Grab des Hingerichteten drei Tage später aufsuchen, finden sie es offen. Der Leichnam ist verschwunden. Dafür verkündet ihnen ein Mann in einem weißen Gewand, dass Jesus auferstanden sei von den Toten.

Niemand weiß wirklich, was damals in Jerusalem passiert ist. Nur so viel ist sicher: Die Weggefährten Jesu glauben an das Wunder. Fortan verbreiten Männer wie der einstige Fischer Petrus oder der geläuterte Christusgegner Paulus die „frohe Botschaft“ (griech. *euangelion*) von seinem Leben, von Jesu Wirken, Tod und Auferstehung. Erst dadurch wird aus einem zuvor kaum bekannten jüdischen Prediger nun Christus, „der Gesalbte“.

Und das Versprechen, jeder könne durch das aufrichtige Vertrauen in den Sohn Gottes sogar über den Tod triumphieren, entfaltet eine derartige Anziehungskraft, dass sich immer mehr Menschen

im Imperium Romanum – und bald auch darüber hinaus – zu der neuen Religion bekennen. Konstantin der Große ist der erste römische Kaiser, der sich taufen lässt. Und um 390 wird das Christentum unter Theodosius I. de facto zur Staatsreligion im Imperium.

So mächtig ist die Botschaft, dass das Christentum selbst schwerste Krisen überdauert – den Untergang des Römischen Reichs, in dem es groß geworden ist; die Konfrontation mit dem Islam; sowie zahllose innere Spaltungen, die sich immer wieder an Streitereien etwa um die wahre Natur Jesu entzünden oder am Zwist um die richtige Beschaffenheit des Brotes bei der Abendmahlfeier.

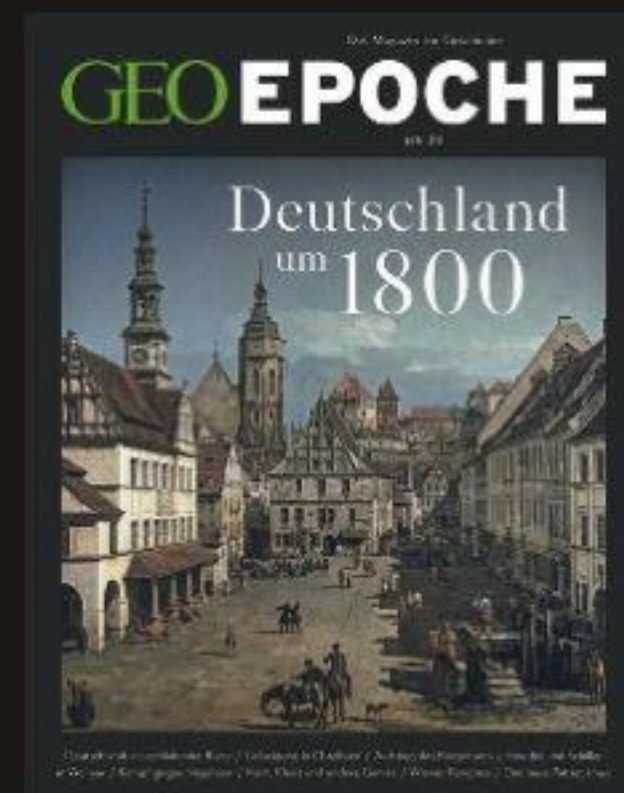
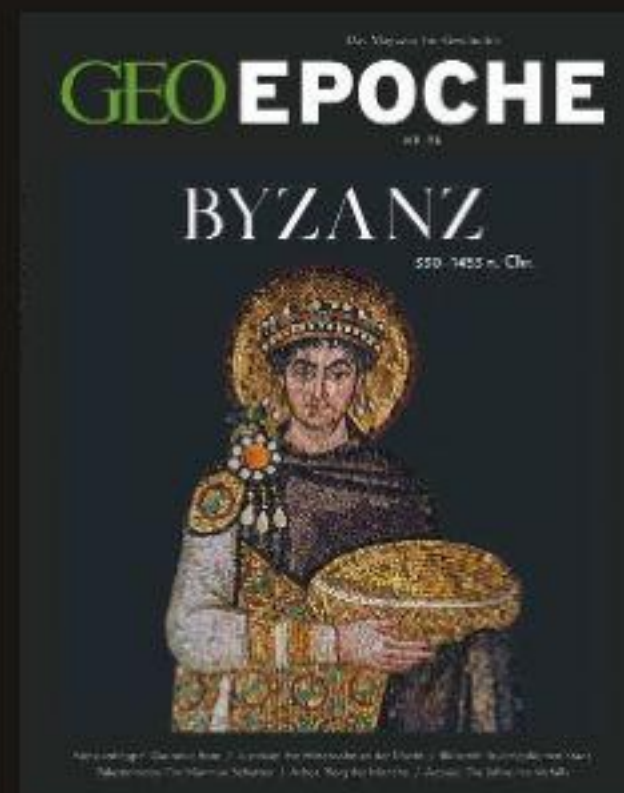
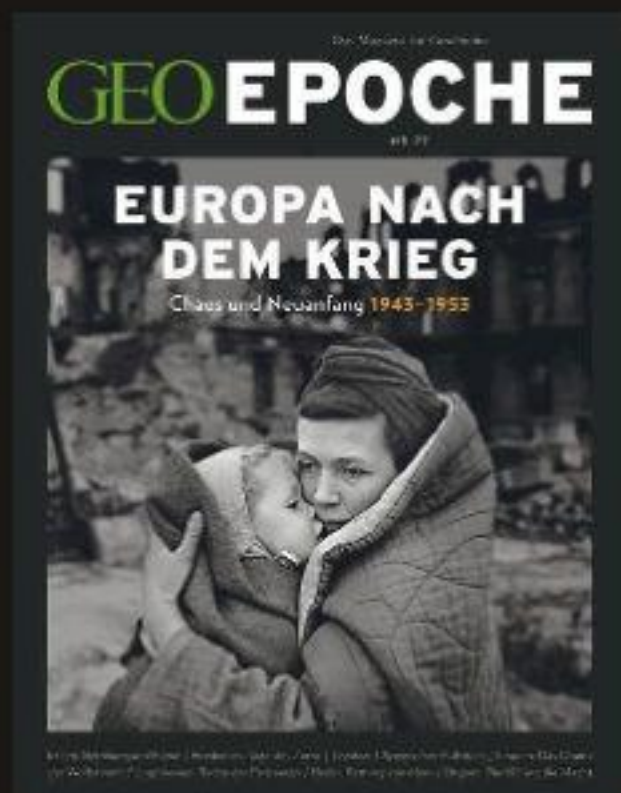
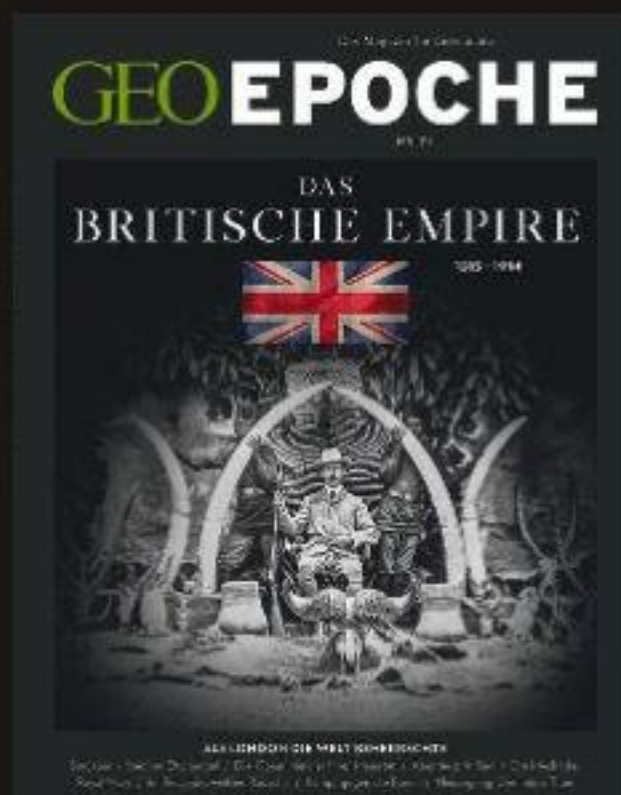
GEOEPOCHE widmet sich der Geschichte des Christentums, jener Religion, die mit der Kreuzigung eines Wanderpredigers ihren Anfang nahm und in der Folge nicht nur die Geschichte Europas maßgeblich geprägt hat, sondern mit derzeit etwa 2,3 Milliarden Gläubigen die des gesamten Erdkreises mitbestimmt.

Es ist die Geschichte der größten aller Weltreligionen.



Mit Jesu Tod und Auferstehung beginnt vor knapp 2000 Jahren ein neuer Glaube: das Christentum (Diego Velázquez, um 1632)

MAGAZINE, DIE GESCHICHTE SCHREIBEN



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEOEPOCHE